00099685

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-1.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

99685

Karl Lachmann.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

Wendelin von Maltzahn.

Achter Band.

Vol. VIII

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1855.

00099685

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Erster Theil. 1768. 3

Zweyter Theil. 1769. 99

Briefe über die Tanzkunst und über die Ballete, von Herrn Noverre. Aus dem Französischen übersetzt. 1769. 196

Wie die Alten den Tod gebildet: eine Untersuchung. 1769. . . 199

Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. 1770. 251

(Ankündigung von Reiske's Demosthenes.) 1770. 351

Gedichte von Andreas Scultetus. 1771.

Aus zwey Briefen an den Hrn. Prof. Zachariä. 355

Predigt über zwey Texte 403

Vermischte Schriften. Erster Theil 1771.

Vorbericht 411

Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten 412

Ueber die sogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 1771. 507

Briefe, antiquariſchen Inhalts:

Αγωνισμα μαλλον ες το παραχρημα ακουειν
ἡ κτημα ες ἀει —

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Erſter Theil.

1768.

Berlin, bey Friedrich Nikolai. 1768. 8.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereyen über mißverstandene Meinungen dem Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrücket habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Komplimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit

ſucht. Die Beſcheidenheit richtet ſich genau nach dem Verdienſte, das ſie vor ſich hat; ſie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die ſchlaue Höflichkeit gibt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer, iſt der wahre Grobe, er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken.

Doch es ſey, daß jene gothiſche Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges iſt. Soll ſie darum unſere Schriften eben ſo ſchaal und falſch machen, als unſern Umgang? —

Erster Brief.[1]

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir Leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ohngeachtet: worinn besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unsrer besten Kunstrichter „(dem Verfasser des Laokoon) „einfallen können, zu sagen, daß man sogar

[1] Zuerst gedruckt: Hamburgische Neue Zeitung 97. Stück. Montag, den 20. Junii 1768. und im Hamburgischen Correspondenten vom 22. Junii, Num. 100. Gotthold Ephr. Lessing.

(*) Beytrag zum Reichspostreuter St. 45.

„vieler Gemählde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem „Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artiſten Geſchmack „geweſen zu ſeyn ſcheine, Handlungen aus dieſem Dichter zu mahlen? „Die Homeriſchen Gedichte waren ja gleichſam das Lehrbuch der alten „Künſtler, und ſie borgten ihm ihre Gegenſtände am liebſten ab. Erinnerte „ſich Hr. Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemälde des Polygnotus, „welches zu unſern Tagen gleichſam wieder neu geſchaffen worden iſt? „Unter denen von Philoſtratus beſchriebenen Gemählden ſind drey Homeriſche, „und die vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den „Herculaniſchen Gemählden iſt eines, welches den Ulyſſes vorſtellt, der „zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen Werken will ich nur die „merkwürdigſten anführen, u. ſ. w.

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recenſent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn Klotz ſelbſt wenden. Und was kann ich dieſem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verſtanden hat; daß er mich etwas ſagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verſchiedne Dinge ſind: Gegenſtände mahlen, die Homer behandelt hat, und dieſe Gegenſtände ſo mahlen, wie ſie Homer behandelt hat. Es iſt meine Schuld nicht, wenn er dieſen Unterſchied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht ſich darauf.

Daß die alten Artiſten ſehr gern Perſonen und Handlungen aus der Trojaniſchen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle ſolche Gemählde Homeriſche Gemählde nennen, weil Homer die vornehmſte Quelle der Begebenheiten dieſer Epoche iſt: meinetwegen. Aber was haben die Homeriſchen Gemählde in dieſem Verſtande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beyſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo

bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämet haben, sie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geschämet haben, zu verstehen zu geben, Herr Klotz habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beyfallen können; wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das sonderbarste ist: ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an dem nämlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Hr. Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätt. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius (*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ungeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu seyn, Handlungen aus dem Homer zu mahlen," ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihm unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so mahlen, wie sie ihnen Homer vormahlt; sie sollen nicht so wohl eben die Gegenstände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde selbst nachmahlen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemahlt haben. Ihre Gemählde waren Homerische Gemählde, weil sie den Stof dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eignen Kunst, nicht nach dem Beyspiele einer fremden, behandelten: aber es waren keine Gemählde zum Homer.

(*) Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

Hingegen die Gemählde, welche Cahlus vorschlägt, sind mehr Gemählde zum Homer, als Homerische Gemählde, als Gemählde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, und mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren liesse, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem grossen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Zweyter Brief.[1]

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es sey so, wie Sie meinen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemählde des „Polygnotus?

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus.

[1] Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 115. St. Donnerstag, den 21. Julii 1768. „Der Brief, welchen wir, in dem gelesenen Artickel des 97sten Stücks, unsern Lesern mittheilten, hat verschiedne andre veranlaßt, in welchen Herr Lessing so wohl den übrigen Bestreitungen des Herrn Geheimdrath Klotz begegnet, als auch über das Werk selbst, in welchem sie vorkommen, ein umständliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubnis, sie gleichfals bekannt zu machen, und wollen uns derselben bedienen, ohne im geringsten an der Streitigkeit selbst Theil zu nehmen."

Welches meinet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate (*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen auſſer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemählde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. Wie kann es alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyſſee: aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemählde nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemählden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten, ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eignen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freyheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der Trojaniſchen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle, meinetwegen immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemählde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemählde, welche ihm Homeriſche zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homeriſchen Gemählden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlichere Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt: ich habe in Beyſpielen gezeigt, was für mahleriſche

(*) Pausanias Lib. X. p. 859.

Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, ſie blos darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldiget Selbſtlob. [1] —.

Dritter Brief. [2]

Ich komme alſo zu der zweyten Beſtreitung des Herrn Klotz. Er fähret fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Leſſing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homeriſchen Fabeln zu mahlen, ſind leicht zu heben, obgleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein ſchwer halte. Dieſes kömmt von der Verſchiedenheit, entweder unſerer beiderſeitigen Kräfte, oder unſers beiderſeitigen Zutrauens auf uns ſelbſt. Doch, das iſt hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homeriſchen Fabeln zu mahlen: was betreffen ſie? Die Homeriſchen Fabeln überhaupt; oder nur einige derſelben? Dieſe und jene einzeln genommen; oder alle zuſammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus ſchlug nicht blos den neuern Artiſten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichteriſchen Umſtände, zu entlehnen: er wünſchte den ganzen Homer ſo gemahlt zu wiſſen; wünſchte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (***)

Das hätte er immer wünſchen können! Weil er ſich aber dabei einbildete, daß eine ſolche zuſammenhängende Reihe von Gemählden ein

(*) Laokoon S. 227—231 [Band VI, S. 476—478.]
(**) Laokoon S. 219—223. [Band VI, S. 472—474.]
1 (Nächſtens ein mehreres.) In der Hamburgiſchen Zeitung.
2 In der Hamburgiſchen Neuen Zeitung, St. 116. Sonnabend, den 23. Julii. 1768. Fortſetzung der Leſſingſchen Briefe.
(***) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

wirkliches Heldengedicht in Gemählden seyn würde; daß sich der ganze mahlerische Geist des Dichters darin zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem andern das mahlerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erste wendete ich ein: (*) daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeite, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Mahlerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich, — wenn in den Gemählden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsele, ohne eigenthümliche Mahle sich mit einander vermische, — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich, — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann, ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemählde ansehen kann, daß das, was man darinn sieht, nicht zu sehen seyn sollte — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemählde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu mahlen, daß sie von zwey oder mehrern Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen könnten. Sie belehre mich; nur

(*) Laokoon XII.

beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen müßten, durch welche ſich bey dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führet: ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bey mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinewand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn müßte, das ſie dem Steine mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine erſcheinende Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemählde wären; die eigentliche Mahlerey aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch itzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, blos weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemählde

darzustellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.[1]

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen[2] Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemählde könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagnen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemählden sehr schätzbare Kunstschätze darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften, oder einschränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.

(*) Laokoon XV.

[1] Hamb. Neue Zeitung, 118. St. Mittwoch, den 27. Julii. 1768.

[2] „und kahlen" fehlt in der Neuen Zeitung.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beyſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

„Nur ein Beyſpiel, ſagt Herr Klotz, anzuführen: ſo verwirft Leſſing „des Grafen Caylus Vorſchlag, die Bewunderung der Trojaniſchen Greiſe „über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu mahlen. „Er nennt dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand. Ich frage hier alle, „welche die von Rubens gemahlte Suſanna, nebſt den beiden verliebten „Alten, geſehen, ob ihnen dieſer Anblick eckelhaft geweſen, und widrige „Empfindungen in ihrer Seele erzeigt habe. Kann man denn keinen alten „Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein „eingefallenes Geſicht zu geben? Mahlt der Künſtler einen ſolchen Greis „recht, ſo iſt das lächerliche Bild fertig. Aber Balthaſar Denner und „Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines „alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt iſt das, was Herr Leſſing „von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken ſagt, „eine Idee, die ſie dem Homer aufbringen. Ich finde keine Spur davon „bey dem Griechen, und der alte Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch „nicht gefunden haben."

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die aller-trivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bey alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeschlagne Mittel, diesen Vorschlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojanischen Greise machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müsse? Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis an der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen erkennen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey; in dem Geiste des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemahlt, aber Zeuxis mahlte in dem Geiste des Homer. Jener wäre mechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier setzet, anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht bloß nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide wer da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts ausserordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts abgeschmacktes sagen.[1] — Doch weiter.[2]

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemahlt wissen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer flammenden

[1] Der vierte und der fünfte Brief bis hierher in der Hamb. Neuen Zeitung, 118. St. Mittwoch, den 27. Julii. 1768. (Das weitere nächstens.) Das Folgende mit der Ueberschrift: Beschluß des 5. Briefs von Herrn Lessing im 120. Stück Sonnabends, den 30. Julii.

[2] „Doch weiter" fehlt in der Hamb. Neuen Zeitung.

Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein eckler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Eckel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenstande, sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können, aber man mahle ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den Trojanischen Greisen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen, jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt (*) „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden."

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zur Begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfodert wird, als uns von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man denn keinen alten „Mann vorstellen ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein

(*) Laokoon S. 221. [Band VI, S. 473.]

„eingefallnes Geſicht zu geben?“ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone ſich ſelbſt beantwortet! „Aber Balthaſar „Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der „Kopf eines alten Mannes gefallen könne.“ Alſo bis auf Balthaſar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helſt, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieſer Balthaſar und dieſer Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich ſo eitel und glaube, daß ich es auch ohne dieſe Meiſter wiſſen würde, ja ohne alle Meiſter in der Welt.

Sechſter Brief.

Sie entſchuldigen den Herrn Klotz: er habe zu ſeinem Buche ſo vieles nachſchlagen müſſen, daß es kein Wunder ſey, wenn er nicht alles auf das genaueſte behalten; mein Laokoon ſey auch das Werk nicht, das er verbunden geweſen, ſo eigentlich zu ſtudiren, indeß zeigten ſeine Einwürfe ſelbſt, daß er es zu leſen gewürdiget, er habe es auch anderwärts mit Lobſprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern ſelbſt entſchuldigen, wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuaffectirte Gefliſſenheit verriethe, ſeine Leſer wider mich einzunehmen.

In dieſem Lichte ſollen Sie ſogleich auch ſeine übrigen Beſtreitungen erblicken, die ich in dieſem Briefe zuſammen faſſen will.

An einem Orte ſchreibt Herr Klotz: (*) „Ich gebe es Herr Leſſingen „gern zu, daß wenn Dichter und Künſtler die Gegenſtände, welche ſie „mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nehmlichen Geſichts„punkte betrachten müſſen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken über„einſtimmen können, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nach„ahmung oder Beeiferung geweſen. Aber ich möchte dieſen Satz nicht „allzu ſehr ausgedehnet haben.“ Bin ichs, der ihn allzu ſehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieſes nicht zu verſtehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerſt gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht geſehen haben. Auch

(*) S. 170.

in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern blos die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönet zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, ist „gleichfalls aus der Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm „gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche „beygefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler „wirklich Furien gebildet haben; welches er leugnet."

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne blos einen Kopf im Profil mit wildem aufflatternden Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

(*) S. 203.

Siebender Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen.“ Lieber also schlecht weg: Lessing leuguet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheinet uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmälern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können, nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können; und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlet, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich, (*) keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen.“ Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nehmlich als Künſtler nicht, freywillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben u. ſ. w.

Das iſt keine itzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe; das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klotzen, und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armſelige Beyſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe: ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Claſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyſpielen auf mich ein ſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet,

(*) Laokoon S. 165. [Band IV, S. 416.]

fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind.“ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Stylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören ſo wenig zur Bilderſprache. Aber nicht allein: die geſchnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. (**) Wenn wir alſo auf geſchnittenen Steinen Furien zu ſehen glauben, ſo ſind wir berechtiget, ſie mehr für eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als für freywillige Werke der Künſtler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und ſchüttet ſie, wenn das Kind nun müde iſt, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert ſolche Steine, noch hundert ſolche Münzen; und meine Meinung bleibt, wie ſie war. Es iſt vergebens, die Einſchränkungen, die ich ihr ſelbſt geſetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz ſagt, (***) ſoll bereits dieſe meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus ſeinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verſpricht; verſpricht, indem er ſich in vielen Stücken bereits als einen ſolchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien ſtoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, ſondern auf ſeine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Aſſertion von den Furien an zwey Orten. An dem erſtern (†) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt ſich ſogar ihrer

(*) Laokoon S. 16. [Band VI, S. 371.]
(**) Laokoon S. 108. [Band VI, S. 417.]
(***) S. 212.
(†) Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften S. 45.

gegen den Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat „zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien gefunden. (*) „Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr „zur Bilderſprache, als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen „die Beyspiele des Herrn Klotz zu seyn."

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so: (**) „Herr Lessing behauptet, daß die alten Künstler „keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Itzt muß „ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, „aber aus einem andern Grunde, als Herr Klotz. Es ist hier dem Hrn. „Lessing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann sagt, er ist „durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Re„gister der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht und nichts „gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; und finde, daß Scopas deren „zwey und Kalos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis „im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen."

Ich wundere mich nicht, daß Herr Riedel die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien, keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier, (***) im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst bestärket, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

(*) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(**) S. 13.

(***) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Deesses. Memoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 48.

Hätte ich den Junius nachgeſchlagen, ſo hätte mir ſehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: ſehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, iſt ja ſo gar unbekannt nicht. Und geſetzt, es wäre mir nicht begegnet; geſetzt, ich wäre auf die Furien geſtoßen, wie Herr Riedel darüber gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung aber ſo geſchwind zurückgenommen haben, als er ſeinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zuſammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet wären, und in ihren Tempeln ſtünden. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt, gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte, da er ſelbſt urtheilte, daß eben wegen dieſer Ausnahme die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyſpiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellet wären?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben können; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe: ſtatt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von der Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke, wie ſie die Religion befohlen hatte, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Riedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu

(*) Bey Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 17 anſtatt 21. Aber wenn Herr Klotz, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo kömmt es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieſer Mahler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheißen.

Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert, (*) daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδεν φοβερον, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon, „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwey Sätze, iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Geſichtszuge, in Stellung und Gebehrden, verrathen, was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien, und waren auch keine: ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie itzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als daß ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichſten, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affekts entſtellt und erniedriget würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich ſchon damals anmerkte, daß ſie den Worten, nicht aber dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen. (**) Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die zu Cynnea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drengen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre

(*) Lib. I. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.
(**) Acta Litt. Vol. III. Pars III. pag. 280.

Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehn. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus: ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht, gelten ſie mir Acht!

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan, obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden, wie kommt ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich, in ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſchmaks und der Kunſt aus Münzen, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen (**) zum zweyten auf dem Plane erſcheinet. „Mein Eifer, ſagt er, für den Ruhm der Alten, denen ich groſſe Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, eine „Anmerkung hier zu unterdrücken.“ Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden; durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und[2] durch eine bisher

[1] Zuerſt im 131. und 132. Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung von 1768, Donnerſtag, den 18. und Sonnabend den 20. Auguſt. „Wir übergeben den 6ten 7ten und 8ten dieſer Briefe, in welchen Hr. Leſſing auf verſchiedne Vorwürfe des Hrn. Klotz von minderm Belange antwortet, unſern Leſern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perſpectiv der alten Artiſten handeln, zu deren Vertheidiger ſich Hr. Klotz aufgeworfen.“

(*) S. 79.

(**) S. 92.

[2] Die Worte von „durch Einen“ — „und“ fehlen in der Neuen Zeitung.

unbemerkte Stelle des Philoſtratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv auſſer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, dabey ohne ein feines Gefühl bringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, iſt die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

Herr Klotz erkläret die Perſpektiv, in ſo fern ſie in der Künſtler iſt, durch „die Geſchicklichkeit (*) die Gegenſtände auf einer Oberfläche „ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich unſerm Auge in einem gewiſſen Abſtande „zeigen.“ Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweiſet. Fläche iſt für die Mahlerey Fläche, ſie mag oben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben, oder nicht abgeſchrieben: wenn ſie nur richtig iſt. Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß ſie bey Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heiſſen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

(*) Beytrag zur Geſch. der Kunſt aus Münzen. S. 178.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände, auf verſchiedne Plane des Raums verſtreuet, mit ſamt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzeln Gegenſtand beziehet; dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nehmlichen Geſichtspunkte, in verſchiedner Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es, nach dieſer, das ganze Gemählde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtspunkts fehlet und die verſchiednen Theile deſſelben verſchiedne Geſichtspunkte haben.

Herr Klotz ſcheinet von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren und der Verminderung der Tinten: und bildet ſich ein, daß damit in der Perſpektiv alles gethan ſey. Aber er ſollte wiſſen, daß ein Gemählde beide dieſe Stücke gut genug haben, und dennoch ſehr unperſpectiviſch ſeyn kann.

Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, ſage ich im Laokoon (*), daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpektiviſch. Ich brauche alſo dieſe Beobachtung den alten Artiſten gar nicht abzuſprechen; die Natur lehrt ſie, ja es würde mir unbegreiflich ſeyn, wenn nicht gleich die allererſten darauf gefallen wären. Ob ſie aber die mathematiſche Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unſern auch ſehr mittelmäßigen Mahlern gewohnt ſind, ob ſie ſich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das iſt eine andere Frage, die durch bloſſe Schriftſtellen zum Beſten der Alten nicht entſchieden werden kann, beſonders da ſo unzählige alte Kunſtwerke einer ſolchen Entſcheidung keineswegs günſtig ſind.

Eben ſo natürlich iſt eine ſtufenweiſe Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding um deſto

(*) S. 198. [Band VI, S. 461 f.]

Entfernung kleiner erscheinet; lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfliessen, und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemählde auch hiewon gezeigt haben, und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemählde rühmen, die niemand sahe?" Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemählde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, (*) daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die Herkulanischen Gemählde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich seh es auch nicht gern. Aber unser beider nicht gern Sehen, hat ganz verschiedne Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die Herkulanischen Gemählde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern; weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der Herkulanischen Gemählde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspektiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herkulanischen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen

einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beschreibungen des Pausanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv gewesen. Eines derselben, höre ich von Herr Klotzen, (*) „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn geschaffen worden." Ich weiß nicht, welches, von dem Werke auf das er mich verweiset, habe ich nur die ersten Bände und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; sondern ein Gemählde, ungefehr des nemlichen Vorwurfs.[1]

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemählden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen; aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu seyn. Denn weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: so ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefehr gleichem Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen sollten, übereinander zu stehen kamen, (welches beym Pausanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellet:) so würden diese entfernter oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, (welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg an

(*) S. 140.

[1] (Den Beschluß nächstens.)

laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren seinen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen: das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nehmlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlet. Und an dieſen fehlet es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich: denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten, ſagt er, iſt die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein.“ — Nicht jede Perſpektiv von oben herein, iſt Militarperſpektiv. Bey dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloſſes techniſches Hülfsmittel gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm blos erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verſchiebt; welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Hr. Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzuſetzen: „Sollten dieſe Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv vermindern?“ Allerdings ſollten ſie nicht; ſondern Herr Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Ge„bäuden gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt ſehr ſcharf hätten neh„men wollen, ſo würden ſie ein allzuhohes Relief gebraucht haben. „Hätten ſie das Relief flach gehalten, ſo würde die Münze ohne Ge„ſchmack, Gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen „ſeyn."

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Mahler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben „gleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen." Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Façade? Oder wie? — „Wenn ſie den Augenpunkt zu ſcharf „hätten nehmen wollen;" Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden ſie ein allzuhohes Relief „gebraucht haben." Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — „Hätten ſie das Relief flach gehalten;" — Nun was denn? was wäre alsdenn geworden? — „ſo würde die Münze „ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen „Münzen ausgefallen ſeyn." O Logik, und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und Gothiſch? Alſo iſt es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Muſen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilliget: daraus ſchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geſchmack und Gothiſch iſt? O Logik, und alle Muſen!

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne, falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das rechte Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomena des Geſichts, die Erſcheinung der Gröſſe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe, iſt im Grunde ſo gut als keine; ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in

dem Gemählde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefehr so etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher colossalischen Grösse die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemählde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemählde des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrobandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt: sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde, wenigstens nicht auf so verschiednen Gründen, daß die geringste Verkürzung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der „perspektivischen Anordnung in einem Gemählde des Zeuxis so weitläuftig „rede, daß diese Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden „müsse!“ Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Αποτεινει τας γραμμας εις το ενθυτατον, was ist es anders, als ein correkter Contour? was die ακριβης κρασις, die ευκαιρος επιβολη των χρωματων anders als die schickliche Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι εις βαθος, ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten, mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ισοτης των μερων (*) προς το ὁλον, die ἁρμονια, ist das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist, ohne Unterschied allen Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften

(*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir „richtiger scheinet, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Gravius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie vor sich hat: und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie blos vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, sondern im Zeuxis dieses Gemählde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben sey in Rom gewesen, da das Original, welches „Sulla nach Rom schicken wollen, im Schiffbruch untergegangen,“ es blos erstemal für Rom, Athen helfen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucians ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemählde des Zeuxis von der Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: ἄνω δε της εικονος, οιον ἀπο νηνος σκοπης Ιπποκενταυρος τις επικυπτει γελων: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes gleichſam wie von einer Warte, ſcheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehn, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern blos, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fähig wäre: ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedruckt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen, ſo weiß ich nicht, welches die größere Armſeligkeit iſt, ſie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemählden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphanor, το ευσχιον, die gute Schattirung; το ευπνουν, das Lebende; und το εισεχον και εξεχον das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde ſeyn, wo gar keine Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den gröbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden; welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloſſe Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt: digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das εισεχον und εξεχον in einem ſo hohen

Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv; und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Klotz von der Stelle „des Philostratus sagen: „sie kann von nichts anders handeln, als von „der Kunst des Mahlers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemähldes erscheinen zu lassen, andere „zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, Tadler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Hr. Klotz! Sie kann von nichts anders handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Klotz sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemählde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschiessen, fährt Hr. Klotz fort, diese Schwächung „oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine „Folge einer wohlbeachteten Perspektiv?“ Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stuffenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten „darf, ungefehr wie dieser: „Ich will noch eine andere bisher un„bemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben; was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Hr. Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist ohnstreitig Du Soul: denn als er in der Reitzischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemählde des

Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem σκιαζαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt. (*) Nun ſchlug Hr. Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du, Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſahe: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerket! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? — Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht. (**)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Hr. Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat, nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darinn zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb haben ſie alle blos von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute!

(*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis no in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

(**) S. 160. deut. Ueberſ.

Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Hr. Klotz ist der erste der dieses sagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausschweiffung über die Perspektiv der Alten, in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieser eine ist gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden."

„Ueberhaupt, sagt Hr. Lippert, (*) ist die Perspektiv bei den Alten „sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die solche als ein Wun„derwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberey einen „nicht treiben? Wenn ich die Beschreibung oder Erklärung eines alten „Werks etwa in einem Buche gelesen, worinnen von dessen schöner „Perspektiv etwas gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; „denn das sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. „Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den „Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, aber wohl solche „Fehler, die man auch einem Anfänger in dieser Wissenschaft nicht ver„geben würde. Die Alten ahmeten die Dinge so ungefehr nach, wie „sie sich dem Auge darstellten, ohne die Regeln und Ursachen zu wissen, „warum die entfernten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. „Es ist aber etwas sehr gemeines, daß man von Sachen urtheilt, wo„von man doch nichts versteht."

Wie kömmt es, da Hr. Klotz sonst sich die Einsichten des Hrn. Lippert so frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehen lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet! —

(*) Lakhs Vorbericht. S. [illegible]

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu ausspären. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemählden nicht, welches er sich damals darinn zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte. (*)

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, (**) deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntniße von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hrn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen, (***) und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hrn. Klotzen! Nun das ist wahr: die Deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wurmstichlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweiset, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheinet!

Freylich ist das arg: aber doch, dächte ich, stellt sich die Deutsche Bibliothek dieser Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo „sey der Verfertiger davon gewesen.“ Nein, das kann er wohl nicht geglaubet haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

(*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtungen über die Mahlerey.

(**) S. 189.

(***) Fünftes Stück S. 132.

Dreyzehnter Brief.

Warum ſollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geſchnittenen Steines, den Michel Angelo ſo werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo ſtudierte, aus welchem Michel Angelo ſogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach dieſem Meiſter aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen erſten Claſſe, welche die Bildniſſe deſſelben vorſtellen, eben ſo wenig Kupfer nach Gemählden von ihm. Genug, daß ſie eine ſo genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaſter wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er ſich ſelbſt erſt geſtern oder ehegeſtern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftſteller, den er zu Hofmeiſtern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferſtiche von verſchiednen Arbeiten deſſelben: und es fehlt viel, daß ſie alle geſtochen ſeyn ſollten. Der Verfaſſer, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger deſſelben geweſen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieſes Künſtlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vaſari und Bottari ſich bekannt gemacht hat, kann freylich ſo viel nicht wiſſen, als Hr. F. der den Artikel im Füeßlin von ihm geleſen. Von ſo einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken ſchreiben: Ueberhaupt muß er dieſes berühmte Werk der Steinſchneiderkunſt gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den ſchönen Grund! Weil er hinzugeſetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchſtaben ſind ſchön und rar.“ Dieſes verſteh ich nicht! ruft Hr. F. — Nicht? Hat F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfaſſer von den Abdrücken der Piccartſchen Platte ſagt!

Und ſolches Zeug in den Tag hinein ſchreiben, nennen die Herren kritiſiren. War es nicht auch eben dieſer F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftſteller, dem er doch ja vom weitem erſt möchte nachdenken können, ehe er das geringſte an ihm ausſetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torſo ſey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal stosse ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon „gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines einsichtsvollen und ge„lehrten Schriftstellers, bleibt aber dabey, es wahrscheinlicher zu finden, „daß die Künstler des Laokoon in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar „nach Widerlegung des Lessingschen Grundes, der aus der Zusammen„stellung dieser Künstler mit jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen „Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwo neuer „Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu „Nettuno gefundenen Steinschrift, mit dem Namen des Athanodors, Age„sanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst, ist. Denn „diese kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit dem beiden „Ringern zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat, „überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwähnung thut, so „dürfte es jemanden wundern, warum er nicht beym Borghesischen Fechter „eben desselben Deutung dieses Fechters auf den Chabrias angeführt hat; „allein diese Vorbeylassung gereicht dem Hrn. Winkelmann zur Ehre. Er „hätte Hr. Lessing sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue „in Florenz verwechselt hat, welche im Museum Florent. Tab. 77. „unter dem Namen Miles Veles steht, und einen ähnlichen Ausfall „thut, aber doch nicht obnixo genu scuto."

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt Ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch itzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter, und mit einer Statue in Florenz, verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Herr Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemutzet haben? Aber der Recensent ist so großmüthig nicht: er mutzt mir sie auf. Bey allem was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch

(*) Göttingische Anzeigen 20. St. 23. Seite dieses Jahres.

beſchämen möchte, unendlich verbundner ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter dieſem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stoſch für einen Diſcobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter als für einen Diſcobolus, ſondern für einen Soldaten erkennet, der ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. — Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt, und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmann glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt-Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennet? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erſcheinet? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo hingegen nicht: wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechſeln können?

Endlich, worinn habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun, ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreiffen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittnen Steine und ihrer Abdrücke“ ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiednen Daktyliothèken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so stehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz blos aus fremden, seltnen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Prise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Herrn Klotz, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammentragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabey thun laſſe, und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, ſagt er (*), die Anordnung der Sachen, „und einige eigene Bemerkungen werden dieſen Aufſatz gegen den Vorwurf „der Compilation ſchützen."

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freylich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht blos gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe, wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchniftenen Steine, ſchreibt Hr. Klotz (**), machten noch einen „andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchie„denlich ihrem Putze dadurch einen gröſſern Glanz zu verſchaffen. Hierzu „nahm man die erhaben geſchnittenen Steine, und eine gute Vereinigung „dieſer vortreflichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den „Augen der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun."

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an. (***) Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die „Kleidung mit Steinen;" und beruft ſich desfalls auf den Claudian. (†) Aber dort, bey dem Claudian, iſt die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dichter redet blos von Togen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelſteinen beſetzt; es kann

(*) Seite 16.
(**) S. 22.
(***) De Armillis Veter. p. 48. et 35.
(†) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 300.

wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach.“ Und das soll Svetonius (*) versichern! Aber das Zeugniß des Svetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus paenulas) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klotz. Zweytens sagt auch Sveton nicht, daß Caligula hierinn der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der vestitus non virilis, den Svetonius Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir, heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäumt? Oder muß man diese Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Hr. Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Rings wegen den Isidorus an? Man muß den Isidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Isidorus der wörtliche Ausschreiber des ältern Plinius; Plinius ist hier die Quelle (**), und diesen hätte Hr. Klotz anführen müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen; damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen,

(*) In Calig. c. 52.

(**) Libr. XXXIII. Sect. 4. et Libr. XXXVII. Sect. 1.

wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſendlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſcht.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom ſogar die Bildſäulen mit „Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieſer ausdrücklich von den Ringen handelt und ſich wundert, daß unter den Bildſäulen der römiſchen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht ſo Hr. Klotz, und ſeines gleichen; ſie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter verſchiedenen Merkmalen, aus welchen erhellt, daß eine gewiſſe Statue eben ſo wohl die Statue des Scipio Africanus ſey; als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabey vermißte. Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirkliche Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt; es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche: ſo mußte ſie Hr. Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abſtehend ein einzelner Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen; und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Tapelle bringt, für Sophiſterey erklären wird.

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(**) Hr. Klotz führt ſie noch dazu mit einem Fehler an; denn ſie ſteht nicht in dem erſten Briefe des vierten, ſondern des ſechſten Buches ans den Atticus. Dergleichen Druckfehler ſind bey Hr. Klotzen ſehr häufig, ſo daß beſonders von ſeinen Anführungen der klaſſiſchen Schrift-ſteller unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April ſchicken.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geſchwind die ganze Schrift des Hrn. Klotz mit mir durch. Es iſt am beſten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Hr. Klotz ſein Buch geſchrieben, mein Urtheil darüber anhärte. Mehrere Beweiſe, wie ſchlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufſtoſſen.

Den Eingang (von Seite 1—30.) laſſen Sie uns überſchlagen. Er enthält ſehr viel gemeine, ſehr viel ſchwanke, ſehr viel falſche Gedanken, in einem ſehr pompöſen und dennoch ſehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrſcht in allen Zeilen bis zum Ekel. „Ich will die Lehrer der „Wiſſenſchaften auf gewiſſe Dinge aufmerkſamer machen! Möchten ſie „doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweiſung „geben! Ich will ſie gleichſam bey der Hand ergreifen, und ſie zu den „Werken berühmter Künſtler des Alterthums führen! Ich will ihnen „dieſe Werke zeigen, ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, ſchreibt er, meine Leſer von der Vortrefflichkeit „der geſchnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß „ich einige Anmerkungen von der Kunſt in Stein zu ſchneiden und ihrer „Geſchichte, von den berühmteſten Künſtlern, deren Werke wir noch be„wundern, von dem mancherley Gebrauche der geſchnittnen Steine, und „ihren Abdrücken vorausſchicken.“

Sie wiſſen doch was die franzöſiſchen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu aus„ſucht: ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich, wird ihre Benennung auf die vorausgeſchickten Kenntniſſe des Herrey Klotz vortrefflich paſſen. Ich verſichere es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, fall wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Erſt ſpricht er von dem hohen Alter der Kunſt in Stein zu ſchneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie ſchon gehört haben, will er ſich nicht bekümmern. Was hätte er ſich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein deſſelben etwas geſchnitten geweſen? Aber ſo vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelſteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche

der geſchnittenen Steine insbeſondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abſchreiben (*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Sveton, ſo wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wuſt rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (**) zu Sammlungen geſchnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelſteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn ſich geſchnittene darunter fanden, ſo war deren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die kleinſte Anzahl. Denn nun die minder koſtbaren Steine, wurden gewöhnlicher Weiſe geſchnitten: die eigentlichen Edelſteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele ſo eifrige Bewunderer, daß ſie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur ſich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunſt verletzen zu laſſen. Tantum, ſagt Plinius, (***) tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte alſo Scaurus, der die allererſte Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieſer Art geweſen ſeyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir leſen, verſichert er, das Scaurus, der „Stiefſohn des Sylla, zuerſt in Rom ſich geſchnittene Steine geſammelt habe.“ Wo leſen wir denn das? Plinius ſagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romae. Sind denn gemmae nothwendig geſchnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alle Gemmen ſo viel heiſſen, als alte geſchnittene Steine, und Daktyliothek ſo viel als eine Sammlung ſolcher Steine: muß Herr Klotz darum dieſe Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und, was ich von der Daktyliothek des Scaurus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch itzt überſteigt es nicht das Vermögen eines

(*) Denn der iſt doch wirklich ein bloſſer Abſchreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abſchreibt. Z. E. Auf der 49ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 13. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) dieſe Stelle ſo citirt fand. Aber es iſt ein Druckfehler beym Kirchmann, das ſiebende Buch des Macrobius hat keine 13 Kapitel, es muß 18 heiſſen.

(**) S. 24.

(***) Libro XXXVII. Sect. 1.

wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollen die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen, sagt Hr. Klotz, (*) wissen wir, daß er eine be„sondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er gesteht diese Nei„gung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz, sondern man „sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn." Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweiset, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet blos die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gäben, für grosse Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beym Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreyßigsten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wann er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Klotz, (**) müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bey ihnen waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und

(*) S. 24.
(**) S. 20.

gar leugnen will, der iſt bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein ſolches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio (*) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayſer alle mit dem Kopfe des Auguſtus geſiegelt; aber er behielt ſein Geſchlechtsſiegel, welches ein Hund war, der ſich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann ſelbſt die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geſchlechtsſiegel der Alten leugnet: aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite ſchon vergeſſen, was er auf der erſten geſchrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz dieſe Materie ſchließt! (**) „Wir würden alſo, ſagt er, von der Steinſchneiderkunſt ohngefehr folgende „chronologiſche Geſchichte zu entwerfen haben. Sie ſcheinet im Orient „entſtanden zu ſeyn, wurde von den meiſten Völkern Aſiens ausgeübt, „und beſonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam ſie zu den Hetru„riern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinſchneiderkunſt beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker, hiſtoriſche Beweiſe davon; und welche ſind es? Doch ich will dieſe Fragen nicht weiter fortſetzen. Herr Klotz hat ſicherlich an keine derſelben gedacht; ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiednen Stuffen der Kunſt geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verſchiedenen Stile der Aegyptiſchen, Hetruriſchen und Griechiſchen Künſtler beybringt, das gehört dem

(*) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.
(**) S. 20.

Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle dieſe Dinge ſich ſelbſt abſtrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geſchicklichkeit beſitzt, fremde Bemerkungen ſo zu verſtümmeln, daß ihre Urheber alle Luſt verlieren müſſen, ſich dieſelben wiederum zuzueignen.

„Man hat, ſagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der Aegypter. „Allein der Graf Caylus erinnert ſich nicht, einen erhaben geſchnittnen „Stein geſehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geſchmack an den „letztern? oder hat ein ungefehrer Zufall ſie unſern Augen entzogen? oder „was iſt ſonſt die Urſache dieſer Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bey ihm ſehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. (**)

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe daß Caylus blos ſagt: „Ohngeachtet „wir eine große Menge Aegyptiſcher Steine kennen, welche in die Tiefe „geſchnitten ſind, ſo haben wir doch beynahe gar keine, an denen die „Figuren erhaben geſchnitten ſind, und die wir pierres camées nen„nen." — (***) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

Sonſt hätte ich ſelbſt ihm ein Paar nachweiſen können. Der ſchönſte Aegyptiſche Stein, den Natter jemals geſehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechiſchen etwas nachgab, war ein Cameo. Er ſtellt den Kopf einer Iſis vor, und gehörte dem Marcheſe Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, beſaß D. Mead. (†)

Ich glaube gläſerne Paſten von beiden in der Stoſchiſchen, itzt Königl. Preußiſchen Sammlung geſehen zu haben. Hr. Winkelmann ſagt zwar, (††) daß das Original des erſtern ſich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde, allein es kann aus dem Beſitze des Marcheſe Capponi dahin gekommen ſeyn. Wo das Original des zweyten ſey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umſtand, daß er eine ähnliche Iſis nur

(*) S. 27.
(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.
(***) Ebendaſ. S. 26. deutſcher Ueberſ.
(†) Traité de la Methode antique etc. Pref. p. 7.
(††) Descript. des Pier. gr. p. 9. 10.

etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: so finden sich zwey vortreffliche erhabne Aegyptische Steine mehr, die dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoschische Sammlung enthält noch verschiedne andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klotz über die vermeinte gänzliche Vermissung erhabner Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht blos bey den Aegyptischen Steinen, der Camei die wenigern; sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die sogenannten Skarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klotz muß aus seinem Caylus wissen, (*) daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil

(*) Erster Band, Tgf. IX. Nr. 3

(**) Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον κανθαρον.

von dem zugetragen, was Hr. Klotz meinet, daß mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabner Arbeit ſind nur allein übrig geblieben: ich wenigſtens habe nie von einem tiefgegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neiget ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen; ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darinn bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurück zu ſchlieſſen: dieſer erkennt zwar in dem älteſten Hetruriſchen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Stil hatte dieſe Aehnlichkeit, und das iſt genug, ſie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz?— O, Herr Klotz hält es mit beiden: deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefehr eine Verbindung, iſt zwiſchen beiden bald gemacht. „An „einigen ihrer Werke, ſagt er (*), kann man die Quelle wahrnehmen, „woraus die Künſte der Hetrurier gefloſſen: ich meine Aegypten. — Die „Werke ſpäterer Zeiten zeugen von einer Bekanntſchaft mit Griechenland.“ Die Werke ſpäterer Zeiten: ſehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drey Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntſchaft der Hetruriſchen Künſtler mit der griechiſchen Geſchichte und Fabel, auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

(*) S. 28.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, schreibt er, (*) ward „die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach „der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber „durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten." Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen diese gar zu grosse Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweiset uns desfalls auf Natter. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweiset mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, dessen Anführung, buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, etc.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?" zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos

(*) S. 29.

erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyßigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter, oder Hr. Deschamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Hr. Klotz (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner, „sagt er, bemerken an den römischen Steinen eine trockene Zeichnung, „ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte Arbeit, und an den „Köpfen weder Geist noch Charakter." Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber wer heißt denn diese wahre Kenner, alles was schlecht ist für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eigenen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er; hatten „nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten."

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten.

(*) S. 30. u. f.

(**) Gesch. der Kunst. S. 291. und 293.

Eben ſo wenig ſage man mir von ihrer Dichtkunſt! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen iſt aus eben dieſem Grunde klar, daß wir Deutſche ganz andere Architekten und Poeten haben müſſen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz iſt, einen ſolchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr iſt, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinſchneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber ſich Hr. Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht ſeyn; und beſonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Klotz zweymal mit großen und mit kleinen Buchſtaben drucken laſſen) wohl etwas ganz anders heißen. „Hr. „Walch, ſagt Hr. Klotz, erklärt es richtiger durch signorum statuarumque „ex metallo fuso fabricator.“ Es kann ſeyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Theſauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meiſter großer Werke nicht anders darunter verſtehen, als in ſo fern ein Künſtler, der das Groſſe zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieſer Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbeſondere; und der Sigilliarius, denke ich, beſchäftigte ſich allein mit den kleinen Kunſt- und Spielwerken, welche die Römer zum Beſchluße der Saturnalien einander ſchickten, und welche nach dem Savot und Rink, größtentheils aus Medaillen beſtanden.

Aber was hat Hr. Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich ſollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichſten Verſtande einen Steinſchneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt, scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er ſagt, adamantis crustae expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur: hingegen ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, haec sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt in alten Inſchriften und Gloſſen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quae pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwanzigſter Brief.

Nun kömmt Hr. Klotz auf die berühmteſten Steinſchneider, neuer und alter Zeit. (**) Mit jenen, thut er, als ob er noch ſo bekannt ſey; er läßt, die er für die vorzüglichſten hält, die Muſterung paſſiren, und jeden mit einer kleinen Cenſur laufen. Seine Cenſuren aber ſind lauter Scharwenzel, die man verſetzen und vertauſchen kann, wie man will, indem ſie auf den einen eben ſo gut, wie auf den andern paſſen: „er hat ſich mit Ruhm gezeigt; er erwarb ſich allgemeine Hochachtung; „er iſt keinem Freunde der Kunſt unbekannt.“ Was lernt man aus ſolchen Lobſprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Hr. Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er ſchreibt alſo ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp Chriſtoph Beckern,“ ſagt er, „und „Marcus Tuſchern will ich das Lob des Fleißes nicht ſtreitig machen.“ Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Klotz nicht ſtreitig machen! Hr. Klotz kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heiſſen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und H. Klotz macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Hr. Klotz fand Tuſchern beym Mariette als Steinſchneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß iſt ſein Zuſatz; und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorrede (***) se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravée en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire

(*) Salmasius l. c.
(**) S. 33—80.
(***) Pref. XXXI.

molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, et puis en pâte de differentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui etoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a retouché les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la verité la tete de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meistern hat Hr. Klotz so etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt; und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheinet nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweyten Theile dieses Werks gesammelt, daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß so gar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibet sind. Er hätte sonst den Phygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido mit einer offenen Muschel neben sich, unter allen bekannten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist; so wohl in Ansehung der Kunst und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen beykömmt. (*) Er hätte sonst, unter den Werken des Solons die Bacchantin auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit grössere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (**)

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ohngeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioscurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiednen Handschriften des Svetons geschrieben gefunden. Von den

(*) Winkelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.
(**) ibid. p. 251.

Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedne ganz falsch gedeutet. Die zwey Köpfe des Augustus beym Stosch, können keine Köpfe des Augustus seyn; der sogenannte Diomedes mit dem Palladio, stellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Hr. Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigster Brief.

„Lassen Sie sehen, was Hr. Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, (*) gruben in allen Arten von „kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne Smaragde und „Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren geschnitten. „Aber dieses scheinet mir seltner geschehen zu seyn, am seltesten mit dem „Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe. Selten sind auch „ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabnen „Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, so wie sie sich bey „erhabnen Werken der verschiednen Agathonyche und Sardonyche bedienten."

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unsrer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Hr. Klotz an einem andern Orte (**) schreibt, „daß „jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen, einen „bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man blos „geschlieffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Stein„schneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten „oder ergötzen könnte, hoch schätzt, und mit ungeheuren Summen be„zahlt." — Dergleichen Steine, die man itzt mit ungeheuren Summen

(*) S. 40.
(**) S. 21.

bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerm Geſchmacke, dergleichen Steine als bloſſe Steine zu tragen;(*) und nur denen von geringerem Werthe, ließ man durch die Kunſt einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die koſtbarere Materie erfodert: ſo iſt es albern, und zeigt gerade von keinem Geſchmacke, und zeigt von nichts, als einer barbariſchen Verſchwendung, dieſe koſtbarere Materie dem ohngeachtet, vorzüglich vor der weniger koſtbaren, aber zur Behandlung mehr geſchickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch ſchlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geſchnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als ſolche Steine geſchnitten: ſo würde dieſes doch auf keine Weiſe ein Vorzug für unſere Künſtler ſeyn; geſetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen ſo gut, als die Arbeit der alten Künſtler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenſchaften, welche den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künſtler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu überſteigen, als der, welcher einen geſchmeidigern unter Händen hat. Aber die überſtiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein:(**) warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur eins machen? Was hilft es ihm, daß dieſes eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter; ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

(*) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

(**) Pref. XVI.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines beſonders koſtbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Von dem, zu deſſen freywilligem Verluſte ſich Polykrates entſchloß, um die neidiſche Gottheit zu verſöhnen, die ſein ununterbrochnes Glücke leicht beleidigen dürfte, ſagt es Plinius ausdrücklich; ja ſeine Worte (*) ſcheinen ſo gar anzudeuten, daß dieſer Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachſagte, (**) daß der geringſte von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koſte, dieſer Vorwurf der Verſchwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche ſie ungeſchnitten in ihren Ringen trugen, oder geſchnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu groſſen Lohn, den ſie dem Künſtler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Allerdings iſt es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindſchaft zwiſchen dem Cäpio und Druſus veranlaßte, ſo wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geſchnittene Steine finden will. (***) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben ſeyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pauſanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich ſagen, daß der Stein deſſelben ein geſchnittener Stein geweſen, ſondern auch den Meiſter nennen, der ihn geſchnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deßwegen, weil Plinius ſagt, daß dieſer Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx geweſen, noch bey ſeiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er ſich alſo mit ſeinen eigenen Augen belehren können; denn er ſelbſt ſagt das, weil er es ſagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (†) ſondern ich gründe mich auf etwas anders. Auf den Künſtler nehmlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

(*) Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

(**) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

(***) S. 21.

(†) Sordonychem, heiſſen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat:

Theodorus von Samos wird als dieſer genennt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es faſt nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt, ſein Werk ſeyn könnte, wenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nehmlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieſes zu ſeiner anderweitigen Kunſt beſſer; und Herodotus ſcheinet in der That auch nichts anders ſagen zu wollen: *ἦν ὁι σφρηγις τὴν ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου.* „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, „welcher ein Werk des Theodorus war." Ich verſtehe, in ſo fern er gefaßt war; nicht aber, in ſo fern er irgend eine eingeſchnittene Figur enthielt. Denn es iſt falſch, was Kuhnius (*) und andere ſagen, daß *σφραγις* nothwendig einen Ring mit einem geſchnittenen Steine bedeute; es kann eben ſo wohl einen Ring mit einem bloſſen ungeſchnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux ſagt ausdrücklich: (**) *οὕτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σήμαντρα, ἢ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας.* und beym Theophraſt heiſſen, *σφραγιδια* durchgängig alle Edelſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß iſt es auch nicht zu leugnen, daß *σφραγις* öfters im engern Verſtande das *ἐκμαγειον*, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt, und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweydeutigkeit ſcheinet mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bey dem Herodotus

ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Dieſes giebt unſer deutſcher Ueberſetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der „Eintracht, wo er durch das Geſchenk der Kayſerinn in ein goldnes Horn eingeſchloſſen iſt, „und da ihm ſo viele vorgezogen ſind, faſt den letzten Ort behauptet." Ich zweifle, ob man daraus verſteht, was Plinius ſagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgeſtellet wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

(*) *Σφραγιδες* differebant *απο των δακτυλιων* in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

(**) Lib. V. segm. 100.

σφραγις σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bey dem Pauſanias (*) ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις: und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in Stein zu ſchneiden, zwiſchen die Zeiten des Polykrates und Iſmenias wollen vermuthen laſſen. (**) Er ſagt: Policratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae aetate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelſtein des Polykrates war völlig unverletzt: und erſt „zu den Zeiten des Iſmenias, viele Jahre nachher, zeigt es ſich, daß „man auch in Smaragd geſchnitten." Ein geſchnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius alſo nicht vorgekommen; und der Smaragd des Iſmenias war der erſte geſchnittene Stein, deſſen er erwähnt gefunden.

Dieſes Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelſteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In Erzt, (***) ſagt er, müßte man in Italien weit eher „als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pauſanias folgen „wollte. Dieſer macht die erſten Künſtler in dieſer Art Bildhauerey, „einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieſer letzte hatte „den berühmten Stein des Polykrates geſchnitten, welcher zur Zeit des „Cröſus, alſo etwa um die ſechzigſte Olympias, Herr von der Inſel „Samos war. Die Scribenten der römiſchen Geſchichte aber berichten, „daß bereits Romulus ſeine Statue, von dem Siege gekrönt, auf einem „Wagen mit vier Pferden, alles von Erzt, ſetzen laſſen, u. ſ. w.

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Cröſus in den Tempel zu Delphi ſchenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Cröſus geweſen. Cröſus und Polykrates konnten im

(*) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.
(**) Lib. XXXVII. Sect. 4.
(***) Geſchichte der Kunſt. S. 16.

Beſitze dieſer Kunſtwerke ſeyn, ohne ſie dem Meiſter ſelbſt aufgegeben zu haben. Dieſer konnte längſt vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius ſagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhoecum et Theodorum tradunt, multo ante Bacchiades Corintho pulsos. Dieſe Vertreibung der Bacchiaden geſchah durch den Cypſelus, um die dreyßigſte Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Perſonen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer geſiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß dieſe eben das Sinnbild geweſen, welches Theodorus auf jenen Stein geſchnitten. Aber wir wiſſen, daß man in den älteſten Zeiten auch mit Ringen von bloſſem Metall ſiegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloſſen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äuſſerſt ergebenes Volk bekannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὁς τις ἀυτων ἐυτελεςατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Urſache die, welche die Ringe geſtochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zuſatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterſcheiden. Es iſt blos die Auslegung des Aelians, daß dieſe Ringe wegen der Arbeit des Steinſchneiders ſo koſtbar geweſen. Denn σφραγιδες, wie ſchon erinnert, heiſſen nicht eben nothwendig Ringe mit geſchnittenen Steinen; und wenn ſie es auch hier hieſſen, ſo iſt darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreſte gekoſtet.

(*) Paedag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

Ich weiß wohl, auch Christ (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und sechs und sechzig Thaler itzigen Geldes; und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechse dafür bezahlt hätte. Und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundert und sechs und sechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht blos besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und andern sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen! (**) Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores, praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias erfährt, daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sey; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt seyn sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist

(*) Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Haec autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis blos ἐν τῷ Μαρικᾷ, und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

(**) Lib. XXXVII. sect. 3.

nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bey duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwey Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, puduit tanti aestimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sey in Cyprus „ein Smaragd für sechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem „die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen „lassen: als man ihm nachher zwey dafür brachte, habe er gesagt, u. s. w." Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam, was er erst gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein blosser, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes (*), welcher den

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sey: „doch muß „er ein schlechter Mensch seyn, sonst wäre er kein so guter Flötenspieler." Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bey einem Gastmahle jemand zu ihm sagte; Singe: so antwortete er ihm; Und du, blase mir. *Ειποντος ἀυτῳ τινος παρα ποτον, ᾀσον, Συ μοι, φησιν, ἀυλησον.* Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bey den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unflätige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu seyn: ich betrachte itzt nur das Urtheil des Antisthenes, als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bey Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommner Meister war, nicht viel älter geworden seyn als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95 Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben; so ist Ismenias doch in der 105ten Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bey dem Plutarch (*Αποφθ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ἰσμηνιαν, τον ἀριστον ἀυλητην, λαβων αἰχμαλωτου, ἐκελευσεν ἀυλησαι. θαυμαζοντων δε των ἀλλων, αυτος ωμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος.* Atheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn

Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigſte Olympiade geblühet. Ohngefehr in eben dieſe Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian ſein obiges Zeugniß von der Verſchwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wiſſen aus dem Quinktilian, daß Eupolis unter ſeinem Marikas den Hyperbolus verſtanden habe, welcher in der zwey und neunzigſten Olimpiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiednen Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Iſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kauffen zu laſſen: wären ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrenäer keinen ſchlechtern, als für zehn Minen, zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunſt ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunſt aus dieſem ihrem Gebuhrtslande gegen Afrika, wiſſen wir ſonſt wenig oder nichts.

Der ſechsjährige Krieg, welchen die Athenienſer, in der acht und neun und ſiebenzigſten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künſten der Aegypter bekannter, als ſie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die

nun die andern ſehr bewundert. habe Atheas geſchworen, das Wiehern eines Pferdes ſey ihm weit angenehmer." Dieſer Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieſer Krieg fällt in die 110. Olympiade. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Iſmenias unſer Iſmenias geweſen ſey? Wenn er auch damals noch leben können, ſo wird ein Mann von ſeinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen ſeyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, und der Flötenſpieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz andrer Iſmenias geweſen ſeyn; oder dieſer Name iſt ſelbſt bey dem Plutarch verſchrieben. Ich glaube das letztere. Denn obſchon Plutarch das nehmliche Hiſtörchen noch an zwey andern Orten ſeiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung *Οτι ουδε ξην εξειν ηδεως και Επικουρου* p. m. 2010. und das andereymal in der zweyten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης η αρετης* p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, ſo wie in den denkwürdigen Reden, *Ιφικρατης* geleſen wird: ſo iſt doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben ſo leſen, folglich nicht alle Handſchriften ſo geleſen haben, und man in verſchiedenen *Ατεστιας* anſtatt *Ιφικρατης* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieſes verwandelt wiſſen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen ſollen. Auch Xylander ſchreibet in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Denkſprüche Amynias anſtatt Ismenias: und Aminias iſt endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

Gemeinſchaft des Handels, und durch Reiſen einzler Perſonen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides, (*) daß, als damals die Athenienſer endlich von den Perſern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Reſt von ihnen ſich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es dieſe, welche von der Pracht und Verſchwendung der Cyrenäer ſo viel Aufſehens machten, daß die Komödienſchreiber noch verſchiedne Jahre nachher darauf anſpielten.

Aus der Anmerkung des Plinius (**), daß die Eitelkeit, ſich mit vielen glänzenden Steinen zu ſchmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenſpielern eigen geweſen, glaube ich eine Stelle des Ariſtophanes (***) beſſer zu verſtehen, als ſie von alten und neuen Auslegern verſtanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepſiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, ſo macht er ihm eine Menge Perſonen namhaft, die alle durch ſie lebten; Sophiſten, Wahrſager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητὰς u. ſ. w. Dieſes Wort bedeutet, nach ſeiner Zuſammenſetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weiſſen Nägel mit Steinringen beſtecken: und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge darunter verſtanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Efféminés überſetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten ſteht, welche irgend eine windigte, betriegeriſche, eitle Kunſt treiben, und ſich erinnert was Plinius, in Rückſicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß Ariſtophanes mit dieſer komiſchen Benennung die Flötenſpieler anſtechen wollen.

Auch davon, daß erſt in den Zeiten des Peloponneſiſchen Krieges, ſich die Griechen der geſchnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Ariſtophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in ſeinen Theſmophoriazuſen (†) dem Euripides zu Laſt legen läßt, iſt auch dieſes, daß er die Männer gelehrt habe:

(*) Libr. I. §. 110.

(**) Hic (Ismenias) videtur inſtituiſſe, ut omnes muſicae artis hac quoque oſtentatione conſererentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adverſus iſtos, qui ſibi hanc oſtentationem arrogant, ut palam ſit eos tibicinum gloria tumere! l. 8.

(***) Nub. v. 331.

(†) v. 485. 36

— θριπηδες ἐχειν σφραγιδια
Εξαψαμενους. —

Vordem hätten die Männer ſich nur ganzer ſchlechter Schlüſſel und Ringe bedient, wenn ſie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten ſich, für ein ſehr weniges, dergleichen können nachmachen laſſen;

Προτου μεν ουν ην αλλ' υποιξαι τηι θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιαν τριωβολου —

aber der verwünſchte Euripides ſey es, der ihnen die Laconiſchen Schlüſſel mit drey Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεσα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefreſſenes Holz, dergleichen man ſich in den allererſten Zeiten zu Siegeln ſoll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verſtehen ſeyn. Es müſſen alſo entweder Steine verſtanden werden, die nach Art eines ſolchen Holzes geſchnitten waren; oder das θριπηδεσα iſt blos figürlich von der ſo beſondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß ſie eher von Würmern hinein genagt, als von Menſchen hinein gearbeitet ſcheinen ſollten. In beiden Fällen erhellet ſo viel, daß der Gebrauch mit geſchnittenen Steinen zu ſiegeln, unter den Griechen damals noch ſehr neu geweſen, weil ihn ſonſt die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigſter Brief.

Wir haben, über die Nachſuchung, zu welcher Zeit die Kunſt in Stein zu ſchneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Geſichte verloren. — Ich wollte Sie von ſeiner Kenntniß der Edelſteine, als Edelſteine unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß ſich ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinſchneider ihre Kunſt gezeiget, ſo ſetzt er, wie Sie geſehen, hinzu: „aber dieſes ſcheinet mir „ſelten geſchehen zu ſeyn, am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner „Härte und groſſem Werthe.“

Die erſte Hälfte dieſes Zuſatzes verſteht ſich von ſelbſt; zwar bey Hr. Klotzen ſollte ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geſchnittenen Steinen ſo ſehr übertrieben, und ſo ſehr wider den vermeinten neuern Geſchmack an bloſſen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure Summen koſten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des

„Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrich-
„ten oder ergötzen könnte.“ Denn bey einem ſolchen Eifer für das Schöne der Kunſt, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu koſtbar, und dem Künſtler keiner zu hart ſeyn müſſen. Doch in dieſe Inconſequenz mußte Hr. Klotz fallen: alſo nichts weiter davon!

Nur hätte er ſich die Ungereimtheit der andern Hälfte ſeines Zuſatzes erſparen können: „am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und „groſſem Werthe.“ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechſeln; das heißt ſich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir itzt den Edelſteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, ſchlechterdings nicht wiſſen, was jeder wiſſen kann, der ſeinen Plinius fleißiger geleſen; als Hr. Klotz.

Wenn nehmlich gleich itziger Zeit der Rubin die nächſte Stelle nach dem Diamante behauptet: ſo hat er ſie doch nicht immer behauptet, ſondern das Alterthum ertheilte ſie dem Smaragde. Tertia auctoritas, ſagt Plinius, nachdem er die erſte Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einſtimmigen Urtheile ſeines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur plurimis de causis. (*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und ſagen müſſen, daß, wenn die Alten nur ſelten in Rubin und Smaragd geſchnitten, ſie es am aller ſeltenſten in den letztern, und nicht in den erſtern dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, ſondern den Smaragd ſetzten ſie, unter andern Urſachen, auch wegen ſeiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, ſagt Plinius ausdrücklich: quorum durities tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, ſcheinen ihm nur wenig bekannt geweſen zu ſeyn, und weder die Griechen wiſſen von ihrem Ἀνθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu ſagen, was dem Smaragde im geringſten den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es war auch ſogar verbothen, ihn zu ſchneiden, wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. (**)

(*) XXXVII. sect. 16.
(**) c.

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (*) gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, ſagt er, worauf ſich Plinius gegründet, wenn „er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt geweſen, in Smaragd zu „ſchneiden. Die alte Geſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der „Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines „Fiſches wiedergefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein „berühmter Künſtler des Alterthums, geſchnitten hatte. Desgleichen mel„det Theophraſt, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von „Smaragd zu führen, um ſich durch ihren Anblick das Geſicht zu ſtärken. „Ja, Plinius ſelbſt hatte verſchiedene Beyſpiele von dergleichen geſchnitte„nen Steinen vor ſich.“

Doch, dieſen Einwürfen iſt zu begegnen. Vors erſte glaube ich nicht, daß Plinius ſagen wollen, es ſey ein poſitives, wirklich niedergeſchriebnes uns unter einer gewiſſen feſtgeſetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu ſchneiden, vorhanden geweſen. Dergleichen läßt ſich kaum denken, und wo wäre es geweſen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft ſeyn können, und in allen übrigen würden ſich Künſtler und Liebhaber darüber weggeſetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) ſcheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Menſchen, durch welches ſich die Sache ſelbſt verboth. Denn, da man den Smaragd nur ſeines ſinnlichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllet, ohne es zu ſättigen: ſo konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn ſeyn, ſein Convolut durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käuffer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben bereits aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen

(*) De l'Origine des Loix, des Arts et des Sciences. Part. II. p. 238.

kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sey: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beyspiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt sich bey jedem noch etwas ins besondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast (*) beweiset vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sey, sagt blos: διο και τα σφραγιδια φορουσιν εξ ανυης, ωστε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals scalpi etiam smaragdos solitos. „Man schnitt damals auch sogar Smaragde." Das etiam ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verboth gesagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunst die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verboth, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden seyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus gesetzt werden; wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sey: und so viel widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätiget.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer

(*) Seite 62. der Englischgriechischen Ausgabe von Hill.

geringern Gattung ſind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meiſten dürften vielleicht das ſeyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, ſagt Hr. Winkelmann, (*) iſt die Mutter oder die äuſſere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht ſtreitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochne Prasma; denn Zanetti, (**) und andere, ſchreiben allezeit Prasma anſtatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verſchiedenen Steinen. (***). Es iſt auch ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen, gräulich geſprengten Hornſtein verſtünden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heiſſen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (†). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras iſt alles eins.

Aber wie das? Alle drey ſind nichts als der Praſius, oder die gemma praſina der Alten. In Praſina war der Punkt verwiſcht, it ward für m gelesen, und ſo entſtand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutſche itzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präſem (††) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer ſcheinen, unter Praſius oder Praſites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort ſelbſt weiter nichts als eine ſolche Farbe andeutet. Da es aber unter dieſen nothwendig einige geben mußte, welche dem ſchönen Grüne des Smaragds näher kamen: ſo machten die neuern Steinkenner für ſie den zuſammengeſetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaragdoprāſem; welches im lateiniſchen Smargdoprāsius heiſſen muß, und keines weges von Boot (†††) durch Prasma Smaragdinea hätte überſetzt werden

(*) Anmerk. zu der Geſch. der K. S. 18.
(**) Dactyl. Zanett. p. 17.
(***) Dactyl. Erſtes Tauſend Nr. 178. und zweytes Tauſend Nr. 391.
(†) Ebend. f. Erſtes Tauſend, Nr. 270.
(††) Boetius de Boot ex Recens. Adriani Toll. p. 203.
(†††) Dactyl. Zanett. l. c.

ſollen. Denn das heißt Verſtümmlungen der Unwiſſenheit autoriſiren, und die Benennungen unnöthiger Weiſe häuffen.

Die Alten kannten ſo vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre beſondere Namen hatten! Der alte geſchnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird alſo ſicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd ſeyn. Denn da es Plinius ausdrücklich ſagt, daß dieſer nicht geſchnitten worden, ſo kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte ſich Plinius ſo etwas können in den Kopf ſetzen laſſen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Er ſollte uns eine falſche Nachricht hinterlaſſen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umſtand bey ihm, der dieſes Vorgeben beſtätiget. Dieſen nehmlich, daß die Smaragde meiſtens hohl geſchliffen wurden; (*) iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: eine Form, welche ſie zum Schneiden ganz ungeſchickt machte. — Doch von dieſer concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem beſondern Briefe; wo es ſich zeigen wird, daß die Meinung des Salmaſius, (**) welcher das Verboth die Smaragde zu ſchneiden, nur auf die concav geſchliffenen einſchränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

„Selten, ſetzt Hr. Klotz hinzu, ſind auch ihre Werke in Sapphir."

Was für einen Sapphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unſern? Denn er wird wiſſen, daß dieſes zwey ganz verſchiedene Steine ſind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturae, intervenientibus crystallinis centris. (***) Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen. Und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hat, und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefehr, als in der Meinung einen koſtbaren Stein zu ſchneiden.

„Am häufigſten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten ſie zu hohl gegrabnen

(*) Lib. XXXVII. sect. 16.
(**) Ad Solinum p. 196.
(***) Libr. XXXVII. sect. 39.

„Werken den Carneol oder Agat, von einer Farbe, so wie sie sich bey er-
„hobnen Werken der verschiednen Agathonyche und Sardonyche bedienten."

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibt Hr. Klotz beständig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen, wegen ihrer schischenden Aussprache des ch, dieses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Klotz in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen: so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfarbige Steine.

Πολλα μεν οὐν ρεα ἠ ἐςιν ἀχατου χρωματ' ἰδεσθαι. (*)
Nur nach der unter diesen verschiednen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe, bekam er verschiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt, (**) quae unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt, (***) daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt; aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heissen sollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war, und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Classen

(*) Orpheus de Lapidibus, v. 103.
(**) Lib. c. sect. 54.
(***) Ad Solinum p. 135.

mehr nach den Beſtandtheilen zu ordnen geſucht, ſind es, welche den Namen Achat zu einem Geſchlechtsnamen gemacht haben, unter welchem ſie alle durchſichtigere Hornſteine begreiffen, ſie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber ſich mit dieſen ausdrücken wollen: ſo hätte er bedenken müſſen, daß ſo nach der Carneol ſelbſt mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß die Alten zu hohlgegrabnen Werken am häuffigſten den „Carneol und Achat von einer Farbe" gebraucht: denn wer wird erſt eine einzelne Art nennen, und dann das Geſchlecht? Sondern er hätte ſagen müſſen, daß ſie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter dieſen am häuffigſten den Carneol dazu gebraucht haben, in ſo fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verſtehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz, iſt eine ſehr ungelehrte Kenntniß. Sie iſt lediglich aus den Namenverzeichniſſen der verſchiednen Daktyliotheken, und beſonders der Lippertſchen, zuſammengeſtoppelt. Was wird uns aber in dieſen Verzeichniſſen nicht oft aufgeheftet! Was für Monſtra von Namen, kommen nicht da zum Vorſchein!

Ein ſolches Monſtrum iſt der Achatonyx, deſſen ſich, nach Herr Klotzen, die Alten zu erhobnen Werken verſchiedentlich ſollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht dieſen Namen ſehr häufig. Aber er iſt bey den Alten ganz unerhört, und ſelbſt die ſpätern Schriftſteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Geſner, und wie ſie alle heiſſen, kennen ihn nicht, ſo daß er aus einer ganz neuen Hecke ſeyn muß. Aber was ſollen wir uns dabey denken? Es läßt ſich ſchlechterdings nichts dabey denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt ſich eine Zwittergattung aus dem Geſchlechte und der Art zuſammenſetzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Onyx; und ich verſtehe nicht, wie dieſe Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär ſeyn können. Ganz anders iſt es mit dem Sardonyx: hier iſt Art und Art zuſammengeſetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, deſſen Streiffe von der Farbe des Sarders ſind, durch dieſen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der ſo zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachſchreibt, und ſich alle pedantiſche Diſcußionen erſpart! Was ſchadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt; der in

einen Diamant geſchnitten ſeyn ſoll: (*) „ſo haben wir, nach dem Hrn. „Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloſſe Muthmaſſungen zu ver„laſſen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“ (**) Durch dieſen einzigen Diamant iſt Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillſchweigen gebracht. Er befindet ſich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieſer Diamant! Was für eine Koſtbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre ſehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernſthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher ſie es ſo gewiß wiſſen, daß dieſer Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant iſt? Welche Verſuche ſind damit angeſtellt worden? Wie, wenn es eingebrannter Amethyſt, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientaliſche Gattungen, wenn ſie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, ſo viel von dem wahren Glanze und Waſſer des Diamants haben, daß der erfahrenſte Juwelier damit betrogen werden kann? (***) Hätte kein Antiquar dieſen Betrug verſuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künſtlers ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß ſie es nicht iſt?

Hier müſſen Beweiſe aus Büchern mehr gelten, als der Augenſchein. Wenn die Bücher der Alten keiner geſchnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umſtände hingegen in ihnen vorkommen, die es ſchwer zu begreiffen machen, daß ſie deren gehabt, die es ſogar zweifelhaft machen, ob ſie auch nur geſchliffene Diamante gehabt: ſo wäre es eine große Einfalt, jemanden in der Welt, er ſey wer er wolle, auf ſein bloſſes Wort zu glauben, daß ſich da oder dort ein ſolcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Aber Herr Klotz hat ſich eine zu gute Entſchuldigung ausgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniße von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieſer Materie verweilen darf.

(*) Zweytes Tauſend. Nr. 387.
(**) S. 14.
(***) S. Hills Anmerkungen über den Theophraſt, S. 83.

Er ſagt nehmlich, (*) „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beygelegt haben, eine groſſe Dunkelheit herrſche. Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten."

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen ſie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bey dem allen, es mag ſo ſeyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wiſſen ſoll, als er verſichert, daß man wiſſen kann.

Und ſo giengen wir weiter, und kämen auf die mechaniſche Ausübung der Kunſt, von der er nur wenig ſagen zu können ſagt. Aber er ſagt gar nichts davon; und das iſt freylich ſehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen ſeinen Leſern verſtändlich zu ſeyn.

Hr. Klotz ſchreibt: (**) „die neue Entdeckung von dem Steinſchneiden „der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Chriſt glaubte „gemacht zu haben. Er überredete ſich, daß die Alten mit Diamant allein „geſchnitten hätten, ohne ſich des Rades dabey zu bedienen." —

Alles was Hr. Klotz wider dieſe Meinung ſagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieſer gerechter gegen Chriſten iſt. Hr. Lippert ſchreibt blos, Chriſt, (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt) (***) habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geſchnitten habe." Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weit entfernt.

Chriſt behauptete blos, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltner bedienet, als die neuern; (†) daß ſie mehr mit der Diamantſpitze

(*) S. 44.
(**) S. 45.
(***) Vorrede zur Daktyl. S. XXX.
(†) Ego vero non dubito, quin Graeci praesertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

gearbeitet, als die neuern; (*) und daß besonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertiget werden können. (**) Dabey leugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich eben so wohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen. (***) Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen ältern, und besonders aegyptischen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspitze äußere. (†)

Das war Christs Meinung: und diese Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieses glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben „schneiden sehn, muß auch die Natur und Gestalte der Diamante gar „nicht kennen. Wie stellt er sich wohl vor, daß der Diamant gefaßt „werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt „er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so grossen Spitze, als „hierzu erfordert wird, versehen können? Was muß er für Begriffe von „der Grösse und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet, „daß man grosse Diamante so spitzig zuschleifen könne, als diese Arbeit „erfordert? Kurz, die ganze Sache ist unmöglich, und wenn Christ oder „andere sich in den Werkstätten umgesehen hätten, so würden sie niemals „diese Meinung behauptet haben."

Im Vorbeygehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten mehr umgesehen, als Hr. Klotz. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt sich nach

(*) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque praestaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem etc. ibid.

(**) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior soli mucronis adamantis et crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebrae ac rotarum. ibid. p. 336.

(***) — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebrae ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; et conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re praesenti, istud fere probat. ibid.

(†) Deinde veteres aliquas gemmas, praesertim Aegyptiae, arrosae tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. ibid.

ſeiner Art aus: das iſt, er miſcht ein wenig Nonſens mit unter. — Er fragt z. E. „wie glaubte Chriſt, daß man die kleinen Diamantkörner „mit einer ſo groſſen Spitze, als hierzu erfordert wird, verſehen könne?“ Freylich müßte Chriſt ein ſehr lächerlicher Mann geweſen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit groſſen Spitzen verſehen könne. Lippert hat ſo ſeltſam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der aus einer verderbten „Einbildungskraft, und aus grober Unwiſſenheit von den Möglichkeiten „und den Vortheilen, die zu dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!“ Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Hr. Lippert, zum größten Theil, ſelbſt. Chriſt verſtand unter dem mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als gröſſere ſpitzig zugeſchliffene Diamante: ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagenen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Hr. Lippert ſelbſt zu: und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Hr. Klotz alſo nicht beſſer, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſten halten will?

Nein; es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte; auch bey mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber ein Künſtler macht nicht alle aus: und wenn die Künſtler ſelbſt uneinig ſind, muß es dem Gelehrten frey ſtehen, ſich auf die Seite des einen oder des andern zu ſtellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwiſſend, oder gar unſinnig ſchelten werde.

Kurz; Natter iſt es, der mich kühn genug macht, an den Ausſprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgeſuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweiſen, daß auch die alten Künſtler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben ſo verfahren wären, als unſere Künſtler. Für Chriſten durfte er eigentlich dieſes nicht beweiſen: denn Chriſt, wie ſchon geſagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgeſprochen. Er mag es aber bewieſen haben, für wen er will; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er es bewieſen, weil er uns dadurch vor mancherley chimäriſchen Begriffen verwahret hat, die wir uns ſonſt von dem Verfahren der alten Artiſten machen könnten.

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter

jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſetzt, als ihn Hr. Klotz herabſetzt? „Allerdings, ſagt Hr. Klotz, braucht man die Diamant„ſpitze, aber alsdenn erſt, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet „iſt. Nehmlich; man kann mit dieſer eingefaßten Diamantſpitze, wovon „das Werkzeug beym Mariette abgebildet iſt, die vom Rade noch übrig „gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien ſanfter und „verlauffend machen.“

Wer hat dem Hrn. Klotz das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehn, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beym Natter, faſt auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verſchiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht ſo leicht und kühn zu machen geweſen? (**) — Nicht ſo leicht, nicht ſo kühn: aber doch zu machen.

Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, ſo wie an dem einen alles mit dem Rade geſchnitten ſey, ſo ſey an dem andern das meiſte mit der Diamantſpitze gefertiget? (***) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in dieſem Gebrauche der Diamantſpitze die eigene Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweyten gehabt?

Aeuſſert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem auſſerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der korrekten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der Diamantſpitze dabey bedient? (†) Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt? (††)

(*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, et les muscles sont trop creusés et paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

(**) Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'executer avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

(***) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa maniere particuliere de graver; c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 24.

(†) Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans une espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, sûrtout pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y reussir de cette façon-là qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(††) Siehe oben S. 79. Note (**)

Alles das endlich zusammengenommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denselben daran erkennet, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam? (*)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterschen Werke, die ohnstreitig unter allen neuern Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es sey mit dieser Vermuthung, wie es wolle; genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung seyn mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die itzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben.

Acht und zwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sey von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben

(*) l. c. p. 339.

„Freylich, fügt Hr. Klotz hinzu, (*) wird diese Kühnheit diejenigen „beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstellern keine Fehler finden „wollen, und ehe sie diese zugeben, lieber auf Unkosten ihrer eignen Ehre „die seltsamsten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber „unpartheyische Kunstrichter, welche sich überzeugt halten, daß man an „jemand Fehler finden, und seine Einsichten und Verdienste doch zugleich „hochschätzen könne, werden wider diese Muthmassung desto weniger auf„gebracht werden, je mehr sie Bewegungsgründe, ein solches Urtheil zu „fällen, und Entschuldigungen für den, welcher es ausspricht, auch bey „dem Plinius, dessen grosse Gelehrsamkeit sie übrigens mit Recht ver„ehren, gefunden haben."

Geschwätz, das nur abzielen kann, nähern Untersuchungen vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese blosse Möglichkeit. Besonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrift, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bey der unzähligen Menge von Steinen, bey dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben seyn?

Aber wenn es seine eigene Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klotz, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdenn noch nicht entscheiden könnte; weil er, wie gesagt, nur gewandtsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meisten Streit veranlasset.

Plinius redet von dem Diamante, von der ausserordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel, über diese Härte dennoch zu siegen,

(*) S. 51.

und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeitet. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Christ schloß aus dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspitze gearbeitet; aber keineswegen, daß sie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspitze die Rede sey; sondern von dem Diamantpulver, welches anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorne ein wenig ausgebrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt; so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius sagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und passet keinesweges auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der blossen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieser ist weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klotz ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem blossen Bestreichen verstehen lasse: was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.

Das ist nun freylich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten: der stolze Gelehrte verweiset ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe?

(*) Libr. XXXVII. sect. 15.

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können; wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bey dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantspitze aus dieser Stelle verdrengt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamantspitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt, wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sey, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt; wenn die Diamantspitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch grössern, den Natter selbst, wie ich gezeigt habe, eingesteht: so begreife ich vollends nichts, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspitze als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedne Härte der wahren, und sagt: (*) tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst angeführet; aber wie es scheint

(*) Libr. XXXVII. sect. 76.

blos, um den kindischen Fehler des Hardouin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat sehr Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen.

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider blos mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Klotz sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb; zwey Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz sey, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worinn sich Plinius auch hier geirret habe. „Auch hier, sagt er, „vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug scheinet, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro resuso, verstehet, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem terebratum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Tornevtik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toknevtik zuerkennen will.

Dreyßigſter Brief.

Hr. Kloß erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle vorausſetzen, wo Plinius von den verſchiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelſteine geſäget und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt, (*) arena hoc ſit, et ferro videtur fieri, ferra in praetenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beſchreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyßigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die Bouterolle; nicht alſo das Rad, ſondern nur eines von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheinet er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das ſind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verſtehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiſerne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die ſie hervorbringen ſollen, in das Rad geſetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von dieſen Werkzeugen iſt es unſtreitig, daß ſie, eben wie die Marmorſäge, eigentlich ſelbſt nicht ſchneiden, ſondern nur zu ſchneiden ſcheinen, indem ſie den Smirgel, oder was man ſonſt für eine feinere Sandart dazu brauchet, dem Steine einreiben; arena hoc ſit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieſes ohne Maſchine zu bewerkſtelligen geweſen, iſt nicht abzuſehen. Folglich muß man eine Maſchine, ein Rad überall vorausſetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelſteine die Rede iſt, und dieſe Wirkung nicht das bloſſe Poliren ſeyn ſoll.

Nun leſen ſie die Stelle des Plinius: (**) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitae. Vicere postea ex Armenia vectae.

(*) Lib. XXXVI. sect. 9.
(**) Lib. XXXVI. sect. 10.

Naxium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten; und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertiget wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, (*) wo er die verſchiednen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cypriſchen Diamants gedenket: ſo ſoll jener Cypriſche Diamant, und dieſer Cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Naxium gemacht wurde; nur eins ſeyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cypriſchen Schleifſtein, wegen ſeiner Härte adamas genannt gefunden, ſo wie ſelbſt das Eiſen aus eben der Urſache dieſen Namen führe. Dadurch ſey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamanten zu rechnen, was er hier einen bloſſen Schleifſtein nenne. Haec tam varie, ſetzt er hinzu, (**) quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, que apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmaſius will von keinem Cypriſchen Diamante wiſſen; ſein Solinus muß es dasmal beſſer verſtanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meinet, das ſoll de aere cyprio zu meinen ſeyn; (***) der Diamant, von dem Plinius ſagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heiſſen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genennt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer hervorbringen?

Doch, warum will ich bloſſe Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch itzt ſind die Cypriſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für ächte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung, weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

(*) Lib. XXXVII. sect. 15.
(**) Ad Solinum p. 1091. Edit. Paris.
(***) ibid. 1094.

Ein und dreyßigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen?

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus. (*). Und es iſt allerdings wahr, daß bey andern Schriftſtellern, Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erkläret wird. (**)

Hardouin hatte den Einfall anzunehmen, (***) daß dieſer Naxiſche Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beynamen erhalten.

Doch dieſer Einfall empfiehlt ſich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf ſeinen Schriftſteller durchaus keinen Fehler kommen zu laſſen. Ehe wir den Alten einen ſo unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verurſachen: dächte ich doch, wir lieſſen den Plinius ſich lieber verſchrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius ſeyn, und ſind wirklich darinn; obſchon gewiß die wenigſten von ihm ſelbſt herkommen mögen. Ganz anders iſt es mit den Fehlern, wie ſie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwiſſenheit, der er ſo leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriſchen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifſteine gebracht,

(*) Cypri lib. II. cap. 5.
(**) Id. Cretae lib. I. cap. 12.
(***) Ad Plinii l. c.

oder zum Gebrauche der Steinſchneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man ſie erſt deswegen nach Naxus auf Creta bringen müſſen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxiſchen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unſern Steinſchneidern, eben ſo wenig als den Armeniſchen, ſtatt des Smirgels empfehlen: ich habe eine ganz andere Abſicht, warum ich ſeiner gedenke.

Genug, es war ein pulveriſirter Schleifſtein, deſſen ſich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifſtein, wiederhohle ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen ſo allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anſtatt des Naxiums, anſtatt des Armeniſchen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigſtens ſcheinet ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewöhnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel: (*) denn er entſchuldiget dieſe, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamante; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden: indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künſtlern machen will, (**) ihnen ſo nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geſchwinder noch ſchärfer geſchnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; ſo daß es ihnen einen groſſen Theil der Polirung erſparte.

Kurz; wenn ich ſchon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: ſo darf ich doch kühnlich leugnen; daß ſie es zur Ausſchleiffung geringerer Edelſteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der itzigen Koſtbarkeit der Diamante ſagen, was er will: ſo waren ſie bey den Alten doch noch ungleich koſtbarer: denn ſie waren ungleich ſeltner. Die Alten wußten von keinen Braſiliſchen Diamanten, die ſo neuerlich Europa überſchwemmet haben. Unſere Künſtler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver

(*) Vorb. der Dakt. S. 34.
(**) Vorb. der Dakt. S. 33.

erfordert, alſo weit eher machen können, als ihn die alten Künſtler machen konnten.

Und wer ſagt es denn, daß dieſe ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Inſtrumente des Rades in den Stein wirken, ſehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armeniſche Schieferpulver nennet. Konnten die Künſtler ſeiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuſchreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denſelben zuſchreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigſter Brief.

„Die Alten, ſagt Hr. Klotz, (*) kannten die Kraft des Diamant„ſtaubes, die feinen Steine anzugreifen, und ſie bedienten ſich, welches „unleugbar iſt, deſſelben."

Welches unleugbar iſt! Warum wäre es denn unleugbar? Weil es Hr. Klotz bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus? (**) „Weil es Plinius ausdrücklich ſagt; und weil, „wenn Plinius auch nichts ſagte, die Meiſterſtücke der alten Steinſchnei„derkunſt, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden."

Aber dieſe Meiſterſtücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß ſie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armeniſchen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientaliſchen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben ſo gut, obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugniſſe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Goguet auf zwey Stellen deſſelben beruft.

Die erſte iſt die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinſchneider bedienten.

(*) S. 42.

(**) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement, et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen crustis kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann, ſondern ſpitze ſchneidende Splitter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiſet noch weniger, wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben lieſſen: verum omnes adamante scalpi possunt. (*) Denn können hier nicht eben ſo wohl jene parvae crustae des Diamants, jene kleine ſchneidende Splitter verſtanden werden, als Diamantſtaub?

Beſonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erſtern Stelle liegen ſoll, gänzlich Verzicht thun; indem er ſelbſt bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verſtehen, welches dem Werkzeuge des Rades blos angeſtrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, ſondern Diamantſplitter, von welchen es ſich Plinius blos habe weiß machen laſſen, daß man ſie zum Steinſchneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bey Griechen oder Römern ſonſt eine Stelle zu zeigen, die zu dieſem Behufe angeführet werden könnte.

Und nun laſſen Sie mich es gerade herausſagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man deſſen Erwähnung finden wollen, ſeiner nicht erwähnen, daß dieſe Stellen nicht von dem Diamantpulver, ſondern von Diamantſplittern reden, ich getraue mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius ſagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe „trift, daß man den Diamant zerſchlägt.“ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht habe ſagen wollen, denn es war kein bloſſer

(*) Lib. XXXVII. sect. 76.

glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mittel, daß er in Stücken ſpringen mußte; ob ſchon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte ſagen, „wenn es ſich „trift, daß er glücklich ſpringt:“ nehmlich daß er in ſolche kleine ſchneidende Splitter ſpringt, wie ſie die Steinſchneider ſuchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zerſprang: es war ein Glück, wenn er ſo und ſo zerſprang.

Iſt aber das: nun ſo iſt es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu ſchleifen verſtanden haben, daß ſie nicht gewußt haben, der Diamant laſſe ſich durch ſeinen eigenen Staub ſchleifen. Denn hätten ſie das gewußt, ſo hätte der Diamant mögen ſpringen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art ſeyn, von welcher es ſey: ſie hätten ihnen immer nachhelfen, ſie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künſtler daran ſuchte. Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beytreten. Denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt die Diamante zu ſchleifen, und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berührt, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt: wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint,“ antwortet Goguet, „allerdings ſchwer zu begreiffen: gleichwohl iſt es nun nicht „anders. Auch finden ſich mehr ſolche Beyſpiele von Schranken, die ſich „der menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt zu ſetzen pfleget. Auf einmal bleibt „er ſtehen, wenn er eben dem Ziele am nächſten gekommen, und ihm „noch kaum ein Schritt fehlet, um es völlig zu erreichen.“

Es iſt wahr, dieſe wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch ſo ſelten, als möglich, darauf berufen; eben, weil ſie ſo wunderbar iſt. Wenn wir ohne ſie fertig werden können, deſto beſſer. Und hier können wir es: die Alten verſäumten das Diamantpulver

an dem Diamante ſelbſt zu verſuchen, weil ſie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.*)

Drey-und dreyßigſter Brief.

Wenn ich geſagt, daß die alten Künſtler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit ſeltner, weit koſtbarer geweſen, als ſie itziger Zeit ſind: ſo würde man dieſen Grund freylich um ſo viel mehr auch gegen die Diamantſplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer, wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheint ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand ſich ein andrer Stein, deſſen Splitter das nehmliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis; (*) duriori tanta inest vis, ut aliæ gemmæ scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er itzt heiſſe, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta: uns dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche alſo, mit ſo ähnlichen Worten, von zwey verſchiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet, zeiget, daß Plinius ſeiner Sache hierinn ſehr gewiß geweſen.

*) Auf einem kleinen Zettel hat ſich Leſſing noch folgende beyde Gründe angemerkt, die ihm zu beweiſen ſchienen, daß die Alten die Kraft des Diamantſtaubes nicht gekannt haben;

„1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt als iſt, ſagt, daß ſie mit einem andern Diamante durchbohrt werden könne; die andern könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden.

2. Weil er nicht allein von dieſen andern, ſondern auch von noch mehr Edelſteinen ſagt, daß ſie ſich durchaus nicht ſchneiden laſſen; z. B. von den Scythiſchen und Aegyptiſchen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut neque cavi vulnerari.“ J. J. Eſchenburg.

(*) Lib. XXXVII. cap. 65.

Er hat ſich in das Mechaniſche keiner einzigen Kunſt tiefer eingelaſſen; und, alles zuſammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinſchneiderkunſt, die er am wenigſten ſoll verſtanden haben, gerade die meiſten und poſitivſten Data angegeben hat. Er gedenkt der verſchiednen Inſtrumente, nach Verſchiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantſpitze; er gedenkt anderer ſcharfen Steinſplitter, welche bey gewiſſen Steinen die Stelle der Diamantſpitze vertreten können; er gedenkt verſchiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausſchleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr ſagen können, der von dieſer Kunſt nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnet, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedienet?

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will: mich hat er zu ſcheu gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloſſes Wort zu glauben. —

Von ungefehr ſehe ich eben itzt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen habe, das ch in g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht blos Agat, ſondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache ſo vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzoſe mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloſſes t verwandele, und dieſes brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθός. Von dieſem Wörtlein alſo leitete er die Benennung des Steines ab, und ſchrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, dieſe Ableitung einmal gegen den Theophraſt und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieſes iſt: ſo will ich dem Hn. Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen, den Andreas Baccius nehmlich, welcher wie ich vermuthe auf eben dieſe Weiſe ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, verſichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt Achates, Agathes zu ſchreiben: und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vier und dreyßigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht blos auf das Werkzeug, Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht blos darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloſſe Zuſammenſtopplung topiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht blos berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht blos ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Ende des erſten Theils.

Briefe, antiquarischen Inhalts.

Zweyter Theil.

1769.

Fünf und dreyßigster Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung des soge„nannten Borghesischen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, ist auch „von der geringsten Erheblichkeit."

Was besonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler seyn. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen, mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu besonders, und scuto besonders zu lesen. Hierwieder sagt Herr Klotz, ich weis selbst nicht was. Er räumet mir ein, daß man obniti in dem Sinne fände, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmet: aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag seyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bißchen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste, der obnixo genu von scuto trennet. Unter andern muß es

(*) S. den ersten Theil dieser Briefe. S. 43.

auch Stewechius so zu trennen, für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Atheniensium dux rei bellicae peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Herr Klotz weis nicht, was obnixo genu heißen soll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist: so muß sich das gute Latein zuweilen, von dem gesunden Menschenverstande sehr weit entfernen. Denn obnixi zeiget ohnstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drängen zu lassen, den er einmal einnimmt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtiget seyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fusses, welcher entgegen gestemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Es seyn aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich blos und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sey, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

und Nerven deſſelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freylich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt, aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchlieſſen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klotz ſelbſt. (*) Es ſoll mir lieb ſeyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigſter Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingſchen Anzeigen gefunden. (**)

Ey, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit ausgezogen.

Jämmerlich? — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Göttingſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der

(*) Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 343. Neque de hac re me tibi assentientem habet V. cl. Primum non nego eo obnixus hoc sensu occurrere, et potuisse. Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem ab acie velit, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, was ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verum quod non posset deesse, si eo scuto conjungi deberet cum eq hasta. Denique dextra manus statuae, quae projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

(**) Hamb. Correſp. Nummer 144. d. 23. [24. Sept. 1768.]

99685

Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen: er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weitem nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen ſelbſt gewiſſermaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann ſagt: (*) „die ganze Figur iſt vorwärts „geworfen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein iſt „hinterwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt.“ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſts, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer, als der rechte erſcheinet; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nun immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt: (**) Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites

(*) Geſchichte der Kunſt S. 395.
(**) De re milit. lib. I. c. 20.

habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quae plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeuſſerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müſſen nachſtoſſen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, ſo nahe zu ſeyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo konnte es gar wohl die Lage ſeyn, welche Chabrias ſeine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn ſie ſollten in einer feſten Stellung, hinter ihren Schilden, mit geſenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten. Die Schildſeite, und der Fuß dieſer Seite mußte alſo vorſtehen; der Körper mußte auf dieſem Fuße ruhen, damit ſich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachſtoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf dieſem ruhend, lebhaft genug gedacht: ſo glaube ich nicht, — wenigſtens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias ſo leicht dabey würde eingefallen ſeyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderſprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen iſt, daß ſie einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen, nicht aber einen anrückenden von ſich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund, das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen: und ſo würde es noch geſchehen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu entheilen anmaaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaſſung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigster Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechſelung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieſer Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten der Winkelmanniſchen Monumenti inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, „als habe er den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſogenannten Miles Veles „im Muſeo Florentino verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht; der Recenſent hätte allerdings dieſes wenigſtens durch ein, es ſcheinet, ausdrücken ſollen. Herr Leſſing lehnt auch wirklich einen ſolchen Verdacht „auf eine nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu kömmt in der That „noch dieſes, daß der Miles Veles den Schild eben ſo wenig vor ſich „an das Knie geſtemmt hält, und daß alſo das obnixo genu scuto „eben ſo wenig ſtatt findet; obgleich ſonſt die Stellung eines Kriegers, „der ſeinen Feind erwartet, und inſonderheit das gebogene Knie, „auf die beſchriebene Stellung des Chabrias eher zu paſſen ſchien; in ſo „fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf „die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet, und auf „dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt haben. Eben dieſe Vorſtellung hatte „dem Recenſenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freylich „Herr Leſſing mit Grunde von ſich abweiſet, und abweiſen kann. Jene „Stellung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut, und noch beſſer im Stehen „denken, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem „andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ —

Das iſt alles, was ich verlangen; das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort

(*) S. 43.

(**) Göttingiſche Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreiet: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben; die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechselt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der sich einer solchen Nachläßigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fodern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigers, worauf ich Anspruch mache. Nehmlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kollmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen so viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht seyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere in zweyn verfallen? Aber wenn man sagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sey nicht der Borgheſiſche Fechter: so ist das ganz ein anderes. Dort

habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit suchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Göttingsche Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sey; nur Hr. Klotz hat, ohnstreitig aus eigner Erfahrung, einen solchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat blos sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheinet er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen reimen lasse, als der knieende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt blos umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Lessing vorgebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den Chabrias vorstellen „solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recensent damals freylich nicht beybringen konnte. Nepos beschreibt die Stellung der Soldaten „des Chabrias so, daß sie einen Angriff des eindringenden und angreifenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco „vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum „excipere hostium docuit. Der natürliche Verstand der Worte scheinet „der zu seyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anstemmen, „und so den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht ein„brechen konnte. Diese Erklärung wird durch die beiden Parallelstellen „im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen „Umständen selbst, bestätiget; denn der Angriff der Lacedemonier geschah „gegen die auf einer Anhöhe gestellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Hier. „Cyr. 4. 30.) Hiernach scheinet der Borghesische Fechter nicht wohl über„ein zu kommen, dessen Stellung diese ist, daß er nicht sowohl den

„Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; daß er „den Kopf und die Augen nicht vor- oder herabwärts, sondern aufwärts „richtet, und sich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das „von oben herkömmt, zu verwahren scheinet; wie nicht nur das Kupfer „zeiget, sondern auch Hr. Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit „Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der diese Unähnlichkeiten gar „wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere „Interpunktion der Stellung des Borgheſischen Fechters näher zu bringen. „Dem sey also: aber auch dann wissen wir weder die Stelle im Diodor „und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit „cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium, damit „zu vereinigen. Doch alles dieses muß Hr. L. nicht als Widerlegung, „sondern als Schwierigkeiten ansehen, die er in der Folge seiner Briefe „vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn sonst würden wir noch „anführen, daß der ganze Körper des Borgheſischen Fechters in unsern „Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung „eines Fechters, aber gar nicht das Ansehen eines atheniensischen Feld„herrn hat. Aber nach Kupfern läßt sich so etwas nicht beurtheilen, und „hiebey könnte die Vorstellungskraft sehr verschieden seyn. Noch müssen „wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Hrn. Prof. Sachsens zu „Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. „T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden „haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger schliessend, und was ich für völlig entscheidend darinn halte.

Der Göttingsche Gelehrte erkennet in der Borgheſischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines atheniensischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die Ehre „einer Statue unter den Griechen wohl niemals wiederfahren sey," und „daß dieses Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen „zu seyn scheine." Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue

ikonisch sey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikonische Statue zu erhalten, als eine blos idealische: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er siehet in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre stehet, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beständig beschäftiget gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheinet sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hin sehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergab rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre des Athenäers, wollte er, und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias, wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, seyn würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reitern bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr vom

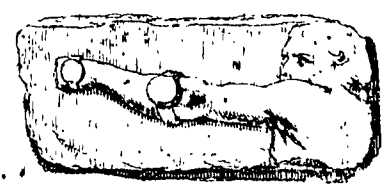
(*) Laokoon S. 13. [illegible] VI, S. 150.

obenher zu decken hatte. Dieſes, ſage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich ſonſt nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich ſchon erinnert habe, daß Winkelmann die Füſſe des Fechters verwechſelt: ſo muß ich auch hier ſagen, daß er die Lage des ſchildtragenden Armes ganz falſch erblickt, oder ſich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das iſt der Umſtand! Es iſt mir ſchwer zu begreiffen, wie ſo ein Mann in Beſchreibung eines Kunſtwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, ſich ſo mannigfaltig habe irren können: gleichwohl iſt es geſchehen, und ich kann weiter nichts als es betauren, daß ich ſeinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenſcheine ertheilet zu ſeyn, glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin.

Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheinet ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; ſchlechterdings nicht. Denn wenn er dieſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme faſt horizontal liegen, und die Knöchelſeite der Hand nach oben gekehret ſeyn? Aber das iſt ſie nicht; die Knöchel ſind auswärts und das Schild hat faſt perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polſter des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſehen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meiſten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Geſichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreiffende Hand ſollte mit der Stirne faſt in gerader Linie liegen, deſſen mich nicht nur verſchiedne Abgüſſe überzeugen, ſondern auch Herr Anton Tiſchbein verſichert, welcher in Rom dieſe Statute ſtudiret, und ſie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verſchiedenen Geſichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter ſeinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Abſicht hier für die bequemſte halte, ausſuchen dürfen, und lege ſie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, iſt es ſchon aus der Vergleichung beider Tafeln, die ſich daſelbſt von dem Fechter befinden, augenſcheinlich, wie falſch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

(*) S. Fig. 4.

Fig. I.



Ich habe es Winkelmannen zwar nach geſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey dieſem von oben her weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber ſcheint einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen würde; denn anſtatt, daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen

Soldaten erkennet, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke (*) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bey welchem dieses geschehen sey: nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bey dieser kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu streiten haben; nur bey dieser kann er genöthiget seyn, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem blossen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stooß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hieher ist also von den Einwendungen des Göttingschen Gelehrten, dieses die schliessendere! „Der Soldat des Chabrias sollte den anprellen„den Feind blos abhalten; die Stellung des Borghesischen Fechters aber „ist so, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhafte„sten Ausfalle begriffen ist: folglich kann dieser nicht jener, jener nicht „dieser seyn." Sehr richtig; hierauf ist wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Acht und dreyßigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich seyn wollte. — Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat;

(*) Monumenti antichi et inediti. Tratt. prel. p. 91, et Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit seyn; beide dürfen von dem Einzeln, so wie es existiret hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewähret.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung seyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen spätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden seyn müssen? Und hätten sie es zugefehr nicht eben so seyn können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterey, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Wörten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben so guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieses oder für jenes entscheiden; alle hermeneutische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sey, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechische Begebenheit ist: so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner

Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben worde, die uns bey dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch abnixo genu scuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch τας ασπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ασπιδας ες γονυ προεκεισαμενους ausgedrücket werde: würde ich, wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen könnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein; obgleich der Göttingiſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarios zu ordnen ſcheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.“

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrift, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.
(**) Strat. lib. II. cap. 2.
(***) Bd. XIII. S. 48.

ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweydeutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ey, nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey ſo laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studio iſt es öfters mehr Ehre das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn iſt, geſehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Discuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können; wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Göttingſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzet. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meinet, welche das linke Schienbein vorſetzend, auf dem rechten Knie lieget, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fuſes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen

könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — τῇ τάξει μένοντας — μὴ προδραμεῖν, ἀλλὰ μένειν ἡσυχῇ; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — ἐν ὀρθῷ τῷ δορατι μένειν — τὰ δορατα ὀρθα προτεινομένους; 3) die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto — τὰς ἀσπιδας πρὸς τὸ γονυ κλινοντὰς — τὰς ἀσπιδας ἐς γονυ προ ερεισαμένους. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im geringsten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ὀρθα δορατα will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen seyn. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem Umstande schicken, der dem Diodor bey Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen, und der Feind habe sich wirklich durch diese καταφρονησιν abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darinn schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas anders. Das erste Glied befindet sich bey Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gestützten Bajonets dem anspringenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken siehet, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die zwey Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke

Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich blos gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind blos festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhen nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Hrn. Sachsens verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias seyn könne, als der Borghesische Fechter, wie der Göttingische Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht gekniet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Veles nicht noch besonders erinnern! Er hat im geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten;“ so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen seyn, das rechte hätte es unmöglich seyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er seyn müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen

Römer vorstellet, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Belos trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von blosem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginensern, und andern Afrikanischen Völkern eigenthümlich. (*)

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gesteht, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias sey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias sich nicht blos auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das olmixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das εις γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben, (**) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den oberſt ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch beide gesteckt. (***) Die Griechen haben

(*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. I. p. m. 193.

(**) S. 193.

(***) Ich möchte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm steckten. Auf andern ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen. L. F.

ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will) πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heiſſen kann. (*) An dem ὀχανῳ blieb das Schild beſtändig feſt: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheinet Lipſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem gröſſern Schilde, welches die Triarii geführet, ſchlieſſen will, daß ihre Spieſſe nicht allzulang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen. (**) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieſſe mit gröſſerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

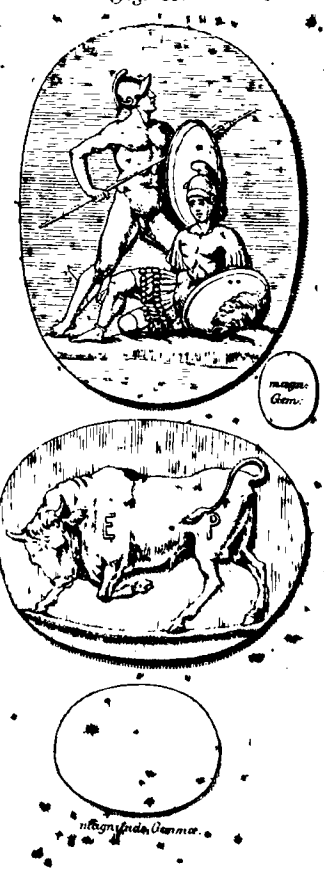
Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes

(*) Lipſius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeiget ſelbſt die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος, ὡς δε τινες το διπλουν μεσον της ἀσπιδος δεδηλωκεν, ᾧ χρωνται την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich ſage alſo auch nicht: daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechſelt werden, und daß es keine Fälle geben, wo man unter deſſ einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heiſſet ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er ſagt, daß die ὀχανα ihr Schildes von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn πορπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie, vom Halſe abzulaſſen und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. Ὀχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein gröſſer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung deſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieſer aber war öfters von Eiſen, und gieng durch das Schild durch. Dem πορπαξ entſpricht das lateiniſche ansa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam ansam nominat: atqui duae plerumque fuere in scuto, graviore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheiſſen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das iſt, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

(**) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne jamen graves, hastae astilis non nimis longae, nec ut Macedonum sarissae. Qui potuissent? scutum manu sinistra Triarii gerebant; nec valentur nisi una manu commode tractasse astas, hastas.

fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtiget war: ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war: das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern ſtehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu laſſen, wodurch die Schilde auf das Knie herab ſanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und ſo, ἐν ὁπλῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefüllten Spieſſen den Feind zu erwarten. Das iſt die ungezwungenſte Umſchreibung der Worte des Diodor, und kann es eben ſowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus ſeyn.

Fig. II.



Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an dem Armriemen hangen laſſen, um die linke Hand mit zu Führung des Spieſſes zu brauchen: ſo werfen Sie einen Blick auf einen Stein beym Natter. Er iſt, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte ſchneiden laſſen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte

(*) S. Fig. II. Beym Natter iſt es die neunte Tafel

Knie decken konnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt: der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber denn ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwey Anmerkungen beyfügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen." (*)

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die „alten Künstler," sagt Hr. Klotz, „pflegten gern ihre Steine hoch und „schildförmig zu schleiffen." — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja itzt drey ganz verschiedne Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en oeuvre.

Warum sollte das nicht auch bey den Alten gewesen seyn? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Sculptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer, denn polire heißt

(*) S. 52.

nicht blos, was wir im engen Verſtande polîren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli, omnes poliuntur sexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Polîren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργαστικὰ πρὸς τὸ λαμπρὸν, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Cornéola und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine und lautere Steine wären: er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bey einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann. (*) Natter hat ſehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugniſſen beſtätiget, der uns ſogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, deſſen ſich die Steinſchleifer zu dieſer Abſicht bedienten. Omnes gemmae, ſagt er, (**) mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet ſeyn; dieſer decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Maſſe des Steines wirken. Die Schärfe des Corſiſchen Honigs, die ihn hiezu vornehmlich geſchickt machte, obgleich ſonſt die Edelſteine ſcharfe Säfte nicht wohl vertragen können, ſchreibet Plinius an einem andern Orte, (***) der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermanglung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben,

(*) Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'il present à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

(**) Lib. XXXVII. Sect. 74.

(***) Lib. XVI. Sect. 18.

Falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositôres gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammen schickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den andern schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet:[*] Opali smaragdis tantum cedentes. India fola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl; atque pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum andern nicht sehr deutlich seyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kommt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bey der

[*] Libr. XXXVII. cap. 6.

alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum seyn sollten: und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bey dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrablem difficultatem habe; nehmlich in Ansehung seiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeiget, so wie man ihn wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen, so muß ihm sein Platz bey andern farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen seyn, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius (*) die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Wirkerinnen der Blumenkränze, (Στεφανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.

Ein und vierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig: sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, sagt er, befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen „der enge Raum des Steines anlegte: und sie konnten die äußern und „vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung ge„schickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen „nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, „sie zu bilden. Man hat aber doch Beyspiele."

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal, — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben seyn, als es die Form dieser Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Aussenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich füglich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemma: so würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf seyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu sehen.

Das alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Hr. Klotzen bekannt seyn, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Ausdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüpplig erscheinen, wenn man ihnen im geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der

ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſowohl auf der platten erſparen: der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Klotz fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffene Steine waren „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem. Wir „haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die wir nicht genug bewun„dern können.“

Das ſoll doch wohl ein zweyter Nutzen ſeyn, den Hr. Klotz dem geſchnittenen beylegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu ſitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!“ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder ſoll bequem hier nur ſo viel heiſſen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet. Hr. Klotz weis nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur feine Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zwey und vierzigſter Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorſichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Klotz, ſondern Hr. Lippert geſagt. Hr. Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zuſteht, dieſen blos ausgeſchrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl iſt es falſch, daß ich in dem Ausſchreiber den Ausgeſchriebnen getadelt habe. Als Hr. Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertſche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu ſchwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das ſoll ſich gleich zeigen. Laſſen Sie uns nur Hr. Lipperten ſelbſt hören, wie er ſich über den Nutzen der ſchildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptſtelle iſt in ſeinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perſpektiv auf alten Kunſtwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieſer beſteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranſtehenden Figuren ſtärker und erhabner, oder bey geſchnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet ſind, ſo wie ſie mehr oder weniger entfernt ſcheinen ſollen.“ Und nun fährt er fort; „Ein andrer Vortheil „that bey geſchnittenen Steinen noch mehr; ſie nahmen einen hohen und „ſchildförmig geſchliffenen Stein, in welchen ſie auf oberzählte Art die „Figuren einſchnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erſchien, „machte, daß die Nebenfiguren, wie von der Seite oder herumgeſtellet „und von der Hauptfigur entfernet ausſahen, da dieſe, wie geſagt, ſtärker „ausgedruckt war.“

Die Anmerkung iſt richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verſchiedener Entfernung von unſerm Auge liegen; da ſich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: ſo iſt es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunſt hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das iſt: es können und müſſen Figuren auch ohne nach den Regeln der Perſpektiv behandelt zu ſeyn, mehr oder weniger entfernt ſcheinen, — wenn ſie wirklich mehr oder weniger entfernt ſind. Da aber der Künſtler zu ſeiner Täuſchung nur den Schein, und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget, da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der

Nachahmung behülflich ist, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr nützlich, nur sehr gering seyn kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung macht freylich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen „Weite des Raumes, wodurch beym ersten Anblick der Verstand betrogen „wird. Er wird aber auch bey genauer Betrachtung, wegen der Mög„lichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man, ohne Be„griffe von Kunstregeln nicht sogleich heben wird, und von der Schönheit „des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Un„wissender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit „und nach der Kunst zugleich urtheilet."

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Hr. Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung seyn mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch; besonders für den, der nur einigermaaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ohngefehr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz; es ist lediglich ein perspektivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspektiv erhalten kann, ohne die geringste Perspektiv zu haben, den Hr. Lippert der schildförmigen Fläche desselben beylegt. Und nun sagen Sie mir, was sie von diesem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen andern umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines, dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas lächerlicheres und sinnloseres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieser possierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsetzlich seyn sollte; daß Hr. Klotz dem Lippertschen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen andern von seiner eignen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippertsche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke selbst, den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzeln Beyspielen zeigen will! So sagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis: (*) „Der Stein ist erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die „Steine hoch und schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich „schon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen „flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe abstehende Arme und „Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu bringen." Nun lesen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schild„förmige befreyete sich die alten Künstler von dem Zwange, den ihnen „der enge Raum des Steines anlegte; und sie konnten die äussern vom „Leibe abstehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt „herausbringen." Kann man wörtlicher, und doch zugleich zugetreuer abschreiben! Hr. Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten sagt.

Hr. Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten seyn, und dennoch kann durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nehmlich was zurück weichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die grösste Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyspiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet ist; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigsten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie

(*) Erstes Tausend, Nummer 6.

könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künſtler arbeiten müſſen, um ſie ſo aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey ſtehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen; (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe, von ſelbſt zurückbleibt:) ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das iſt die ſchülerhafteſte Idee, die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er ſonſt nicht anders, als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehende Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen lieſſen.“ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigſten Tafel beym Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſowohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deswegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtützt zu ſeyn, blos weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der convexen Steine, vor Lipperten, ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bey der

sechszehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen sagt. (**) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen, die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beyspiele aubringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede seyn, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch der Verstand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?"

Drey und vierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk seyn: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß diese Convexität eben so oft nachtheilig seyn könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben, (***) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geschehen sey.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator?

(*) Cette convexité sert encore ici à relever davantage les extremités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

(**) La queuë du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'eleve presque perpendiculairement à sa tete; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plate.

(***) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete sur la meme ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus fort ou differente, et par consequent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-la que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela dépend du genie de l'artiste.

dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſowohl dem Gelehrten, der die Künſte kennet, als dem Künſtler, der die Litteratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äuſſert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt: er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß ſich die alten „Künſtler durch die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, den „ihnen der enge Raum des Steines anlegte," ſind gewiſſermaaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigſten bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweiſet auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bey Nummer 139. des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert, (**) ſchon längſt etwas von den „hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heutigen Art zu ſiegeln „nun nicht mehr ſchicken, da wir uns; anſtatt es bey den Alten gewöhnlichen Wachſes, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte „Urſache angeben, warum den Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliffener Stein gefiel. Erſtlich um die äußern Theile einer Figur, des „flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und „Beine, womit ſie ſich ohnedies nicht gern abgaben, geſchickt herauszubringen, ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie „es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt

(*) S. 15.
(**) S. 59.

„geſchliffen geweſen. Die zweyte Urſache konnte dieſe ſeyn, weil, da „das Wachs nicht ſo hart, als unſer Siegellack, iſt, das Bild leicht „würde ſeyn gedrücket, und alſo verwiſcht worden; nachdem es aber auf „dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhinderte der nunmehr durch den Abdruck „entſtandene hohe Rand, daß es nicht ſo leicht geſchehen konnte, und „dieſes ſieht man bey den beſten und älteſten Steinen."

Ich habe ſchon geſagt: wenn man einen Künſtler lieſet, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt iſt, als mit der Feder, ſo muß man mehr darauf ſehen, was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſagen kann, als was er zu ſagen ſcheinet. „Ohne ſich wegen des Raums „zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, „wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen." Ich wünſchte ſelbſt das Wort Raum aus dieſer Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeſorgte Künſtler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Maſſe des Steines darunter verſtanden hat: ſo hat es mit dem Sinne noch immer ſeine gute Richtigkeit. Er will ſagen: auf einem ſchildförmigen Steine laſſen ſich die äuſſern Theile einer Figur geſchickt, d. i. mit einem Anſcheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, ſie tiefer zu ſchneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen dieſe äußere Theile ſind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künſtler würde gezwungen haben: nicht in ſo fern dieſer Raum des platten Steines enger iſt, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der ſchildförmigen Fläche; ſondern in ſo fern es dem platten Steine da an Maſſe fehlet, wo das äußere Theil hervortreten ſoll, und es alſo nicht anders zum Hervortreten zu bringen iſt, als daß man es auf ſeinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieſer äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelſt der ſchildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künſtler in einen platten Stein gearbeitet, ſo hätte er nothwendig den ganzen Arm

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieſer Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt kann auch ein ſchildförmiger Stein geſchliffen ſeyn, aber nicht platt.

verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können, —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit eckeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzukletten gesucht: dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers, ist ihm die Kunst. Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen: Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyspiele zu ersuchen. Er sey so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vier und vierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er besteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen

und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*) als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer ſind," als die platten: in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlanget, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr, bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief herausbohlen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen, ſo iſt eben

(*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espèce qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considerable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyez le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtôt aux bords de la pierre plate.

ſo klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem converen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünf und zwanzigſten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: ſo will er, daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verbothen geweſen. (**) Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchiehet, wenn man es auf das nächſtſtehende Subject ziehet; auch ohne

(*) S. 78.

(**) In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi,) no offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco vult, ne offensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tanium expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solines auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswegen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt, cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere redet.

zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind; ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nehmlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthiget, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Bettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen: Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Bettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedne alte geſchnittene Steine von ſo auſſerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte: (*) ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine

(*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu seyn, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas ähnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden saget, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, concavum fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt seyn: sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedienet, bedienet sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heissen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammen treffen, durch sie erst zerstreuet und sonach zu einer spätern Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heissen könnte.

Doch ist es ausgemacht, daß die Alten von diesem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen

divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meinet, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiset nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu seyn. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen seyn, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede seyn, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. lidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sey; das alles, sage ich, gesetzt: so kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen seyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton beschreibt ihn uns oculis

caesiis et hebetioribus, (*) und Plinius ſagt noch ausdrücklicher; Neroni, nisi cum coenſveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (**)

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Bettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen ſind, auf welche Bettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er, (***) bey den ſo ſubtilen Werken „der Alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz. Dieſes ſo Feine hat „mehr denn ein ſcharf ſehend Auge erfodert. Die Augen der Alten haben „aber deswegen nicht ſchärfer, als die unſrigen, geſehen. Es iſt alſo zu „vermuthen, daß ſie die Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch „bey dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal bewaffnet, und ſich mit Ver„größerungsgläſern und Brillen beholfen haben. Aber dieſe verfertigen zu „können, gehöret zur Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bey den Alten im „Gange geweſen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. „Ich weis wohl, daß Euclides, ohngefehr dreyhundert Jahr vor Chriſti „Geburth, die Matheſis und auch die Optik gelehret, und daß hernach „aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen; aber „daß die Dioptrik beſonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden „können. So viel könnte ſeyn, daß man ſie zur Optik mitgerechnet, weil „man den Namen Anaclastica einer Wiſſenſchaft beyleget, die zur Optik „mitgerechnet worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber „viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euclides iſt, und die ein Alter „von mehr als dreytauſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, „daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und „aus dem Charakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber „auch da findet man, daß ſie das Alter des Euclides ſehr weit überſteigen. „Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläſer ſehr „zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein „einziger Tropfen Waſſer, der von ungefehr auf einen kleinen Körper-

(*) Cap. 51.
(**) Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.
(***) Vorbericht S. XXXV.

„gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man „dabey denken darf, daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget „worden. Denn viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie „die Microscopia, geschliffen; auch brauchten die Alten öfters Crystall, „oder andere eben so reine und durchsichtige Edelsteine, besonders den „Beryll. Es durfte nur ein Crystall von ungefehr linsenförmig geschliffen „worden seyn, so war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weis „man, daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die „Zuschauer wenn er aufs Theater kam, anzusehen." (*).

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte, (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel selbst) so geschah es nicht, um den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern; sondern blos, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu seyn; denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen: und concav durfte sie nicht seyn; denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt seyn diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conservativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnos Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

dürfte alſo dem Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam speculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnet dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam speculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam speculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen; denn er hätte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darinn falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Namen der Anaklaſtik gehabt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name Dioptrik: wenigſtens iſt gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft, weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungefehr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedne Fläche dieſes künſtlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bedeute man ſich doch, ich bitte

Zeiten der Brillen schon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen. (*). Aber die bloße Möglichkeit beweiset nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiset nichts. Die leichtesten Entdeckungen, müssen nicht eben die frühesten gewesen seyn. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht seyn, als sie Hr: Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefehr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch nur ungefehr linsenförmig seyn, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der mindern Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefehr linsenförmig geschliffener Krystall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (**) „Da die Alten die Wirkungen „der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir „bey ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen „haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsern „Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche „gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und „größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, 1½ Zoll von ihr gestanden haben. „Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, „die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, „erfordert entweder eine grössere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder „Abschnitte von großen Kugeln, die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen.

(*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik S. 366.
(**) S. 381.

„Die Alten wußten vermuthlich nicht, das Glas zu ſchleifen, ſie konnten „es nur in Kugeln blaſen.“ Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, Falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht näher vorbey ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, der die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefehr ſo gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre ſo geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläſern Kugel, zu vergrößern, eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was, Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) „Litterae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clariores que cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als De la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheinet, die Alten dennoch dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand

(*) Natural quaest. lib. 1. cap. 6.

vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen seyn, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es wäre nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschreiben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein; auch die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht: sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen: sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an: aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man sich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kayser's Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι τον σφυγμον του Θωρουσι καὶ τα σκυβαλα μετα του ὑελιου.

„Sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls und beschauen „die Auswürfe mit dem Glase." Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein Vergrößerungsglas zu verstehen: endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß blos ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bey; und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur blos von der Besichtigung des Harnes zu erklären sey. Ja Manni selbst sagt: (*) „dieß ist in der That „auch der wahre Verstand; wie man eben diese Gewohnheit noch heutiges „Tages an einigen Orten findet: oder man müßte das Glas für eine „Art von lente erklären; wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen „Gläser gehabt haben." Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen?" Ein Arzt, dächte ich, sollte so eckel nicht seyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα του ὑελιου* sagt also wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen seyn, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius, (**) quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall;

(*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

(**) Libr. XXXVII. Sect. 10.

an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugel. (*) Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas; mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die nehmliche durchſichtige Kugel, welche brennet; nothwendig auch vergröſſern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieſer nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war? ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beides auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius, (**) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου. Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl, als die edlern farbloſen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch Kryſtall geweſen? Kryſtall läßt ſich hohl

(*) Libr. XXXVI. sect 67. Addita aqua vitreae pilae solo adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

(**) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nehmliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: **Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant.** Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtalle, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorſicht veranlaſſen: füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen bauchigt geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewunderswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und außerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden.

(*) Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui additur.

Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffentes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sey die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt seyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenket: da er im Gegentheil verschiedne Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch andrer solcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, ohnstreitig zu sehr vernachläßiget: so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bey den Alten, oder bey den Neuern der schärfere? eine Unterscheidung erfodert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter seyn, als die Augen der Alten: die Alten sahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen seyn, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechs und vierzigster Brief.

Ich habe mich bey der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um so viel kürzer seyn können. Sie lautet so: (**)

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines, dienten den „Alten bey erhaben geschnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die schönste Mahlerey zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine

(*) Lib. XX. sect. 4. — lib. XXXVII. sect. 16.
(**) S. 53.

„Lebhaftigkeit zu geben, die sich der Natur näherte, und machten dem Mahler „seinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, „welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine andere zu„gleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändeley! Also war es, bey erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?" Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Mahlerey daraus entstand? Die schönste Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, sagt Hr. Raspe, (*) „viele geschnittene Steine dieser Art „gesehen. Sie kommen mir vor, als die Akrostícha und Chronodistícha „in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes „Verdienst." Auch Hr. Lippert erkennet diesen Zwang fast an allen so mahlerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des Geschmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen seyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus Einem Steine bestehen, dessen Streife von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind,

(*) Anmerkungen ꝛc. S. 81. (Cassel, 1768. in 12.)

die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius, (*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigster Brief.

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennt. Ich weis aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch itzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwey Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftiget für mich Boot: (**) Dum crusta unius colonis

(*) Libr. XXXVII. sect. 75.

(**) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet, ohnstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, fast mit den nehmlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo Camèos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Boot schrieb; und aus solchen gleichlautenden Stellen hat daher Gaylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller, schreibt Gaylus, (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine S. 31. dem. Ueb.) „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus abgeschrieben, indem „er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugesetzt. Er ist nicht zu entschuldigen, „daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, „deren er sich bey Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal genennt hat." Diese Anklage ist hart: aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler andern Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt: warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen

scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey stehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weisse und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weisse zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nach gehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Mahlerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabey in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl seyn, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürenberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben so gut schon in ältern Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefehr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheinet, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bey den mehresten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit; und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſche haben Camee ohnſtreitig gerade zu, von dem Italieniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende Franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns vors erſte den Menage (*) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen: Menage ſelbſt aber, zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate habe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen, (**) ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils geweſen, das Wort vielleicht von dem hebräiſchen Chemaïja gemacht; welches ſo viel heiſſe, als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäßrichte oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind als das reinſte Waſſer? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camyaeu aus dem Hebräiſchen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bey. (***). Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher?

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

(**) A cauſe qu'on voit des Achates ondées, repreſentant parfaitement de l'eau.

(***) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil ſie tief gegraben worden. (*) Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

Außer dieſen Ableitungen, iſt mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus (**) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher ſey Camae gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heiſſen Orten gefunden würden. Cerutus verſteht die Onyxe darunter: aber woher beweiſet er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeuget würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee, in dieſem Verſtande, gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellet, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt, (***) bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geſchrieben. (†) Was ich daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind

(*) A cause du creux où ces pierres sont taillées.

(**) Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce graeca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

(***) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. Seite 61.

(†) Gemohuidas ſchreibet es Erasmus Stella, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, Peantides tamen, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur,

die erſten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heiſſen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen lateiniſchdeutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammengezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo, ja allem Anſehen nach, auch das Rabbiniſche Kamia.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn: daß, vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehija oder Cameo nicht eine beſondere Art Steines, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines ſey, nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind. (*) Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx;

sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam pareres.

Gammenhü ſchreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckſtein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuia ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32.

Gemmahuja ſchreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

(*) Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt; exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nehmlichen Worte ſeyn, wenn ſie es ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäſalpinus, wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben, auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennt.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann (*) Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt; kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt, erhellet. (**) Aus dem Leonardus hat Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefehr, was ſie von dem Kamam, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Paeantides, quas quidam

(*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

(**) Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus, et a Kakmate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissimo onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeiget dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

Gemonidas vocant, praegnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen, er formte alſo, ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Hardouin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gaeanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gaeanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. (*)

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. (**) Doch das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo wären ſie doch den Alten deſto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache: (***) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Namen des Speckſteins, auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten

(*) Indeß läßt ſich freylich von Gaeanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γενη abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches ſodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

(**) (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujus) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeanides non recte facit.

(***) Pract. Mineralſyſtem S. 100.

ausgedrückt haben, was sie mit zwey Sylben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum; antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmorart war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (*) Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben so wichtig sind, als der ganze Brast, mit dem ich diesen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheissen hat und eigentlich heissen sollte, dessen Grundlage von einer andern Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur; der also zuverläßig ein Onyx seyn wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemählde seyn müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux

(*) Plinius Libr. XXXVII. sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transiit ex lapide Carmaniae. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. sect. 6.) stehet anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieses ein bloßer Schreibfehler sey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigern Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, Onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beym Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen; Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzet, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heissen: Quae hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in spätern Zeiten weisser Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemählden dieser Name beygelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heissen sie Camayeux; wie sich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heissen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet sind, und hierinn die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heissen können und heissen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabener Arbeit brauchten. Les Jouailleurs et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neuern Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Cameo lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs, puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Michelet, nebst andern Wörterbüchern, sagen eben das.

verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe; oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigſter Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung ſeiner zweyten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Klotzen zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, gedenkt eines Sardonych, „welcher aus vier Lagen, einer über der andern, beſteht, und auf welchen der vierſpännige Wagen der Aurora erhaben geſchnitten iſt.“ Erſt mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich! Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß, und eine dritte,

(*) (Plinius lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beybehalten, bey dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekittet.“ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bey ihm ſelbſt nachſehen mag. Auſſer dem Iſidorus hätte er auch noch von Marbodus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus superemicat albo.

welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drey Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz seyn. Nur die zweyte und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heissen. (*) Nun aber ist unter den vier Farben des von Winkelmann sogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweyte Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächset, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweyfarbichte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird es freylich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwey ersten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: so wie die vierte, die aschgraue, (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist,) nichts als allmälige Verdunkelung der weissen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, seyn dürfte. Freylich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide

(*) Salmasius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worinn er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heissen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sey dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

ſind, ihren Beſtandtheilen nach; auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird ein Tiger aus „dem orientaliſchen Steine, Maco, bewundert, wo ſich der Künſtler der „Flecken des Steines bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhaſtein meinet; einen Stein, den itzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bey ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht blos bey dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe, wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einen ſolchen Prafma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er

(*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Merchants.

den Kopf des jungen Tiberius erkannte? (*) und wie sagt er, daß man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen. (**) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsent; aber bey weiten nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bey dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre die Arbeit darauf unmöglich alt seyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von dem nehmlichen Dinge ohne sie eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den spätern Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beyspiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er, (***) viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Graecos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen

(*) Tab. IX. p. 17.
(**) Laet. Labr. l. cap. 25.
(***) Praef. Interpret. Gem.

neugeprägter Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darinn auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bey dem Plinius ein und eben derselbe Stein; einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Casalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weissen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letztern sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob schon ohne im geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwey verschiedenen Steinen machen: beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu seyn. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß gesprengter Rubin seyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unsere Vorältern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise. Woher

(*) Parte III. cap. 1.
(**) Theophrastus's History of Stones, p. 41.

dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Paederos erhalten, eines Beynamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſeiner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Paederos, ſchreibt Boot, (*) haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehſe; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Wayſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Itzt wenigſtens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „dieſer Knabe iſt eine Wayſe, er ward ſehr jung zur Wayſe." Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte; ob ſchon nicht blos für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (**) Hätte Boot bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Wayſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringeren Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erkläret, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beybringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beylegten, ſo hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinſetzen mögen, was für mehrern? Keinem andern

(*) Lib. II. cap. 46.

(**) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id eliminandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel iſt es, bey dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll: ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen. (*) Dieſer leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie „gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt.“ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt: (**) „Der Achat wird von den mehreſten Schrift„ſtellern, die von Edelſteinen geſchrieben haben, für das Hauptgeſchlecht „aller dieſer Steine ausgegeben, welche wir in dieſem Abſchnitte beſchrieben „haben.“ Und was hätte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchſichtige und „undurchſichtige Edelſteine, die auch von einigen hornartige, der Aehn„lichkeit zufolge, genennt werden.“ Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „z. E. „von halb durchſichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Carneol u. ſ. w. „von undurchſichtigen der Onyx für Achatarten angenommen.“ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehreſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will. (***)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, „wie Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geſchlechte „gehören. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monſtrum

(*) St. 96. Jahr 1768.
(**) Abhandlung von Edelſteinen S. 86.
(***) Mineralſyſtem S. 132.

„seyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in so fern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nehmlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bey dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in so fern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unsern Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weisse Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum soll er Chalcedonyx heissen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache seyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weisse Schichte des Onyx; die gar wohl allein seyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geschlechtsnamen der edlern Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich, (**) weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farb und Durchsichtigkeit verschiedner Hornsteine sey; gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Bley zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag seyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern.

(*) S. 71 und 80.
(**) S. 86.

So viel bleibt doch immer unſtreitig; daß ſie alle zu Einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nehmlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten: denn er ſagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife „den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die „Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch „genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen „hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe ſind: aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bey Kennern Bänderjaſpis heiſſen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch itzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen, und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter

(*) Theophraſt ſagt, daß das Weiſſe und Braune, aus welchen der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The Zones, ſagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken: so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eignen Arten sagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet,) das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beyspiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphir Achate, und wie die Naritäten alle heissen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphir Achat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Ein und funfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bey mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wann sie sich in die Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus andern Beyspielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bey den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern

geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus, er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey, er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte. (*)

Was ich auf alles dieſes damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Klotz ſagt, „unſer Zwiſt intereſſire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke?[1] Ein Richter muß alle Zwiſte anhören, und über alle erkennen, auch über die geringſchätzigſten; ſie mögen ihn intereſſiren, oder nicht. Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind wir beide, Herr Klotz und ich, denn unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudierter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erhohlen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der

(*) Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 133ſten Stücke des Hamburg. Correſp. vorigen Jahres. [19. Auguſt 1768.] Das Weſentlichſte von meiner nachſtehenden Antwort, war dem 135ſten Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung eingeſchaltet. [Donnerstag den 25. Auguſt 1768. Leßing unterz.]

1) In der Neuen Zeitung: „Wenn ich mir das Publicum als Richter denke, ſo darf dieſes keine Urſache ſeyn, das Publicum damit zu verſchonen.“

2) In der Neuen Zeitung folgt: „Erlauben Sie mir alſo immer, mein Herr, dieſen unſern Zwiſt noch um ein Wort zu verlängern. — Aber Herr Klotz ſagt zugleich: „er ſehe nicht ein,“ u. ſ. w.

von uns? oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum sind: so interessiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden." Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch, sollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn bestehet, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bey seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversiret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publicum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, „was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten" u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freymüthigkeit Unwille und Zorn heissen soll!

„Mein Bewußtseyn, sagt Herr Klotz, daß ich niemanden in der „Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorsetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es

mit der liebenswürdigsten Freymüthigkeit selbst bekennet. (*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen? [1]

„Dieses Bewußtseyn, sagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, „am wenigsten Herrn Lessings Zorn zu befürchten." — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte seyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines andern nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich habe ihm „in meinem Laokoon Schuld, daß er die homerische Episode vom Ther„sites um deswillen tadele, weil Thersites eine häßliche Person sey; dieses „sey ihm nie eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, weil er „eine lächerliche Person sey, und durch seine Gegenwart die feyerliche „Harmonie des epischen Gedichts zerstöre."

O, ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Herr Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu seyn aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde?

Vielmehr wenn Thersites in dem Homer blos eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 2r.

1 Dieser ganze Absatz fehlt in der neuen Zeichnung.

eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epiſchen Gedichts, iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte: ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht: ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläufiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Herr Klotz ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack, iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Herr Klotzen itzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Herr Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweyter Aufſatz von ihm, in dem nehmlichen Correſpondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Mine nicht ganz gethan ſeyn dürfte: er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für eine Beſchönigung giebt! „Wenn Herr Leſſing, lauten „die Worte, über die Zweifel, die ich gegen ſeinen Laokoon auf die be„ſcheidenſte Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Unwillen bezeugt, ſo „kann mich dieſes nicht anders, als ſehr befremden. Herr Leſſing ver„langte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 meine Widerſprüche ohne „allen Rückhalt, und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höflichen „Ausdrücken ſein Verlangen über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß „ich es ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über

1) Bis hieher in der Neuen Zeitung.

(*) St. 154. 55. vor. Jahr. [24. und 27. September 1768.]

„einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art „gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Lessing erwies, gemäß war. „Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den „Willen gehabt, etwann Fehler aufzusuchen, und dadurch Herrn Lessing „beschwerlich zu werden. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde „ich gewiß seine Hypothese vom Borgheſischen Fechter zuerst angegriffen „haben. Ehe noch in den Göttingschen Anzeigen (1768. S. 176.) diese „Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Herr Lessing zwey „Statuen mit einander verwechselt habe. Denn die Stellung des Fechters „(s. Villa Borghese S. 217.) kann ganz und gar nicht dem Chabrias „beygelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich, muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis itzt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borgheſischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt. (*) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingsche Gelehrte, meine Verwechslung dieses Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn diese Verwechslung geschehen: es liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bey allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besondern Rechtfertigungen seines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederhohlen, ist mir noch eckelhafter, als es dem Leser seyn würde: neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

(*) Brf. 36.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenden Stücke der Deutſchen Bibliothek des Hrn. Klotz — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben; oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zwey und funfzigſter Brief.

Herr Klotz ſagte, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſahe, daß ich ihm den Krieg in ſein eignes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hätte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthiget, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beyſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen: ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem zarteſten „Alter bey meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu haben, wohin Sie „ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können „nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich meinen Freunden ſagen „kann, daß ich Sie von Perſon zu kennen das Glück habe. Warum ich „es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, „daß man Ihre Freundſchaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche „Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung „gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und „glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht „gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu ſeyn, und daß viel„leicht wenige Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, „als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen „es ſchuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarey und Un„wiſſenheit herrſcht und wo ich nur verdrießliche Geſchäfte habe, auf einige „Tage aufgeheutert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt „mein Geſtändniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen „zufrieden bin. Ja ich bin ſo frey zu glauben, daß Sie mir erlauben, „wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, ſolche in den **Actis „litter.** Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch mehr von Ihnen zu „lernen. Denn wie viel habe ich nicht ſchon in Ihrem Buche geleſen, „das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der **Epp. Homeric.** „zu machen. Es ſind mir verſchiedene geſchnittene Steine und andere „Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von An„merkungen entſtanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon „hatte ich aus **Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum** „(Lutetiae 1577.) wo es im 2ten Theile S. 132 ſtehet, mit gleichfalls „angemerkt. Nun ſehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen ſind.

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Griechiſchen Muſe es nicht unange„nehm, wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie „des Strato nun völlig in meinen Händen ſey. Ich habe einen Theil „dieſer kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, „welchen Richter itzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein „großer Theil aber iſt zu frey, als daß er wenigſtens von mir bekannt

„gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen „zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr „Freund zu seyn. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May, 1766. gehorsamster Diener, Klotz.

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesitteste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Herr Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu seyn: von mir als Schriftsteller, versteht sich; und Herr Klotz war auch Schriftsteller. Herr Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem ersten dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen: und also auch dieses Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen seyn werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigene Worte sollen diese gewesen seyn: „Ich verspreche meinem

„Laokoon wenige Leſer, und ich weis, daß er noch wenigere gültige „Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in „Ihnen zu beſtechen, ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus „Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, „es ſey blos in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen „Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann „erſt gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. „Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als „ihm vor Tröja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um „immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben ſo ver„dient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die „Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelbſt entdecke. „Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in „den Actis litter. nicht anders als freuen."

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn, fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es blos; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz auſſerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf

dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammele, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Kapitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Drey und funfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereitzt haben. Gereitzt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereitzt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erſchien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben ſelbſt

(*) Voluminis III. Pars III.

zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen: ſo mag dieſem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, „mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoffnung mir alles das „Unangenehme, welches mein Profeſſoramt bey ſich führet, verſüßt hatte, „bringt mir mein Freund, Hr. Hauſen, die Nachricht, daß Sie in Berlin „ſind. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, „Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich „hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein Genüge „leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warſchauer „Antrage verſprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige „Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu ſchreiben, was „ich bey dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie „einige Augenblicke beygelegter Schrift gönnen wollen, ſo werden Sie „ſehen, daß ich mich derſelben bedient habe. Ein Mann von gegründetem „Ruhme und edelem Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte, erlaubt dem andern „gern, ſeine ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, „und wenn er auch gleich einſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo verzeiht „er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen ſeines guten „Willens. Dieſer Gedanke verſpricht mir eine freundſchaftliche Aufnahme „meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hauſen mir ſagte, daß einige Ber„liniſche Gelehrte ſich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welt„hiſtorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die „Umſtände, in welchen ich mich befand, da ſie mir angetragen wurde, „nöthigten mich, eine Sache zu unternehmen, bey der ich blos den Fleiß „eines Tagelöhners anzuwenden brauchte. Allein, ſchon der Wink eines „einſichtsvollen Kunſtrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles „einzubüßen, als Vertrauen und Gunſt der Männer, gegen deren Urtheil „ich nicht gleichgültig ſeyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich in den „Stand zu ſetzen, ein Buch von der alten Steinſchneiderkunſt zu verfer„tigen, wozu ich den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, und an deſſen

„Ausführung mich die allhier herrschende Barbarey, und der Mangel an „Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich „niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu seyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct. 1766. gehorsamster Diener, Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabey lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus, libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf diesen Brief, und auf diese Recension, dem allerliebsten Verfasser nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieses sein zweytes Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freylich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget seyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vier und funfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Hrn. Klotz auf sein zweytes Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht

geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Hrn. Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeissen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freylich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen: denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken: denn Sie machen es

immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie blos ertheilen ſie mir: Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen; und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Beſten zu haben; ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn: Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalles wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verurſacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläßig gelehrter, als ich: aber Sie darum guter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weis ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo was nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun: das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es ſcheinet nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheinet nicht, daß Sie das

Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle: Sie ſammeln noch; und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß ſie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht: Sie halten ſich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen; nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch nach die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſet und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur ſo, hätte ich dem Hrn. Klotz antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich; wozu dieſe Freymüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel; erſpare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit ſelbſt erſpareſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünf und funfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweyte Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Hr. Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht „wäre."

So ſagt Hr. Klotz! „Damals, ſagt er, (*) „als ich noch an keine „Deutſche Bibliothek gedacht, (als meine Deutſche Bibliothek noch

(*) S. 468.

„nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner Allgemeinen Bibliothek „weniger Exemplare auf der Messe verkaufte, (*)) stand ich bey Herr „Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. Aber sobald ich mich „an die Spitze der über den critischen Despotismus Unzufriednen stellte, „so sahe man mich auch mit andern Augen an: dann schrieb der jüngere „Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon „der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Ministers „unterdrückt wurde; dann ergriff Hr. Magister Lessing die Feder: dann „ward ich selbst in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt." —

Dieser Magister Lessing soll ich seyn, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder seyn, und wir beide sollen blos und allein wider den Hrn. Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben sollte, das glaub ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann seyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderath die Zeitungen censiret. Ein Geheimderath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben ersparen wollen: und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Hr. Klotzen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weis er dieses nicht ganz gewiß: so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sey fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Klotz nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

(*) Hällische Zeitung 1768. St. 81.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nehmlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Theodicen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sey; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts: Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (**) in

(*) In Leipzig bey Hilschern. 1768.

(**) Erfurtische gelehrte Zeitung, 48stes Stück.

welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recenſionen die Partheylichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrift.“ „Der bittere Tadel des Herrn von Heinecke, ſetzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Hr. Leſſing ertheilte, machen „einen Gegenſatz aus, bey welchem wir nicht wiſſen, was wir denken „ſollen.“ Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Ohnſtreitig, weil Hr. Riedel das ſimpelſte und natürlichſte nicht denken will! Oder wäre es das ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er, und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Litteraturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorget, leiden und leben, und den unerträglichſten Deſpotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Deſpotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und Hr. Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden, wenigſtens nur in Abſicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frey. Mücken können dazwiſchen hier ſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der

mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleidern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Hr. Klotz mich zum geſchwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechs und funfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilet, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen. Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Paſquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten, war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz, und Schulhlümchen. Bey ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekömme; aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon ſollen uns dieſe

Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letztern allmälich sinket, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihm gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weiten anzuspielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen; schon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Hr. Klotz erkauben dürfen. Lesen Sie, wie er den D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie! (*) Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf „den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man „versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? „bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu „erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen.“ (***) —

(*) Act. Litt. Vol. II. P. IV. p. 465.

(**) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes moeurs, mais pour ma reputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

(***) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi JCti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non sine aliorum invidia, ubi insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, accepta

Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist: und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A. untersetzen lassen; ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte; auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern, sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, ausserordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit

jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam conjiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniae causa scribimus, set ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der mir eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſieben und ſiebzigſtenmale aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde, mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal, und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Herr Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes, und Naumler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Veſtung begnügen: aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt; wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechts in Anſpruch: ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennet, will nicht eine Stimme des Publici ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen, nicht blos durch ſich, ſo viel Glück machen, als ſie machen können: ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch; von unſerer Seite, das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminiſter wäre, und wenn er der größte lateiniſche Stiliſt, der erſte Philolog in Europa wäre: was

geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Herrn Kloß sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimeräthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben: sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an dem Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein edler Anblick, wenn man seine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weis,

ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper, solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wasserſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heissen.

Sieben und funfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können, sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antikritischen Briefe mehr gegen

Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persön„lichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr „als blos satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider „unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Herr Langen „zu denken zwinge.“ (*)

Persönliche Beleidigungen! Herr Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Er thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herr Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem

(*) Deutsche Bibl. Siebentes Stück. S. 465

Herrn Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushengen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber „Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine „Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst, hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderrathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er sey gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König

ihn aus einer andern Urſache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehret, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.

Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette,

vom Herrn Noverre.

Aus dem Französischen übersetzt.

1769.

Hamburg und Bremen, 1769. Bey Johann Heinrich Cramer kl. 8. — M. Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Berlin, bey F. T. Lagarde. 1795. Sechster Band. S. LXIX: Lessing hatte diese Uebersetzung angefangen, aber wegen der Trockenheit des Gegenstandes wieder weggeworfen J. J. C. Bode vollendete sie, seine Bearbeitung fängt mit dem Bogen G an. (C. A. Böttiger.) Böttigers Schrift erschien auch unter dem Titel: J. J. C. Bode's literarisches Leben. Nebst dessen Bildnisse von Lips. Berlin, bey F. T. Lagarde 1796.

Wie die Alten den Tod gebildet:

Nullique ea tristis imago!
STATIUS.

eine Unterſuchung

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

1769.

Berlin, 1769. Bey Chriſtian Friedrich Voß. 8.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unser itziges Publicum gegen alles, was Streitschrift heißt und ihr ähnlich siehet, nicht für ein wenig allzu eckel hielte. Es scheinet vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig seyn würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;" denn so nennet die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleumden, als zu zanken.

Bestünde indeß der größere Theil des Publici, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die bloße Politesse seyn, die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnet dabey so selten. — So selten? Es sey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung seyn, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß, ist dazu Eine Wahrheit so wichtig als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebet.

Ich will meine Denkungsart hierinn niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, wenn er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will; es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſern Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles was man von ihm zu wiſſen begehret, iſt dieſes, ob er, ſeiner Seits, in die Wagſchaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches in gegenwärtigem Falle den Ausſchlag zwiſchen ihnen hindere, oder vermehre. Nur ein ſolches Beygewicht, aufrichtig ertheilet, macht ihn dazu, was er ſeyn will: aber er bilde ſich nicht ein, daß ſein bloßer kahler Ausſpruch ein ſolches Beygewicht ſeyn kann. Iſt er der Mann, der uns beide überſieht, ſo bediene er ſich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuariſchen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er ſagen, was ihm beliebt. Wann er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht ſtellen können; ich hätte noch dieſes und jenes ſeltene oder koſtbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabey ſind es nur längſt bekannte Denkmahle der alten Kunſt, die mir freygeſtanden, zur Grundlage meiner Unterſuchung zu machen. Schätze dieſer Art kommen täglich mehrere an das Licht: und ich wünſchte ſelbſt von denen zu ſeyn, die ihre Wißbegierde am erſten damit befriedigen können. Aber es wäre ſonderbar, wenn nur der reich heiſſen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſitzet. Die Vorſicht erfoderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel geſetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung, uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennet, das er zuerſt entdeckt hat, kann ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn; und es wäre ſchlimm für das Studium, wenn ihrer achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kann ſchlechterdings kein Betrieger ſeyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, iſt wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas Neues beſtätigen.

Veranlassung.

Immer glaubt Herr Klotz mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art, (*) wird mir „erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten den Tod nicht als „ein Skelet vorgeſtellt hätten, (ſ. Laokoon S. 129.) eben den Werth „beyzulegen, den ſeine zween andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, „und nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann ſich „ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, welches mit „dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruhet, in der Herzoglichen Gal„lerie zu Florenz, eine wirkliche Antike ſey. Vielleicht überredet er ſich „eher, wenn er die geſchnittenen Steine anſieht, auf welchen ein völliges „Gerippe abgebildet iſt. (ſ. Buonarotti Oss. sopr. alc. Vetri t. XXXVIII. „3. und Lippert's Daktyliothek, zweytes Tauſend, n. 998.) Im Muſeo „Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein flügender Alter etwas

(*) In der Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus I. Band VI. S. 423

„vorbläst, gleichfalls auf einem Steine. (s. Les Satires de Perse par „Sinner S. 30.) Doch geschnittene Steine, wird Herr Lessing sagen, „gehören zur Bildersprache. Nun so verweise ich ihn auf das metallene „Skelet in dem Kircherschen Museo. (s. Ficoroni Gemmas antiq. „rarior. t. VIII.) Ist es auch hiemit noch nicht zufrieden, so will ich „ihn zum Ueberflusse erinnern, daß bereits Herr Winkelmann in seinem „Versuch der Allegorie S. 81. zwoer alten Urnen von Marmor „in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe stehen. Wenn „Herr Lessingen meine vielen Beyspiele nicht verdrüßlich machen, so setze „ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: beson„ders n. 5. Und da ich mir einmal die Freyheit genommen, wider ihn „einiges zu erinnern, so muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der „gemahlten Gefäße des Herrn Hamilton verweisen, und noch eine Furie „auf einem Gefäße zu erblicken. (Collection of Etruscan, Grecian and „Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton „n. 6.)"

Es ist, bey Gott, wohl eine große Freyheit, mir zu widersprechen! Und wer mir widerspricht, hat sich wohl sehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich sage, „es ist noch nicht Nacht: so sagt Herr Klotz, „aber Mittag ist doch schon längst vorbey. Wenn ich sage, „sieben und sieben macht nicht fünfzehn: so sagt er, „aber sieben und achte macht doch funfzehn. Und das heißt er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick seinen Verstand etwas mehr, als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt: und ich behaupte es noch. Aber sagen, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt, heißt denn dieses von ihnen sagen, daß sie überhaupt kein Skelet vorgestellet? Ist denn unter diesen beiden Sätzen so ganz und gar kein Unterschied, daß wer den einen erweiset, auch nothwendig den andern erwiesen hat? daß wer den einen leugnet, auch nothwendig den andern leugnen muß?

Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und

dort ein metallenes Bildchen: alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weis das nicht? Wer kann das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Dieſe antike Kunſtwerke ſtellen Skelete vor: aber ſtellen denn dieſe Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſonifizirte Abſtraktum des Todes, die Gottheit des Todes, vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch blos ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anders?

Unterſuchung.

Der Scharfſinn des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten: aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz, mehr oder weniger, Theil nehmen: ſo will ich für dieſe hier zweyerley beweiſen.

Vors erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meineten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein Skelet vor: denn ſie ſtellten ihn, nach der Homeriſchen Idee, (*) als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit über einander geſchlagenen Füſſen. (**)

(*) *Il.* Ξ v. 681. 82.

(**) Pauſanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Lipſiæ 1794. [Band VI. S. 422.]

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem sich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Diesen nehmlich, daß die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beybehielten. Denn ob dergleichen Vorstellungen schon willkührlich sind, und ein jeder gleiches Recht hätte, sie so oder anders anzunehmen: so hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß sich der Spätere dieses Rechtes begebe, und dem ersten Erfinder folge. Die Ursache ist klar: ohne diese allgemeine Einförmigkeit, ist keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch, jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechischen Artisten einmal angenommen, wird sie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer seyn beobachtet worden. Sie zeigte sich ohnstreitig an den Bildsäulen, welche beide diese Wesen zu Lacedämon hatten: denn sie erinnerten den Pausanias (*) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführet.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im geringsten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite stand?

„Vielleicht, schrieb Winkelmann, (**) war der Tod bey den Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter allen Völkern „die einzigen waren, die den Tod verehrten, also gestaltet. — Als Gerippe nehmlich.

Doch Winkelmann hatte zu diesem Vielleicht nicht den geringsten Grund. Philostrat (***) sagt blos von den Gaditanern, „daß sie die einzigen Menschen wären, welche dem Tode Päans sängen." Er erwähnt nicht einmal einer Bildsäule, geschweige daß er im geringsten vermuthen lasse, diese Bildsäule habe ein Gerippe vorgestellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorstellung der Gaditaner angehen? Es ist von den symbolischen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beyläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philostrats, τον θανατον μονοι ανθρωπων παιανιζουσι, nicht mit Winkelmannen übersetzen möchte, „die Gaditaner wären unter allen Völkern die einzigen gewesen, welche den Tod verehret." Verehret sagt von den Gaditanern zu wenig, und verneinet von den übrigen Völkern zu viel.

(*) Laconic. cap. XIX. p. 253.
(**) Allegor. S. 83.
(***) Vita Apollon. lib. V. c. 5.

Selbſt bey den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Beſondere der Gaditaner war nur dieſes, daß ſie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß ſie glaubten, durch Opfer und Päane ſeine Strenge mildern, ſeinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heiſſen im beſonderen Verſtande Lieder, die einer Gottheit nur Abwendung irgend eines Uebels gelungen werden. Philoſtrat ſcheinet auf die Stelle des Aeſchylus anzuſpielen, wo von dem Tode geſagt wird, daß er der einzige unter den Göttern ſey, der keine Geſchenke anſehe, der daher keine Altäre habe, denn keine Päane geſungen würden:

Οὐδ' ἐστι βωμος, οὐδε παιωνίζεται. —

Winkelmann ſelbſt merkt, in ſeinem Verſuche über die Allegorie, bey dem Schlafe an, (*) daß auf einem Grabſteine in dem Pallaſte Albani, der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, nebſt ſeinem Bruder, dem Tode, vorgeſtellet wären, „und eben „ſo abgebildet fänden ſich dieſe zwey Genii auch an einer Begräbnißurne „in dem Collegio Clementino zu Rom." Ich wünſchte, er hätte ſich dieſer Vorſtellung bey dem Tode ſelbſt wiederum erinnert. Denn ſo würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorſtellung des Todes da nicht vermiſſen, wo er uns nur mit verſchiedenen Allegorieen verſchiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünſchen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmähler etwas näher beſchrieben. Er ſagt uns ſehr wenig davon, und das Wenige iſt ſo beſtimmt nicht, als es ſeyn könnte. Der Schlaf ſtützet ſich da auf eine umgekehrte Fackel: aber auch der Tod? und vollkommen eben ſo? Iſt gar kein Abzeichen zwiſchen beiden Genien? und welches iſt es? Ich wüßte nicht, daß dieſe Denkmähler ſonſt bekannt gemacht wären, wo man ſich Raths erhohlen könnte.

Jedoch ſie ſind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was ſich nicht auch auf mehrern, und längſt vor ihm bekannten, bemerken ließe. Er ſahe einen jungen Genius mit umgeſtürzter Fackel, und der ausdrücklichen Ueberſchrift Somno: aber auf einem Grabſteine beym Boiſſard (**) erblicken wir die nehmliche Figur, und die Ueberſchrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derſelben eben ſo wenig ungewiß ſeyn. Ohne Ueberſchrift könnte ſie eben

(*) S. 76.

(**) Topograph. Parte III. p. 58.

daſelbſt noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabſteine und Sarge kömmt ſie doppelt vor. (*) Was kann aber in dieſer vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchicklicher ſeyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es iſt zu verwundern, wie Alterthumsforſcher dieſes nicht wiſſen, oder wenn ſie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergeſſen konnten. Ich will hiervon nur einige Beyſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bey, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemacht, (**) und von dem letzten Schickſale des Menſchen erkläret hat. Hier zeiget ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſtehet, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Bruſt des Leichnames geſtützet iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. (***) Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſey Amor, welcher die Fackel, das iſt, die Affekten, auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage, dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe, oder Jüngling, muß ein Amor ſeyn. Amor, und das Heer ſeiner Brüder, hatten dieſe Bildung mit mehrern geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genii, wurden als Knaben vorgeſtellet! (†) Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort, jeder Menſch, jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung des Menſchen, von der niedrigſten bis zur größten; (††) ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wann dieſes, unter andern auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen, (†††) verſchonet haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle

(*) Parte V. p. 22. 23.
(**) Tab. LXXIX.
(***) Wenn heißt das Titelkupfer.
(†) Basilius ad Rufinum lib. I. v. 27. p. 121.
(††) Idem ibid. p. 128.
(†††) Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſch. St. von S. 194 bis 221.

ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſche Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. Ja dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affekten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor, iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was ihn auf dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum senile fingitur, ſchrieb Barth auf gut Glück nur ſo hin, (*) um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen:

Crimine quo merui, juvenis placidissime divum,
Quove errore miser, donis ut solus egerem
Somne tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum, etc.

Es ſey, weil es zur Noth ſeyn könnte: aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bey allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Tankmahle das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf blos, wie wir geſehen, auch noch ein zweyter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſeyn kann, iſt ſowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekanntern des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgekürzter Fackel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius

(*) Ad Statium, Silv. V. 4.

hier, nicht der Tod seyn? Und muß er es nicht seyn, da ausser der umgestürzten Fackel, auch alle übrige seiner Attributen die schönsten, redensten Attribute des Todes sind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloschene, umgestürzte Fackel? Wann dort der Schlaf; diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich auf eine solche Fackel stützet: mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerm Rechte ihm, als dem Schlafe, zu. Denn seine Ueberraschung ist noch plötzlicher, sein Uebergang noch schneller.

— — Seu me tranquilla Senectus
Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

sagt Horaz. (*)

Und der Kranz in seiner Linken? Es ist der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bey Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlassenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmahl. (**)

Endlich, der Schmetterling über diesem Kranze? Wer weis nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele, vorstellet?

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und gestützt auf diesen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Wesen könnte und dürfte diesen Stand haben: wenn es nicht der Tod selbst wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war: und nicht allein die Menschen, welche ihn berührten oder nur sahen; sondern auch die Götter selbst. Der Anblick eines Todten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

— — Εμοι γαρ οὐ θεμις φθιτους ὁραν

sagt Diana, bey dem Euripides, (***) zu dem sterbenden Hippolyt. Ja, um diesen Anblick zu vermeiden, mußten sie sich schon entfernen, sobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Οὐδ' ὀμμα χραινειν θαναριμοισιν ἐκπνοαις
Ὁρω δε ᾖ ἠδη τουδε πλησιον κακου

(*) Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.
(**) Car. Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5.
(***) Hippol. v. 1437

und hiemit scheidet sie von ihrem Lieblinge. Aus eben diesem Grunde sagt auch Apoll, bey eben dem Dichter, (*) daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlassen müßte, weil Alceste sich ihrem Ende nahe:

Ἐγὼ δε, μη μιασμα μ' εν δομοις κιχη,
Λειπω μελαθρων τηνδε φιλτατην ςεγην.

Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweyter Grund, warum es Amor nicht seyn kann, der bey dem Leichname steht: und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod selbst.

Oder meinet man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen seyn dürfte? Nehmlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeist des Menschen. Wäre es denn, könnte man sagen, so etwas ungereimtes, daß der Genius des Menschen trauernd bey dem Körper stünde, durch dessen Erstarrung er sich auf ewig von ihm trennen müssen? Doch wenn das schon nicht ungereimt wäre, so wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten; nach welcher auch der eigentliche Schutzgeist des Menschen den völligen Tod desselben nicht abwartete, sondern sich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwischen Seele und Leib geschahe. Hiervon zeugen sehr deutliche Stellen; (**) und folglich kann auch dieser Genius der eigentliche Genius des eben verschiednen Menschen nicht seyn, auf dessen Brust er sich mit der Facket stützet.

Noch darf ich eine Besonderheit in dem Stande desselben, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Bestätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derselben Stelle des Laokoon berührte. (***) Sie hat Widerspruch gefunden, diese Muthmaßung: es mag sich nun zeigen, ob sie ihn zu behalten verdienet.

Wenn nehmlich Pausanias die gleich Anfangs erwähnte Vorstellung, auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibet, wo unter andern eine Frau erscheine, die in ihrer Rechten einen schlafenden weissen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben, *καθευδοντι*

(*) Alc. v. 22. 28.
(**) Wonna Exercit. III. de Genius. cap. 2. 8.
(***) S. 121. Band VI. S. [illegible].

ἐοικοτα, welches eben ſowohl heiſſen kann, der jenem ſchlafenden Knaben ähnlich ſey, als, der zu ſchlafen ſcheine: ſo ſetzt er hinzu, ἀμφοτερους διεσραμμενους τους ποδας. Dieſe Worte giebt der lateiniſche Ueberſetzer durch, distortis utrinque pedibus; und der Franzöſiſche durch, les pieds contrefaits. Ich fragte: was ſollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu dieſen ungeſtalteten Gliedern? was können ſie andeuten ſollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, ſchlug ich vor, διεσραμμενους τους ποδας nicht durch krumme, ſondern durch über einander geſchlagene Füße zu überſetzen: weil dieſes die gewöhnliche Lage der Schlafenden ſey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erſt wird es, wegen einer Verbeſſerung, die Sylburg in gleichen Worten machen zu müſſen glaubte, nöthig ſeyn, die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange anzuführen: Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ανεχουσα τη δεξια χειρι, τη δε ετερα μελαναν εχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεσραμμενους τους ποδας. Sylburg fand das διεσραμμενους anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſeyn würde, διεσραμμενου dafür zu leſen, weil ἐοικοτα vorher gehe, und beides ſich auf παιδα beziehe. (*) Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüßig, ſondern auch ganz falſch ſeyn. Ueberflüßig: denn warum ſoll ſich nun eben das διεσραμμενους auf παιδα beziehen, da es ſich eben ſowohl auf ἀμφοτερους oder ποδας beziehen kann? Falſch: denn ſonach würde ἀμφοτερους nur zu ποδας gehören können, und man würde überſetzen müſſen, krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte παιδα gehet, und man überſetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders διεσραμμενος hier krumm heißt, und überhaupt krumm heiſſen kann!

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten ſeyn gebildet worden. Ich habe erſt nachher beym Addel (**) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes, die Ungewißheit und Betrieglichkeit der

(*) Rectius διεσραμμενον, ut antea ἐοικοτα; respicitur enim Accusativum παιδα.

(**) Expos. Signi veteris Tolfani p. 294. Fortunatum Jacobi Tellu.

Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet sich dieses Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären sollte, würde es höchstens nur zur Hälfte erklären. Der Tod ist doch wohl ohne Träume: und dennoch hatte der Tod eben so krumme Füße. Denn, wie gesagt, das ἀμφοτερους muß schlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα sich beziehen: sonst würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein sehr schaler Pleonasmus seyn. Wenn ein Mensch krumme Füße hat, so versteht es sich ja wohl, daß sie beide krumm sind.

Oder sollte wohl jemand auch nur deswegen sich die Lesart des Sylburg. (διεγραμμενον für διεγραμμενους) gefallen lassen, um die krummen Füße blos und allein dem Schlafe beylegen zu können? Nun so zeige mir dieser Eigensinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es sind sowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo ist ein einziger, an welchem sich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; sind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorstellung desselben sichtbar: so meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit diesen krummen Füßen überhaupt eine Grille seyn dürfte. Sie gründen sich auf eine einzige Stelle des Pausanias, auf ein einziges Wort in dieser Stelle: und dieses Wort ist noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht sowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus seiner Richtung gebracht; nicht sowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus: und ποδες διεστραμμενοι sind also nicht nur eben sowohl durch quer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu übersetzen; sondern durch jenes sogar noch besser und eigentlicher zu übersetzen, als durch dieses.

Doch daß διεστραμμενος bloß so übersetzt werden könnte, würde noch wenig entscheiden. Der eigentlichere Sinn ist nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausschlag gebendem Gewicht ist also dieses: daß die ποδες διεστραμμενοι, so übersetzt wie ich sage, durch über einander geschlagen übersetzt, nicht allein, sowohl bey dem Tode als

bey dem Schlafe, die schönste angemessenste Bedeutung haben, sondern auch häufig auf alten Denkmählern zu erblicken sind.

Ueber einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schlafe nimmt. Diese Lage haben die alten Künstler auch einstimmig jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe zeigen wollen. So schläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; so schläft die Nymphe auf einem alten Monumente beym Boissard; so schläft, oder will eben entschlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde sehr überflüßig seyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich itzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage schliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geschwind seine Kupferbücher durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber diese einzige Figur ist auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf. (*) Bis auf die schlafenden Thiere, beobachteten die alten Künstler die angegebene Lage. Die zwey antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den Königlichen Alterthümern zu Berlin, schlafen mit über einander geschlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf selbst, in dieser den Schlafenden so gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgestellt sieht: Ich verwies auf den Schlaf beym Maffei, (**) und ich hätte eben sowohl auf den ähnlichen Marmor des Tullius verweisen können. Zwey kleinere, ehedem bey dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterschieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren, ist die Lage der über einander geschlagenen Füße, das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern, ruhen so auf ihren Urnen: und sogar an stehenden Personen ist ein Fuß über den andern geschlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erscheinen die Mercure und Faune so manchmal in diesem Stande; besonders, wenn wir sie in ihre Flöte, oder sonst ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle diese Wahrscheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widersprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Den gründlichste ist noch der, der sich vor einem Gelehrten

(*) Beym Maffei, T. XCIV. wo man sich über den Geschmack dieses Auslegers ärgern muß, der eine so unanständige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

(**) Tab. CLI.

herſchreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Leſſingiſche Erklärung des διεστραμμενους τους ποδας, ſagt der Verfaſſer der critiſchen Wälder, (*) „ſcheint dem Sprachgebrauche zu widerſprechen; „und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben ſo ſagen: ſie „ſchliefen mit über einander geſchlagenen Füßen, d. i. des „einen Fuß ſtreckte ſich über den andern hin, um die Verwandtſchaft des „Schlafes und Todes anzuzeigen u. ſ. w.

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt διεστραμμενος etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt iſt, nothwendig krumm ſeyn? Wie könnte man denn einen mit übergeſchlagenen Füßen auf Griechiſch richtiger und beſſer nennen, als διεστραμμενον κατα (τους) ποδας? oder διεστραμμενους τους ποδας, mit unterſtandenem εχοντα? Ich wüßte im geringſten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Conſtruktion der Sprache wäre. Wenn Pauſanias hätte krumm ſagen wollen, warum ſollte er nicht das ſo gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächſt läßt ſich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor ſich hat, einer entgegen geſetzet zu werden, der ſo wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kann die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen geſetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verſchränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieſer Verſchränkung auch zugegeben: würde ſodann das διεστραμμενους, welches ſie ausdrücken ſollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heiſſen, als krumm? Würde dieſe Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch ſeyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners alſo nicht eben der Schwierigkeit ausgeſetzt ſeyn, der er meine ausgeſetzt zu ſeyn meinet, ohne daß ſie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieſer nicht abſprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beym Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwieſen iſt, daß die alten Artiſten den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet; wenn es erwieſen iſt, daß ſie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: ſo werden

(*) Erſtes Wäldchen S. 81.

ſie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geſchlagenen Füßen vorzuſtellen, nicht unterlaſſen haben. Und wie, wenn eben dieſes Bild beym Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich ſtehet es, den einen Fuß über den andern geſchlagen; und dieſe Beſonderheit des Standes, glaube ich, kann eben ſowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu beſtätigen, als die anderweits erwieſene Bedeutung derſelben das Charakteriſtiſche dieſes beſondern Standes feſtzuſetzen hinlänglich ſeyn dürfte.

Doch es verſteht ſich, daß ich ſo geſchwind und dreiſt nicht ſchließen würde, wenn dieſes das einzige alte Monument wäre, auf welchem ſich die über einander geſchlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher ſeyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künſtler den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet haben, ſo haben ſie ihn doch nur als liegend, und wirklich ſelbſt ſchlafend ſo gebildet; von dieſer Lage des Schlafes im Schlafe, iſt alſo auf ſeinen ſtehenden Stand, oder gar auf den ſtehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu ſchlieſſen, und es kann ein bloßer Zufall ſeyn, daß hier einmal der Tod ſo ſtehet, als man ſonſt den Schlaf ſchlafen ſieht."

Nur mehrere Monumente, welche eben da zeigen, was ich an der Figur beym Bellori zu ſehen glaube, können dieſer Einwendung vorbauen. Ich eile alſo, deren ſo viele anzuführen, als zur Induction hinreichend ſind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüßige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichſten in Abbildung beygefügt zu finden.

Zuerſt alſo (*) erſcheinet der ſchon angeführte Grabſtein beym Boiſſard. Weil die ausdrücklichen Ueberſchriften deſſelben nicht verſtatten, uns in der Deutung ſeiner Figuren zu irren: ſo kann er gleichſam der Schlüſſel zu allen übrigen Denkmählern heiſſen. Wie aber zeiget ſich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia. Filia überſchrieben iſt? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick ſeitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, und den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Ich darf nicht unerinnert laſſen, daß von eben dieſem Denkmahle ſich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius, in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes ſeinem Commentar über den Kallimachus einverleibet hat. (**) Daß es ſchlechterdings die nehmliche Figur

(*) S. die beygefügten Holzſchnitte, Nr. 1. (S. 215.)
(**) Ad Ver. 234, Hym. in Delum, p. 521. Edit. Ern

Nr. 1.

des nehmlichen Denkmahls beym Boissard seyn soll, ist aus der nehmlichen Ueberschrift unstreitig. Aber um so viel mehr wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die schlanke, ausgebildete Gestalt beym Boissard, ist beym Pighius ein fetter stämmiger Knabe; dieser hat Flügel, und jene hat keine; geringere Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geschweigen. Wie diese Abweichungen von Spanheimen nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; Spanheim kannte das Denkmahl nur aus den Inschriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits beym Boissard vorkomme, und glaubte also etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Grävius zu entschuldigen, welcher seiner Ausgabe der Gruterschen Inschriften die Zeichnung aus dem Boissard beyfügte,(*) und gleichwohl den Widerspruch, den diese Zeichnung mit der wörtlichen Beschreibung des Gruter macht,

(*) Pag. CCCIV.

nicht bemerkte. In dieſer iſt die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita: und in jener erſcheinet ſie, gerade gegen über, ſo wie wir ſie hier erblicken, ganz anders; nicht geflügelt, nicht eben von ſtarken Haaren, nicht fett, nicht ſchlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine ſolche Mißhelligkeit iſt anſtößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bey dem Leſer erwecken, beſonders wann er ſich noch dazu nicht einmal davor gewarnet findet. Sie beweiſet indeß ſo viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmahle können genommen ſeyn: eine derſelben muß nothwendig aus dem Gedächtniſſe ſeyn gemacht worden. Ob dieſes die Zeichnung des Pighius, oder die Zeichnung des Boiſſard ſey, kann nur der entſcheiden, welcher das Denkmahl ſelbſt damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letztern, befand es ſich zu Rom, in dem Palaſte des Cardinals Ceſi. Dieſer Pallaſt aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerſtöret. Verſchiedene von den Alterthümern, welche Boiſſard daſelbſt ſahe, mögen ſich itzt in dem Pallaſte Farneſe befinden; ich vermuthe dieſes von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. (*) Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben: kurz, ſie ſind verſtreuet, und es dürfte ſchwer halten, das Denkmahl, wovon die Rede iſt, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden iſt. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben ſo wenig für die Zeichnung des Boiſſard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß iſt, daß der Schlaf Flügel haben kann: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die zweyte Abbildung zeiget das Grabmahl einer Cymene, ebenfalls aus dem Boiſſard entlehnt. (**) Die eine der Figuren darauf, hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß dieſe Aehnlichkeit, und der Ort, den ſie einnimmt, uns im geringſten ihrentwegen ungewiß laſſen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf ſeyn: und auch dieſer Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, hat den einen Fuß

(*) Hermaphroditus nudus, qui involutum pallio femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt. S. 98.

(**) Part. VI. p. 119.

Nr. 2.

über den andern geschlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls: und es wäre doch sonderbar, wenn sie Boissard hier zum zweytenmale vergessen hätte. Doch wie gesagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pausanias giebt dem Schlafe in dem Arzte der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umständlichen Beschreibungen dieses Gottes und seiner Wohnung, ihm derer bey. Bröckhuysen hat sich sehr versehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe sogar zwey Paar Flügel eines an dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte. (*) Denn obschon Statius von ihm sagt:

Ipse quoque et volucrem gressum et ventosa citavit
Tempora:

so ist dieses doch im geringsten nicht von natürlichen Flügeln, sondern von den geflügelten Petasus und von den Talaxiis zu verstehen,

(*) Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetae plerique omnes, videbitur ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit. L. 10 Theb. v. 131

Nr. 3.

welche die Dichter nicht blos dem Merkur beylegen, sondern auch häufig von andern Göttern brauchen lassen, die sie uns in besonderer Eil zeigen wollen. Doch es ist mir hier überhaupt nicht um die Flügel, sondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεζευγμενον derselben in mehrern Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Abbildung siehet man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boissard genommen ist. (*) Die Aufschrift dieser Pila kömmt auch bey dem Grüter vor, (**) wo die zwey Genii mit umgekehrten Fackeln zwey Cupidines heissen. Doch wir sind mit diesem Bilde des Schlafes nun schon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen sollten. Und auch dieser Schlaf stehet beidemal mit dem einen Fuße über den andern geschlagen. Aber wozu diese nehmliche Figur hier nochmals wiederhohlt? Nicht sowohl

*) Par. V. p. 115.

**) Pag. DCCXII.

wiederhohlt: als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwillingsbrüder, Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmannen erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Pallaſte Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegio Clementino erſcheinen. — Man laſſe ſich die Bogen, die dieſen Genius hier zu Füßen liegen, nicht irren: ſie können ebenſowohl zu den beiden ſchwebenden Genius gehören, als zu dieſen ſtehenden; und ich habe auf mehr Grabmählern einen losgeſpannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, ſondern als ein von dieſem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter ſeyn könne, weis ich zwar nicht: aber doch ſagt eine alte Grabſchrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht, (*) daß er es geweſen,

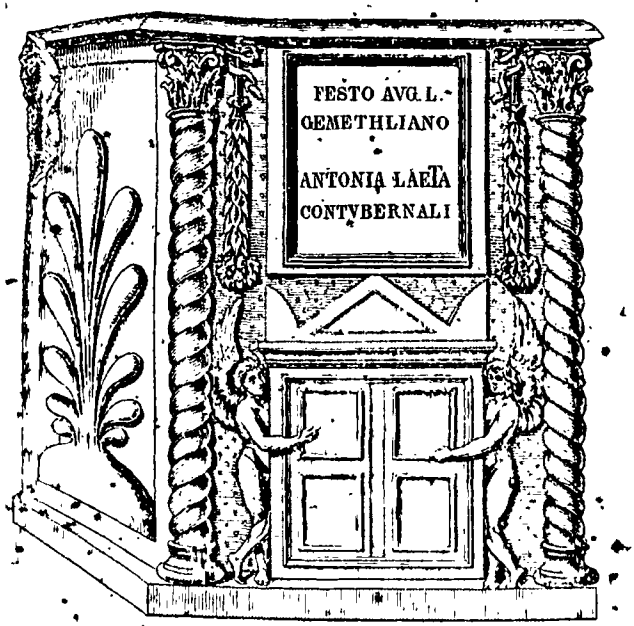
Τοξα μεν ἀνδασει των ἐντονον ἀγετιν οἰκον

und daraus zeigt ſich wenigſtens, daß er nicht nothwendig das Rüſtzeug des Amors ſeyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wiſſen.

Ich füge die vierte Abbildung hinzu, und auf dieſer einen Grabſtein, den Boiſſard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er ſich ohne Zweifel auch noch finden wird. (**) Hinter einer verſchloſſenen Thüre ſtehet, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf dieſe verſchloſſene Thüre zeigend. Die Vorſtellung iſt zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia, einfallen ſollte, (***) aus welcher keine Erlöſung zu hoffen: und wer könnten die Thürſteher dieſes ewigen Kerkers beſſer ſeyn, als Schlaf und Tod? Bey der Stellung und Action, in der wir ſie erblicken, braucht ſie keine umgeſtürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen: nur den einen über den andern geſchlagenen Fuß hat auch ihnen der Künſtler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieſer Stand ſeyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteriſtiſch ſeyn ſollte?

*) Sepulc. Car. XIV.
**) Parte V. p. 22.
***) Tollii Expos. Signi vet. p. 292.

Nr. 4.



Man glaube nicht, daß dieſes die Beyſpiele alle ſind, welche ich für mich anführen könnte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nehmlichen Stand der Füße beobachtet.(*) Eine ganze Erndte von Figuren, ſo wie die auf der erſten Tafel erſcheinet oder erſcheinen ſollte, würde mir auch Maffei anbieten.(**) Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmähler, das beym Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefehr, wenn nur von Ungefehr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe

(*) Als Par. III p. 69. und vielleicht auch Part. V. p. 28.
(**) Museo Veron. Tab. CXXXIX.

Dinge gerade so wären, als ich sage, daß sie nach meiner Auslegung einer gewissen Stelle seyn müßten: oder wenn nur von Ungefehr sich diese Stelle gerade so auslegen ließe, als wäre sie in wirklicher Rücksicht auf dergleichen Monumente geschrieben worden. Nein, das Ungefehr ist so übereinstimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, so sehr es auch nur meine Erklärung ist, so wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Ansehen zuwachsen kann, dennoch so vollkommen erwiesen ist, als nur immer etwas von dieser Art erwiesen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, diese und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus: (*)

Postque venit tacitus fuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es ist wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf seyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Ursache! Und doch ist auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die sich mir hier anträgt. Denn die eigentliche ist diese, daß das Beywort vara überhaupt, sicherlich nicht vom Tibull ist; daß es nichts, als eine eigenmächtige Lesart des Brouckhuysen ist. Vor diesem Commentator, lasen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte ist das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuysen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchstaben, seinem Autor eine fremde Gedanke unterzuschieben, verleiten. Aber wenn schon die alten Dichter die Träume öfters auf schwachen, ungewissen Füßen einhergaukeln lassen; nehmlich die täuschenden, betriegerischen Träume: folgt denn daraus, daß sie diese schwachen ungewissen Füße sich auch als krumme Füße müssen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß schwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch schwache Füße seyn müssen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuschend und betriegerisch; sie glaubten eine Art sehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit diesen seinen Kindern, war ihnen eben sowohl Futuri certus als possimus auctor. (**) Folglich konnten auch die krummen Füße,

(*) Lib. II. Eleg. 1. v. 89. 90.
(**) Seneca Herc. Fur. v. 1076.

als das Symbolum der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleyen bey Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Bronckhuyſen, außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias, auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüßigen Stellen: aber, daß varus ein Beywort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummfüßigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius (*) zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεζωσμενους des Pauſanias, hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wann ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſeyn, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den angeführten Denkmählern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin: ſo will ich doch keinesweges behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſeyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beyſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Wenn nehmlich der über den andern geſchlagene Fuß, das Zeichen der Ruhe iſt: ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erſt erfolgen ſoll, wird ihm darum eine andere Stellung erfordern.

(*) Sat. VI. v. 18.

In so einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beym Stephanonius, oder Licetus, (*) zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausschleidern zu wollen, und siehet dabey mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriechet. Die gespreitzten Beine sollen ihn entweder im Fortschreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weise nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück schleidern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchst gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche sowohl der erste poetische Erklärer der Stephanonischen Steine, als auch der hieroglyphische Licetus von diesem Bilde gegeben haben. Sie gründen sich sämmtlich auf die Voraussetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor seyn müsse: und so wie sie sich selbst unter einander aufreiben, so fallen sie alle zugleich mit einmal weg, sobald man auf den Grund jener Voraussetzung gehet. Dieser Genius ist also weder Amor, der das Andenken des verstorbenen Freundes in treuem Herzen bewahret; noch Amor, der sich seiner Liebe entschlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann: sondern dieser Genius ist nichts als der Tod; und zwar der eben bevorstehende Tod, im Begriffe die Fackel auszuschlagen, auf die, verloschen, ihn wir anderwärts schon gestützt finden.

Dieses Gestus der auszuschleidernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, so oft mir die sogenannten Brüder, Castor und Pollux, in der Villa Ludovisi vor Augen gekommen. (**) Daß es Castor und Pollux nicht sind, hat schon vielen Gelehrten eingeleuchtet: aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es sind zwey unbekleidete, sehr ähnliche Genii, beide in einer sanften melancholischen Stellung; der eine schläget seinen Arm um die Schulter des andern, und dieser hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er seinem Gespielen genommen zu haben scheinet, ist er bereit, auf einem zwischen ihnen inne stehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführet, um sie mit Gewalt auszuschlagen; hinter ihnen

(*) Schouwake VII. p. 128. dem Anfange dieser Untersuchung vorgesetzt. S. 1.
(**) Beym Maffei Tab. LXXI.

stehet eine kleinere weibliche Figur, einer Isis nicht unähnlich. Del Torre sahe in diesen Figuren zwey Genii, welche der Isis opferten: aber Maffei wollte sie lieber für den Lucifer und Hesperus gehalten wissen. So gut die Gründe auch seyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beybringet: so unglücklich ist doch sein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweisen, daß die Alten den Lucifer und Hesperus als zwey besondere Wesen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwey Namen, so wie des nehmlichen Sternes, also auch der nehmlichen mythischen Person. (*) Es ist schlimm, wenn ein Mann, der die geheimsten Gedanken des Alterthums zu errathen sich getrauet, so allgemein bekannte Dinge nicht weis! Aber um so viel nöthiger dürfte es seyn, auf eine neue Auslegung dieses trefflichen Kunstwerkes zu denken: und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorschlage, so will ich doch nichts, als sie dazu vorschlagen. Augenscheinlich ist es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde ist: und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden soll: was soll denn die andere auf dem Rücken? Daß Eine Figur beide Fackeln zugleich auslöscht, würde nach meinem Vorschlage sehr bedeutend seyn: denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben diesem Vorschlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen seyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte, keine Isis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen soll: so würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, diese

— Θεῶν γενετειρα — ἡ δε και ἀνδρων,

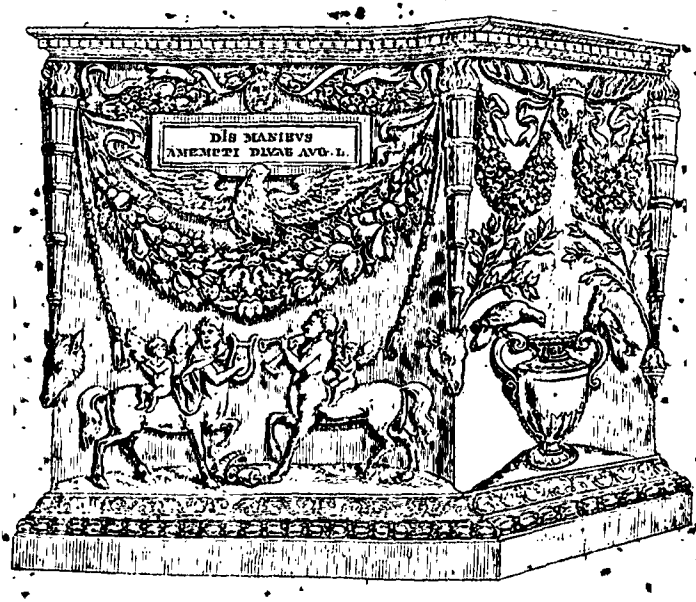
wie sie Orpheus nennet, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was sich sonst aus der Figur des Stephanonius, mit der beym Bellori verbunden, am zuverläßigsten ergiebt, ist dieses, daß der Aschenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attributa sind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig schien, von seinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterschieden ward. Das besondere Abzeichen des Schlafes hingegen, war ohnstreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz besondere Vorstellung auf dem Grabsteine eines gewissen Amemptus, eines Freygelassenen ich weis nicht welcher Kayserinn, oder kayserlichen Prinzessinn, einiges Licht erhalten

(*) Hygin. Poet. Astr. lib. 1. cap.

Nr. 5.



Man sehe die fünfte Abbildung. (*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer spielend, diese eine doppelte Tibia blasend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Queerpfeife bläset; unter dem aufgehobenen Vordersuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann diese Allegorie sagen sollen? was kann sie hier sagen sollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der seinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig seyn. Auch das sind meine Amors! würde er sagen; und der weise Künstler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigsten Geschöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelst der Musik, vorstellen wollen! — Ey nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künstler auch würdiger gewesen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; besonders, wie diese Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künstler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bey hundert

(*) Boissardus Par. III. p. 144.

Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor, so ähnlich sieht, als ein Tropfen Wasser dem andern, gerade nichts Lustigeres, als der Schlaf und der Tod seyn sollte.

Sie sind uns beide, in der Gestalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchstäblichen Namen seyn würden. Zwar weis ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeschirre seyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die schlechtesten Säufer sind; daher sie auch auf verschiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erscheinen, oder gar seinen Wagen ziehen. (*) Aber was brauchten sie in dieser Eigenschaft, noch erst durch Attributa bezeichnet zu werden? und ist es nicht auch für den Ort, weit schicklicher, diesen Krug, und dieses Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die sie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne, als das Attribut des Todes nenne, so will ich nicht blos den eigentlichen Aschenkrug, das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß sonst hies, in welchem die Ueberreste der verbrannten Körper aufbewahret wurden, darunter verstanden wissen. Ich begreife darunter auch die Ληκυθους, die Flaschen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde bestattet wurden, beyzusetzen pflegte, ohne mich darüber einzulassen, was in diesen Flaschen enthalten gewesen. Sonder einer solchen Flasche blieb bey den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben so wenig, als sonder Kranz; welches unter andern verschiedene Stellen des Aristophanes sehr deutlich besagen, (**)

(*) Gemme antiche colle spiegazioni di P. A. Maffei, Parte III. p. 38.

(**) Besonders in den Ekklesiazusen, wo Blepyrus mit seiner Praxagora schilt, daß sie des Nachts heimlich aufgestanden und mit seinen Kleidern ausgegangen sey: (V. 533-34.)

Ὦχου κατ᾽ ἀγορᾶς ὥσπερ πρόκειμαι,
Μόνον οὐ ζεφυρώσας, οὐδ᾽ ἐπίδειπνα λήκυθον.

Der Scholiast setzt hinzu: Εἰωθασι γαρ επι νεκρων τουτο ποιειν. Man vergleiche in dem nehmlichen Stücke die Zeilen 1022-27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beysammen findet. Daß dergleichen den Todten beyzusetzende Flaschen, Ληκυθοι, bemahlet wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellet eben daselbst, aus V. 987. 88. Tanaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemahlte Flaschen gewesen, die man den Todten beygesetzt, sondern daß man nur, an sie, aber dergleichen Flaschen gemahlt: denn er merkt bey der letzten Stelle an. Quod autem lecythi mortuis apponerentur, alumnis ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns diese Alumnos nachweisen wollen.

so daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlieder der Matten,

— — — Illos post vulnera fessos
Exceptamque hiemen, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et Nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler. (*) Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene. (**)

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod seyn könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher Weise einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wissen? Vielleicht zwar, daß so tiefe Geheimnisse nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünstler war, der sich vornehmlich auf die Instrumente verstand, die wir hier in den Händen dieser unterirrdischen Wesen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den spätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmahle eines Künstlers die Werkzeuge seiner Kunst anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein sehr feines Lob geschehen wäre.

Ich kann indeß, von diesem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtsam ausdrücken. Denn ich sehe mich wiederum, wegen der Treue des Boissard, in Verlegenheit. Von dem Boissard ist die Zeichnung; aber vor ihm hatte schon Smetius die Aufschrift, und zwar mit einer Zeile mehr, (***) bekannt gemacht, und eine wörtliche Beschreibung

(*) Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Theboid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

(**) Denkbilder der alten Völker. S. 193 deut. Uebers.

(***) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmahl gesetzet.

LALVS. ET CORINTHUS. L.

V. Gruteri Corp. Inscr. p. DCVI. Edit. Graev.

der darum befindlichen Bilder beygefügt: Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicae modernae simili, canens insidet: alter foemina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius foemineus alis papilionum, manibus nescio quid concuticns, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trift ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläſet er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch ſodann, wenn Smetius richtiger geſehen hätte, als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn ſodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſeyn; und wenn Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre anſtatt des Todes, hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nehmlich, erſcheinet nicht ſelten ein Knabe, oder Genius, mit einem Füllhorne: und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, itzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern (*) zwar bemerkt worden, aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes

(*) S. Spanheim Dan. T. 366.

ist ein Horn: und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünschen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artisten auch gewöhnlich gewesen, zeigen die Gemählde vom Schlafe, mit welchen Statius den Pallast des Schlafes auszieret: (*)

Mille intus simulacra dei caelaverat ardens
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenae socium pulvinar Amori,
Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inschrift zu trauen, oder vielmehr, wenn diese Inschrift alt genug ist: so wurden sogar Bacchus und der Schlaf, als die zwey größten und süßesten Erhalter des menschlichen Lebens, gemeinschaftlich angebetet. (**)

Es ist hier nicht der Ort, diese Spur schärfer zu verfolgen. Eben so wenig ist es itzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehrern Beweisen umher zu schweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf, und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beysammen, bald ohne, bald mit gewissen Abzeichen, gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger sonst aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was sie erhärten sollen, und ich kann ohne Bedenken zu dem zweyten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegensatzes enthält.

II. Ich sage: die alten Artisten, wenn sie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anders, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweise also, 1) daß sie nicht den Tod damit meinten: und 2) was sie sonst damit meinten.

1) Daß sie Skelete gebildet, ist mir nie eingekommen, zu leugnen. Nach den Worten des Hrn. Klotz müßte ich es zwar geleugnet haben, und aus dem Grunde geleugnet haben, weil sie überhaupt, häßliche und eckle Gegenstände zu bilden, sich enthalten. Denn er sagt, ich würde die Beyspiele davon auf geschnittenen Steinen, ohne Zweifel, in die Bildersprache verweisen wollen, die sich von jenen höhern Gesetze der Schönheit

(*) Thebaid X. v. 100. Barth hätte nicht so eckel seyn, und diese Zeilen darum zu commentiren unterlassen sollen, weil sie in einigen der besten Handschriften fehlen. Er hat seine Gelehrsamkeit an schlechtere Verse verschwendet.

(**) Corp. Inscript. p. LXVII. 8.

losgesprochen. Wenn ich das nöthig hätte, zu thun, dürfte ich nur hinzusetzen, daß die Figuren auf Grabsteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bildersprache gehörten; und sodann würden von allen seinen angeführten Exempeln mir die zwey metallenen Bilder in dem Kircherschen Museo, und in der Gallerie zu Florenz, wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunstwerke, so wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu diese Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur schlechtweg zu verneinen. Ich, habe nirgends gesagt, daß die alten Artisten keine Skelete gebildet: ich habe blos gesagt, daß sie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es ist wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich setzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es „wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstelleten." Diesen Zusatz verhält Hr. Klotz seinen Lesern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu leugnen will, worin ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die gewesen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorstellen soll, so ist es nicht antik; und wenn es antik ist, so stellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich schon damals mehr Skelete auf alten Werken: und itzt kenne ich sogar verschiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahlerische Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend gewesen.

Denn in der That stehen die, die er anführt, bis auf eines, schon alle beym Winkelmann; (*) und daß er diesen, auch hier, nur ausgeschrieben, ist aus einem Fehler sichtbar, welchen sie beide machen. Winkelmann schreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwey alten Denkmahlen, „und Urnen von Marmor, zu Rom, Todtengerippe stehen, die eine ist „in der Villa Medicis, die andere in dem Museo des Collegii Romani; „ein anderes mit einem Gerippe findet sich beym Spon, und ist nicht „mehr zu Rom befindlich." Wegen des ersten dieser Gerippe, welches noch in der Villa Medicis stehe, beruft er sich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 83: und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden sey, auf eben desselben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieses und jenes beym Spon, sind nur eines und das nehmliche; und wenn das, welches

(*) Allegorie S. 4.

Spon in seinen Recherches anführt; noch in der Villa Medicis stehet, so ist das in seinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom, und in der nehmlichen Villa auf dem nehmlichen Platze zu sehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, sahe es nicht in der Villa Medicis, sondern in der Villa Madama. So wenig also Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte; eben so wenig kann es Hr. Klotz gethan haben: denn sonst würde er mich nicht, zum Ueberflusse, wie er sagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in seinem Versuche über die Allegorie anführt, verweisen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmahl beym Spon in Rechnung bringen. Eines, wie gesagt, ist hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehn.

Damit er jedoch über diesen Abzug nicht verdrüßlich werde: so stehen ihm sogleich, für das Eine abgestrittene Gerippe, ein Halbdutzend andere zu Dienste. Es ist Wildbret, das ich eigentlich nicht selbst hege, das nur von ungefehr in meine Gehege übergetreten ist, und mit dem ich daher sehr freygebig bin. Vors erste ganzer drey beysammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz, beym Gori, (*) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieser Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweisen. (**) Das fünfte trift er, wenn mich meine Kundschaft nicht trügt, beym Fabretti: (***) und das sechste auf dem andern der zwey Stoschischen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippertschen Abdrücken beybringen (†).

Welch elendes Studium ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankömmt! wenn der der Gelehrteste darinn ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken.

(*) Inscript. antiq. quae in Etruriae Urbibus exstant Par. I p. 85.

(**) Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, bulae corollae, foemina corant mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, praeeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

(***) Inscript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

(†) Descript. des Pierres gr. p. 317. n. 241.

Ehe jener noch ſagt, „ſo war das!“ weis dieſer ſchon, ob es ſo ſeyn können.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgerippe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zucken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kannte, noch ſagen: entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es ſey als ausgemacht, oder als nicht ausmachend, bey Seite geſetzt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelete den Tod vorſtellen?

Weil wir Neuern den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neuern bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanſt: war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn ſich ein Basrelief von der Geburth des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreutzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre ſitzen; wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neuern den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe, oder ſo was, in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müſſen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrückliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß, läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe, die Anſpielungen und Gemählde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bey irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemählde des Todes ſind bey den Dichtern häufig, und nicht ſelten ſehr ſchrecklich. Es iſt der blaſſe, bleiche, fahle Tod; (*) er ſtreift

auf ſchwarzen Flügeln umher; (*) er führet ein Schwerdt; (**) er fletſchet hungrige Zähne; (***) er wiſſet einen gierigen Rachen auf; (†) er hat blutige Nägel, mit welchen er ſeine beſtimmten Opfer zeichnet; (††) ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheur, daß er ein ganzes Schlachtfeld überſchattet, (†††) mit ganzen Städten davon eilet. (††††) Aber wo iſt da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführet, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Gerippe zu erſcheinen, ob man ſchon weis, daß die alte Skevopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch mit weit gräßlichern Geſtalten zu ſchrecken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand, * und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirrdiſchen Göttern weihete; ** Flügel hatte er nur vielleicht. ***

Prallet indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemählden der Dichter nichts von einem Gerippe zu ſehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß ſie dem ohngeachtet viel zu ſchrecklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen könnten, welches ich den alten Artiſten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetiſchen Gemählden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemählde der Kunſt gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemählden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemählde ſind von unendlich

(*) Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. 1. v. 58.

(**) Fila sororum ense metit. Statius Theb. I. v. 633.

(***) Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

(†) Avidus oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

(††) Praecipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

(†††) Fruitur coelo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. VI. 378.

(††††) Captum tenens fert Manlius urbem. Idem Th. I. v. 633.

* Alcest. v. 843, wo ihn Herkules Αναξια των μελαμπεπλων γενεων nennet. Eben daſelbſt, 76. 77., wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ιερος γαρ ειμι των κατα χθονος θεων,
Οτου τοδ' ἐγχος χρατος αγνιζει τομαι.

** Wenn Audres das πτεροστολαδας in der 26ſten Zeile von ihm zu verſtehen ſo-

weiterm Umfange, als die Gemählde der Kunst: besonders kann die Kunst, bey Personifirung eines abstrakten Begriffes, nur blos das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen seyn würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges, würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personifirten abstrakten Begriff in die Classe handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaaßen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie; durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzeln Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden; Falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beygesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu seyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstrakten Begriffe zu selbstständigen Wesen erhoben; und das nehmliche Wort hört nie auf, die nehmliche Idee zu erwecken, so viel mit ihm streitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch so schmerzlich, noch so fürchterlich und grausam schildern, wir vergessen darum doch nicht, daß es nur der Tod ist, und daß ihm eine so gräßliche Gestalt nicht vor sich, sondern blos unter dergleichen Umständen zukömmt.

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben itzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Märter sterben: kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur

der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zuſtand des Todes ſelbſt, mit einem und eben demſelben Worte benennet. Ich weis, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bey ihr findet; aber dennoch verdienet diejenige Sprache ohnſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmähet, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbauet. Eine ſolche Sprache ſcheinet die ältere Griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſeyn. Ein anders iſt dem Homer Κηρ, ein anders Θανατος: denn er würde Θανατον και Κηρα nicht ſo unzähligemal verbunden haben; wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter Κηρ verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann; einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod: unter Θανατος aber den natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht; oder den Zuſtand des Todtſeyns, ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megaera,
Lethumque, Insidiaeque, et lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meinet, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer Unterſchied: vielleicht, aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde. (*) Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens, und Mors den Tod überhaupt, urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt: (**)

Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

(*) Polymetis. p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes, (for they had several of them) the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

(**) Thebaïd. IX. v. 280.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche; aber es iſt nur Ein Tod. Folglich würde Lethum, dem Griechiſchen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entſprochen haben: unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſtehet. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich wiſſe nur den Unterſchied zwiſchen Κηρ und Θανατος gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt, einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützet, mit ſeinen übrigen Attributen, geweſen ſeyn: aber ſonach war dieſer Genius nur Θανατος. Wie ſteht es mit dem Bilde der Κηρ? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt, zu ſagen, daß die Alten den Tod, nehmlich den gewaltſamen Tod, für den es unſerer Sprache an einem beſondern Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben."

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraktion des Todes von den Schrecknissen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſondern Bilde der Κηρ vorgeſtellet haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folget? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriediget, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns, zum Glück, die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgeſtellet wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reiſſenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: Του Πολυνεικους δε οπισθεν εστηκεν ειδωλα τε εχουσα ουδεν ημερωτερους θηρων, και οι και των χειρων εισιν επικαμπεις οι ονυχες. επιγραμμα δε επ' αυτη ειναι φασι Κηρα. (*) Vor dem εστηκεν

(*) Lib. V. cap. 19. p. 415. Edit. Kuhn.

ſcheinet ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen: aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anderes als *Γυνη* ſeyn könne. Wenigſtens kann es *Σκελετος* doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Hr. Klotz dieſes Bild der *Κηρ*, gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bey den Alten brauchen wollen. (*) und nun weis er, was ich ihm hätte antworten können. *Κηρ* iſt nicht der Tod; und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß: ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er *Κηρ* durch mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn, denn beym Suidas wird *Κηρ* durch *θανατηφορος μοιρα*, nicht durch *θανατος πεπρωμενος* erkläret.

Endlich will ich an den Euphemiſmus der Alten erinnern; an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie, dieſem Euphemiſmus zu Folge, nicht gern geradezu ſagten, „er iſt geſtorben," ſondern lieber, „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehrern abgegangen," (**) und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als möglich Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache für dieſem gelinderen Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bey welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen; nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes: denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führet:

(*) Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Conſideremus quasdam figuras aeneas Cypſeli in templo Olympico inſculptas. Inter eas apparet *γυνη οδοντας κ. τ. λ.* — Verbum *Κηρα* recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari poſſe videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui ſententiae etiam alia monimenta adverſari videntur.

(**) Gattakerus de novi Inſtrumenti ſtylo cap. XIV.

und welches Bild könnte hierzu dienlicher seyn, als dasjenige, dessen symbolischen Ausdruck die Sprache selbst sich für die Benennung des Todes so gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sanftern vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannet, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen, und itzt daher vermiedenen Wörter, bei einer noch gräulichern Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorsucht; so wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sey: eben so wird auch die Kunst diejenigen Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiethe verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligern, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Also: 2) da es erwiesen ist: daß die alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da sich gleichwohl auf alten Denkmälern Gerippe zeigen; was sollen sie denn seyn, diese Gerippe?

Ohne Umschweif; diese Gerippe sind Larvae: und das nicht sowohl in so fern, als Larva selbst nichts anders als ein Gerippe heißt, sondern in so fern, als unter Larvae eine Art abgeschiedener Seelen verstanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war diese. Nach den Göttern glaubten sie ein unendliches Geschlecht erschaffener Geister, die sie Dämones nannten. Zu diesen Dämonen rechneten sie auch die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die sie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweyfache Art seyn konnte. Abgeschiedene Seelen guter, abgeschiedene Seelen böser Menschen. Die guten wurden ruhige, selige Hausgötter ihrer Nachkommenschaft; und hießen Lares. Die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken; und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeschiedene Seele der ersten oder zweyten Art sey, galt das Wort Manes. (*)

(*) Apuleius de Deo Socratis. (p. 110. Edit. Bas. per Hen. Petri). Est et secundo signatu species daemonum, animus humanus exutus et liber, stipendiis vitae

Und ſolche Larvae, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen, wurden als Gerippe gebildet: — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmähler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſeyn, wenn ich mich desfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm ὁ Σκελετὸς durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte auſſer Zweifel ſetzen. Nemo tam puer est, ſagt Seneca (*), ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher, und wirklich deutſcher Michael Herr überſetzt: Es iſt niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen. (**) Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet, deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohaerens? Wie könnte man es geradezu bekräftiget wünſchen, daß die Alten ihre ſpukenden Geiſter als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlichen Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewähret, ſo iſt es ohnſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmahle könnte freylich der Tod ſeyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Gerippe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiae circum, variaeque ex ordine Mortes:

ſo müſſe es auch dem Künſtler vergönnt ſeyn, verſchiedene Arten des

corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitae merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, seu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, caeterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quae cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

(*) Epist. XXIV.

(**) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philosophi Seneca. Straßburg 1536. in Folio. Ein ſpäterer Ueberſetzer des Seneca, Conrad Fuchs (Frankf. 1680) giebt die Worte, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium, durch und der Todten gebeinichte Company. Fein zierlich und toll!

Todes jede in einen besondern Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine solche Composition verschiedener Gerippe, keinen gesunden Sinn giebt? Ich habe oben (*) eines Steines, beym Gori, gedacht, auf welchem drey Gerippe zu sehen: das eine fähret auf einer Biga mit grimmigen Thieren bespannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und drohet ein drittes, das vorstehet, gleichfalls zu überfahren. Gori nennet diese Vorstellung, den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glücke ist dieser Stein von schlechter Arbeit, und mit einer griechischscheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verstand macht. Gori erklärt ihn also für das Werk eines Gnostikers; und es ist von je her erlaubt gewesen, auf Rechnung dieser Leute so viel Ungereimtheiten zu sagen, als man nur immer, nicht zu erweisen, Lust hat. Anstatt den Tod über sich selbst, oder über ein Paar neidische Mitbewerber um seine Herrschaft, da triumphiren zu sehen; sehe ich nichts als abgeschiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beschäftigung nachhängen, die ihnen hier so angenehm gewesen. Daß dieses erfolge; war eine allgemein angenommene Meinung bey den Alten; und Virgil hat unter den Beyspielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Kennspielen nicht vergessen: (**)

— — — quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmählern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genii, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er diesen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichsam nur die Carrikatur heissen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, sind auf dem Marmor Genii.

Wenn denn aber die Alten sich die Larven, d. i. die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, nicht anders als Gerippe dachten: so war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunst war, den Namen Larva bekam. Larva hieß also auch dasjenige Gerippe, welches bey feyerlichen Gastmahlen mit auf der Tafel

(*) S. 231.
(**) Aeneid. VI. v. 653.

erſchien, um zu einem deſto eilfertigern Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Gerippe, iſt bekannt: (*) aber der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabey ſagte, unterſcheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchleppen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfodern! Sondern: das müſſen wir alle werden; ſolche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefodert hat. —

Und ſo glaube ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich, nicht blos gegen Herr Klotzen, mir dieſe Mühe genommen. Nur Herr Klotzen zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnütze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anders iſt es, wenn er mit der ganzen Heerde irret. Sodann iſt es nicht das hinterſte nachhinkende Schaaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſetzt.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blick auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Hrn. Klotz mehr oder weniger Theil nehmen; und fange bey dem Manne an, der Hr. Klotzen alles in allem iſt: bey ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die jeden, mit dem ſie, in einer Entfernung von hundert Meilen, ein Paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemählden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus

(*) Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lauticias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalcio adjecit:

Heu, heu nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.

(Edit. Mich. Hadr. p. 115.)

dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt. (*) „Es ist nur verdrüßlich, sagt der Graf, „daß Homer sich „nicht auf die Attributa eingelassen, die man zu seiner Zeit dem Schlafe „ertheilte. Wir kennen, diesen Gott zu bezeichnen, nur seine Handlung „selbst, und krönen ihn mit Mohn. Diese Ideen sind neu, und die „erste, welche überhaupt von geringem Nutzen ist, kann in dem gegen„wärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir selbst die „Blumen ganz unschicklich vorkommen, besonders für eine Figur, die mit „dem Tode gruppiren soll." (**) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geschmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er seine geistige Wesen mit den Attributen der Künstler ausstaffiren sollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er diese Attributa selbst gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorstellungen beides des Schlafes und des Todes gewesen. Vors erste erhellet aus seinen Worten unwidersprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müsse schlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgestellet werden. Denn sonst würde er von dem Bilde desselben nicht gänzlich, als von einer Sache, die sich von selbst verstehet, geschwiegen haben; noch weniger würde er sich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Diese Besorgniß konnte nur daher kommen, weil er sich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen lassen; weil er den Schlaf als einen sanften Genius, und den Tod als ein eckles Ungeheuer sich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben so sanfter Genius seyn könne, so würde er seinen Künstler dessen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut sey, diesen ähnlichen Geniis ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das schicklichste seyn könne. Aber er kannte, vors zweyte, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen sollen. Es ist ein wenig viel Unwissenheit zu sagen, daß wir diesen Gott, außer seiner Handlung, nur durch die leidigen Mohnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide diese Kennzeichen neu wären: aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen gewesen, sagt er nicht blos nicht, sondern er leugnet auch geradezu, daß

(*) Iliad. π. v. 681.

(**) Tableaux tirés de l'Iliade. e[illegible]

uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe ſo häufig beylegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Servius und Lutatius, auch gemahlt wurde! Er wußte nichts von der umgeſtürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieſer umgeſtürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden ſey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberſchrift für den Schlaf erkläre; er hatte dieſe Figur weder beym Boiſſard, noch Grutер, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuyſen (*) gefunden, und überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man ſich das Homeriſche Gemählde, ſo wie er es haben wollte; mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutſchen Todtentänzen herumſpringt. Was iſt hier alt, was griechiſch, was homeriſch? Was iſt nicht galant, und gothiſch, und franzöſiſch? Würde ſich dieſes Gemählde des Caylus zu dem Gemählde, wie es ſich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Ueberſetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künſtlers Schuld, wenn dieſer ſo eckel und abentheuerlich modern würde, wo er ſich, in dem wahren Geiſte des Alterthums, ſo ſimpel und fruchtbar, ſo anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie ſehr müßte es ihn reitzen, an zwey ſo vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii ſind, alle ſeine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verſchieden, und das Verſchiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Mine: an Farb und Fleiſch ſo ungleich, als es ihm der allgemeine Ton ſeines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pauſanias war der eine dieſer Zwillingsbrüder ſchwarz; der andere weiß. Ich ſage, der eine und der andere; weil es aus den Worten des Pauſanias nicht eigentlich erhellet, welches der ſchwarze, oder welches der weiſſe geweſen. Und ob ich es ſchon dem Künſtler itzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem ſchwarzen machen wollte: ſo möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinſtimmung mit dem Alterthume verſichern. Nonnus wenigſtens läßt den Schlaf μελανοχροον nennen, wenn ſich Venus

(*) Brouckhuyſen hat ſie, aus dem Spanheim, ſeinem Tibull einverleibet. Beger aber, welches ich oben (S. 214) mit hätte anmerken ſollen, hat das ganze Monument, von welchem dieſe einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in ſeinem Spicilegio Antiquitatis p. 106. bekannt gemacht. Beger gedenkt dabey ſo wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

geneigt bezeigt, der weiſſen Paſithea ſo einen ſchwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen: (*) und es wäre leicht möglich, daß der alte Künſtler dem Tode die weiſſe Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht ſey.

Freylich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologiſchen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausſchreiber heiſſen, ſich wenig oder gar nicht eines Beſſern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes, kannte Ripa; (**) aber wie betrüglich ſchmücket er ihn ſonſt aus? Das weiſſe kürzere Oberkleid über ein ſchwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben, (***) gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm, kennet Ripa zwar die Stelle des Pauſanias, aber ohne zu jenes Bild den geringſten Gebrauch davon zu machen. Er ſchlägt deſſen ein dreyfaches vor; und keines iſt ſo, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl iſt auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet: aber ich zweifle, ob Ripa damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſey, welcher den Tod zuerſt als ein Skelet gemahlet. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus, und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrthum, wegen der weiſſen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes, nachgeſchrieben; (†) Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Ueberſetzer deſſelben nachgeſehen haben. Denn es iſt nicht Ὕπνος, ſondern Ὄνειρος, von welchem Philoſtratus ſagt: (††) ἐν ἀνειμενῳ τῳ εἰδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ ἀυτου και μεθ' ἡμεραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der Philoſtratiſchen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Ueberſetzung geliefert zu haben verſichert, bey dieſen Worten ſo äußerſt nachläßig ſeyn können. Sie lauten bey ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quae diem excipiunt.

(*) Lib. XXXVI. v. 40.
(**) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.
(***) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.
(†) Hist. Deorum Syntag. IX. p. 341. Edit. Jd. Jonsii.
(††) Iconum lib. I. 27.

Was heißt das, et quae diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ' ἡμεραν interdiu heiſſe, ſo wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Ueberſetzungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Ueberſetzung niemanden entſchuldigen, und niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darinn weiter fort heißt; Cornu is (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: ſo ſetzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas somni dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) somni dictum intelligamus pro somnii, ut voluit Turnebus, l. IV. Advers. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ὀνείρος, nicht Ὕπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer nichts anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus, in ſeiner Erdichtung von jenen Pforten, mit dem Homer übereinſtimmen ſoll. — Von der Geſtalt des Todes ſchweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein ſchwarzes Gewand, mit Sternen. (*) Das ſchwarze Gewand, wie wir oben geſehen, (**) iſt in dem Euripides gegründet: aber wer ihm die Sterne darauf geſetzt, weis ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er verſichert, daß ſie Lucian auf ſeiner Inſel des Schlafes ſo umher ſchwärmen laſſen. Aber bey dem Lucian ſind es blos ungeſtaltete Träume, ἀμορφοι, und die krummen Beine ſind von ſeiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch dieſe krummen Beine nicht den Träumen überhaupt, als allegoriſches Kennzeichen, ſondern nur gewiſſen Träumen, ſelbſt nach ihm, zukommen.

Andere mythologiſche Compilatores nachzuſehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen ſcheinen. Aber auch Banier ſagt von der Geſtalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Geſtalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit. (***) Denn auch Er verkennet, in jenem Gemählde beym Philoſtrat,

(*) Mythol. lib. III. cap. 13.
(**) S. 233.
(***) Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Ueberſ.

den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er ſchon aus der Stelle des Pauſanias ſchlieſſen zu können glaubet, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgeſtellet worden. Er ſchreibt dabey dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den ſchon Winkelmann gerügt hat, und der ſeinem deutſchen Ueberſetzer ſonach wohl hätte bekannt ſeyn können. (*) Beide nehmlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi, in der Villa Borgheſe, für alt aus, und eine neue Vaſe, die dort mit mehrern neben ihm ſtehet, weil ſie Montfaucon auf einem Kupfer dazugeſetzt gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachendem Safte bedeuten. Dieſer Schlaf des Algardi ſelbſt, iſt ganz wider die Einfalt und den Anſtand des Alterthums; er mag ſonſt ſo kunſtreich gearbeitet ſeyn, als man will. Denn ſeine Lage und Gebehrdung iſt von der Lage und Gebehrdung des ſchlafenden Fauns' im Pallaſte Barberini, entlehnet, deſſen ich oben gedacht habe. (**)

Mir iſt überall kein Schriftſteller aus dem Fache dieſer Kenntniſſe vorgekommen, der das Bild des Todes, ſo wie es bey den Alten geweſen, entweder nicht ganz unbeſtimmt gelaſſen, oder nicht falſch angegeben hätte. Selbſt diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denſelben ähnliche, ſehr wohl kannten, haben ſich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verſchiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgekürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verſtorbenen vorſtellten. (***) Aber heißt dieſes, in dem Einen derſelben, den Tod ſelbſt erkennen? Hat er darum eingeſehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Geſtalt gebildet worden? Von dem ſymboliſchen Zeichen eines Begriffs, bis zu der feſtgeſetzten Bildung dieſes perſonifirten, als ein ſelbſtſtändiges Weſen verehrten Begriffes, iſt noch ein weiter Schritt.

Eben dieſes iſt vom Gori zu ſagen. Gori nennet zwar, noch ausdrücklicher, zwey dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes: (†) aber ſchon dieſes referentes ſelbſt, verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte, (††) ihm eben dieſe Genii Mortem et Funus designantes heiſſen; da er, noch anderswo,

(*) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XV.
(**) S. 212.
(***) In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.
(†) Inscript. ant. quae in Etruriae Urbibus extant, Parte III. p. XCIII.
(††) L. c. p. LXXXI.

in dem einen derſelben, Trotz der ihm, nach dem Buonarotti, zugeſtandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido ſieht; da er, wie wir geſehen, die Gerippe auf dem alten Steine für Mortes erkennet: ſo iſt wohl unſtreitig, daß er wenigſtens über alle dieſe Dinge noch ſehr uneins mit ſich ſelbſt geweſen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieſer ſchon glaubte, daß auf alten Grabſteinen die zwey geflügelten Knaben mit umgeſtürzten Fackeln, den Schlaf und den Tod bedeuten ſollten: ſo erklärte er dennoch einen ſolchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätenſaale zu Paris ſtehet, weder für den einen, noch für den andern; ſondern für einen Genius, der durch ſeine umgeſtürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgeſtellte verblichene Perſon, in ihrer ſchönſten Blüthe geſtorben ſey, und daß Antor, mit ſeinem Reiche, ſich über dieſen Tod betrübe. (*) Selbſt als Dom Martin ihm das erſtere Vorgeben mit vieler Bitterkeit ſtreitig gemacht hatte, und er den nehmlichen Marmor in ſein Muſeum Veronenſe einſchaltete: ſagt er zu deſſen näherer Beſtätigung ſchlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139ſten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieſer Dom Martin aber, welcher die zwey Genii mit umgeſtürzten Fackeln auf alten Grabſteinen und Urnen, für den Genius des Mannes und den Genius der Gattinn deſſelben, oder für den doppelten Schutzgeiſt wollte gehalten wiſſen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Menſch habe, verdienet kaum widerlegt zu werden. Er hätte wiſſen können und ſollen, daß wenigſtens die eine dieſer Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberſchrift, ſchlechterdings der Schlaf ſey; und eben gerathe ich, glücklicher Weiſe, auf eine Stelle unſers Winkelmanns, in der er die Unwiſſenheit dieſes Franzoſen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, ſchreibt Winkelmann, (**) daß ein anderer Fran„zos, Martin, ein Menſch, welcher ſich erkühnen können zu ſagen, „Grotius habe die Siebenzig Dollmetſcher nicht verſtanden, entſcheidend „und kühn vorgiebt, die beiden Genii an den alten Urnen könnten nicht „den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem ſie in „dieſer Bedeutung mit der alten Ueberſchrift des Schlafes und des Todes

(*) Explic. de divers Monuments singuliers qui ont rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** p. 36.

(**) Vorrede zur Geſchichte der Kunſt S. XVI.

„ſtehen, iſt öffentlich in dem Hofe des Pallaſtes Albani aufgeſtellt.“ Ich hätte mich dieſer Stelle oben (S. 205.) erinnern ſollen: denn Winkelmann meinet hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrückt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht blos der eine Genius, ſondern auch der andere, werden auf dieſem Albaniſchen Monumente, durch die wörtliche alte Ueberſchrift für das erkläret, was ſie ſind; für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben, das Siegel auf dieſe Unterſuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen; und ich ſchlieſſe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bey den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchrecklich und gräßlich ſeyn können, weil die Alten überhaupt weit finſtrere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beywohnen könnten. (*)

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes: und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

(*) Polymetis p. 262.

Berengarius Turonenſis:

oder Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben; von Gotthold Ephraim Leſſing, Bibliothekar daſelbſt.

1770.

Braunſchweig, im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1770. 4. — Die Berichtigungen einiger der angeführten Stellen, die Conrad Arnold Schmid nach der wolfenbüttelſchen Handſchrift gegeben hat, im fünften der leſſingiſchen Beiträge (1781, nach Leſſings Tode) S 255 ff, hätten hier ganz unbeachtet bleiben können, wenn die Genauigkeit des Textes in der Ausgabe der Schrift des Berengarius von A. F. und F. Th. Viſcher (Berlin 1834) die leſſingiſchen Anführungen und Schmids Berichtigung derſelben überflüſſig machte. Da dies aber nicht der Fall iſt, ſchien es dem Herausgeber gerathener die von Schmid angegebenen Lesarten der Handſchrift meiſtens gleich in den leſſingiſchen Text einzutragen, einige aber in Anmerkungen mit Schmids Namen anzuzeigen.
(K. Lachmann 1839.)

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bey dem Carolino in Braunſchweig, ohnlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den erſten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig, ertheile ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung ſelbſt, beſtehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu ſchreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfodert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige, und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müſſen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt

immer ergeht, wenn man von der Hand weg schreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man sagt zugleich zu viel, und zu wenig. Diesen und jenen ganz kritischen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren sollen; mit gewissen Schriftstellern hätte ich mich bey weitem so tief nicht einlassen sollen. Dagegen hätte ich mich bey dem wesentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Besonderheiten desselben mittheilen müssen.

Doch wenn bey jenen Auswüchsen, höchstens nur einige Bogen verschwendet worden: so ist diesem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewisse Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eigenen Erörterung gewiß sehr werth sind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paschasius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Lesern nicht zu sagen.

Was ich inzwischen vor itzt liefere, so viel oder so wenig es ist, wird doch immer hinlänglich seyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieses Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich sehe voraus, wie unendlich verschieden die Urtheile hierüber ausfallen müssen. Aber wer errathet auch nicht, welche Urtheile allein entscheiden können? Unstreitig nur, die Urtheile der Theologen unserer Kirche: und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfnisse, als nach dem Tone der Zeit, ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich, so und so, zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen

andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger seyn, oder nicht: es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, so zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen läßt. Einem solchen, er sey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen seyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der seinen Schriftsteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt schicken will. (*)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig ist, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derselben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unserer Kirche Beytritt, auffodern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreissen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von grossem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedienet seyn möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern die Römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte es aus dem Bücherschatze eines Protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen, (**) wodurch sie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebessert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr selbst die Beystimmung des Adelmanns kann streitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken,

(*) Es bedarf die Nachweisung des Aufsatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opusculi scient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher bestimmt werden soll, und mit welchem Herr Prof. Schmid seine Ausgabe noch hätte bereichern können

(**) Galeardus wandte sich desfalls, ausser den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen seyn; ob es schon freylich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, (*) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſen verlangen, daß ſie ihrem Beyſpiele hierinn folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen könnten! — „Den Berengarius? dieſen Ketzer? dieſen „doppelten Ketzer? Ketzer in ſeiner Trennung von der Kirche: Ketzer in „ſeiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch gröſſer, als der Name Zaubrer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch manches Betrieger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt

(*) Cat. Test. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch itzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmann, oder vom Berengar, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis itzt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis itzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. (*)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deodatinus, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen, die ſich alle-tapfer mit dem todten Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schrifften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

(*) Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam: Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii, p. 111.*

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Wiederruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Argus; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius bloß erneuerten: (**) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der Weſtphale und Selneker; die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nicolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat." Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

(**) Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt nur Brodt und Wein u. ſ. w. Jurifaber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524. und 25. zugetragen.

urtheilet; und dieſes iſt eben der Flacius,(*) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. Arnolden könnte ich ihm allenfalls noch beygeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen lieſſen es die, welche ſich zur Meynung des Zwinglius bekannten, ſich nicht zweymal ſagen, daß Berengarius ihr Vorgänger geweſen ſey: ſie griffen begierig zu, und ſetzten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es Ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde ſo unanfechtbarer Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Geſliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht mehr zu können glaubten. (**)

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchalen für den Berengarius umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nehmlich

(*) Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

(**) Inter eos, qui Historiam *Berengarii* consignarunt, circumspecte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, vt purgent Berengarium, speciosoque defendant, quorsum refero Ioannem Episcopum Dunelmensem. *Rechtius de Origine et superstitione Missarum App. II. de Concomitantia Sacr. p. 1024.* Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht nahmentlich anführet, und deſſen Historia Transsubstantiationis Papalis, zu Bremen 1678. nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen Mornäus, Forbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er ſchreibt: Haec ab certissime *Berengarii* non mea, sed Historicorum fido docere volui, cum alioquin ex Reformatis non paucos apposito verborum colore, obscuratis adhuc illis, nonnullis etiam silentio pressis, nimis dubiam et incertam reddidisse *Berengarii* Historiam. *De Doctoribus Scholasticis, cap. VI.*

Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter Gregorius dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. (*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen worden: (**) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nicolaus dem zweyten, zugieng. Berengarius ließ wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß beſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis itzt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von ſeiner Ketzerey ein groſſes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius ſowohl, als aus der Machtſichs ſelbſt, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geleugnet und beſtritten habe. (***) Eben dieſes Urtheil war auch

(*) Acta Concilii Romani, sub *Gregorio VII*, in causa *Berengarii* conscripta, cum ipsius postea recantatione; ex Ms. codice Gemblacensi. *Tom. IV. Thes. novi Anecdot. p. 99.*

(**) Conciliorum rhapsodus, ex *Baudo et Sabellico* tradit, sub *Gregorio septimo*, alteram revocationem fuisse factam a *Berengario*, quem in Pontificia sententia mortuum esse fugit. Alia vero, quum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Test. Veril. l. V p. 1184.* Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Haeresiarchae damnatione multiplici M. Fr. Chifletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſetzt.

(***) Ex hoc loco et ex superius dictis patet, *Berengarium* realem, vt aiunt, Christi

bereits vom Mabillon gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nehmliche Manuſcript zu Gembloux genutzt, und wenn ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zu erſt entdecket hatte. (*)

Iſt nun aber dieſes; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſeyn, der doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht säumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widerſprechen, (**) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym Mabillon, damals noch nicht geleſen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bey dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bey dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den Berengarius zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein

praesentiam admisisse in Eucharistia, sed transsubstantiationem praesertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster *Mabillonius* in praefat. ad Saeculum VI. Bened. Tomo II. *l. c. p. 497.*

(*) Hoc scriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacensi, quae ante paucos annos, non levi reipublicae litterariae detrimento, incendio consumpta est. *Praef. Tomi I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

(**) Bibliotheque anc. et moderne T. XV. p. 306.

Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltsinne gegen das Alterthum, und von dieser Abneigung gegen einen Namen, mit dem sie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt gewesen seyn. Aber sie überlegten, ohne Zweifel, daß es sich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu schwächen, ohne sich selbst dadurch zu verstärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle finden, ausser dem päpstischen Mißglauben, noch so viel andere heterodoxe Vorstellungen Statt: und Impanation, Consubstantiation, Assumtion, Augmentation, sind der gesunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transsubstantiation selbst. Wenn Berengarius sich von diesem Irrwege entfernt hatte: wer konnte ihnen sagen, ob er sich nicht auf einen von jenen verloren; gesetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis gestürzet wäre? Hierüber gewiß zu seyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekannt gemacht hatten: und so liessen sie den Mann stehen, wo es nun schon einmal stand, von dessen völliger Lauterkeit sie doch nicht überzeugt seyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher gesehen haben, als einem Angriffe von ernstlichen Folgen. Nur hätte Mosheim sich eines Verdachts enthalten sollen, der den Berengarius allzusehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meynung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: so bedachte er sich zugleich eines Grundes von dieser Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weise gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Ansehen haben will, sich allgemeinen Irrthümern zu widersetzen, am gewissesten scheitert. Er vermuthete nehmlich, Berengarius habe mit Fleiß seine Meynung so dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge." (*)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius diesen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß seine Feinde die ausführlichsten seiner

(*) Nec dubium de vera eius hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui praeter Figuram corporis et sanguinis domini nil esse in sacra coena, hominem disputasse perhibent, sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid eius restat, id omnium habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quae adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam; ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. *Institt. Hist. Eccles. lib. III. p. 553.*

Schriften unterdrücket haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das ſey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und uns einem Mittelding von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechters, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trift, und deſſen, der ihn hegen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen Mosheim nur ſelten wiederfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bey dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! — Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnet.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des

Berengarius, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenket, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſo gar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein andrer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth? Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das Ἔρμης κοινος zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch itzt als ein Hauptwerk in den Euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen groſſen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es ohne Zweifel, was für Lobſprüche nicht allein

die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfranc ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. (*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich betaure, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat), anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich betaure, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus ſtreitig machen will; nicht Vernünfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet,

(*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie; Ecrits auxquels il resta qui furent mis au poudre par la docte *Lanfranc* son illustre adversaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laissa sans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le coeur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications meme à citer des Peres, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétenduës triomphantes, et la croyance commune de l'Eglise établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu employa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond silence. — *Histoire litteraire de France. T. VII. p. 208. 212. 215.*

ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, worum man nicht denkt. Ich war dabey, mir, meiner itzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten Weiſſenburgiſchen, deren Geſchichte Ihnen ungefehr aus dem Burkhard bekannt ſeyn wird, (*) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Coena Domini et Transsubstantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefehr die nehmliche Aufſchrift, de Coena Domini praesertim de Transsubstantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf der den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr Adelmann war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis. (**) Doch in dieſe fand ich mehr nicht

(*) Hist. Bibl. Augustae Parte I. p. 256.

(**) Leibnitz, zu deſſen Zeiten die weiſſenburgiſchen Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: (De Nummis Gratiani. Op. T. IV. Pr. II. p. 255.) Plerique scripti sunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in vno Catalogus ipse antiquus Bibliothecae Monasterii, addito nomine Abbatis, vbi hi ipsi bona ex parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Augustinus de Concordia Euangelistarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe,

eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; bloß mit dem Zuſatze, Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nehmlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen nahmloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern, und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Natur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoſſen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt, oder eben ſo unerkannt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabey mich in Pinkerts Sammlung (*) mit umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieſes Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nehmlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte, nehmlich, daß

daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, Folmarus ſey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſkript des Berengarius darinn zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monaſterii Weissenburgensis beym Schannat (*Vind. lit. Coll. I. p. 8.*), wo er, nur wenig verſchieden, angerücket iſt. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchafft hatte.

(*) De veritate corporis et sanguinis Jo. Ch. in Eccl. sacra Authores vetusti. Louanii 1564. 8vo.

er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte groſſe Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nützten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege nach Abentheuren hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in kleine Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geſchrieben zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloſſe ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt, ſondern, daß Vorſatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyſchieſſen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert; um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe, daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn

ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eines ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes; es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſeyn, die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmelung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch itzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch itzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen lieſſen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon Labbe und De Naye haben angezeigt, daß die erſte Schrift des Berengarius, auf welche ſich die Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. (*) Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in deſſ Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. (**) Wie könnte es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke das Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet Mabillon ſo gar, an einem Orte, der mir itzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Dudinus und andern in Zweifel gezogen werden. (***)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handſchriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht

(*) Hiſt. liter. de France, T. VIII. p. 223.

(**) Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis vestis interseris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quaedam etiam dicis, quae nihil pertinent ad propositum quaestionis. *Cap. II. p. 252. Edit. Duch.*

(***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II, p. 634.

mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confessio oder Recantatio Berengarii: (*) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloſſen aus wenig Zeilen beſtehende Bekenntniſſe oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur um zwey dergleichen Handſchriften, die ſich aber in Brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreyfaltigkeitscollegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß ſie von einer Handſchrift bey den Jeſuiten zu Löwen copiret worden. Die andre iſt die, welche Cave aus dem Verzeichniſſe des Collegii zur ehernen Naſe in Oxford anführet, und Disputationes Berengarii cum Lanfranco de praesentia Christi in coena benennet.

Doch aus der Abſchrift, welche Oudinus durch Basnagen von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, ſondern der Traktat eines Ungenannten, de Eucharistia ſey, den ſchon Cellotius herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweyten Capitels, patres redarguis incurrisque etc. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu Oxford, Oudinus, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, ſondern ein Werk des Berengarius, wäre und zwar das nehmliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich ſchon angemerkt, wollte Berengarius ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll: und indem er alſo, Stelle vor Stelle, den Lanfrancus, durch ein Inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle

(*) Beym Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Msptorum nachzuſehen.

angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſey der Zeit, oder der Barbarey, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſey, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis itzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere Fürſtliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod beſitzet, deſſen ſich keine andere rühmen kann, ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III

Iſt unſer Berengariſches Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benedikkiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirket worden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften kreten denn noch itzt an das Licht, durch die dergleichen parthyiſche Vertheidiger der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſo genannte Bekehrung des Berengarius beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freyheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein groſſer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eignen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreyſſig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als

die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſchet, der beſiege zu dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beygebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen; und diejenigen, bey denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freylich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heucheley müſſen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein Paar zweydeutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. —

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffiret zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte

glauben soll; und ich betaure die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Gespenster ausstaffiren zu helfen. Nur müssen diese Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein andrer es gleichfalls für seine Pflicht hält, ihre Ausstaffirungen wieder abzureissen, und das Ding zu zeigen, wie es ist; sie mögen darüber zum Gespötte werden, oder nicht.

Es ist fast unglaublich, was für seltsame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen sie sich erlauben, was für Armseligkeiten, die sie bey jeder andrer Gelegenheit gewiß verachtet hätten, sie sich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrscheinlich heraus zu bringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht sieht, kömmt hierbey auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieses Werk geschrieben: und die gemeine Meynung hierüber, taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem siebenden, im Jahre 1079, nochmals widerrufen; und wenn er auch von diesem Wiederrufe nochmals rückfällig geworden: so muß nothwendig Lanfrancus erst nach diesem Jahre geschrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen sie es an, zu erweisen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geschrieben? Es verlohnet der Mühe, sie nach der Länge selbst zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus (schreiben sie in dem Leben desselben) (*) sein Werk verfertiget, ist man sehr uneinig. „Die Chronike „der Abtey zu Bec (**) sagt, daß es im Jahre 1053. geschehen sey: „welches ein offenbarer Irrthum ist; weil die Schrift des Berengarius, „welche Lanfrancus darinn widerlegt, wenn sie früh erschienen, erst „sechs Jahr nachher kann erschienen seyn. Don Mabillon, nachdem „er über diesen Punkt ein wenig veränderlich gewesen, entschloß sich end„lich für 1063. (***) Ueberhaupt kömmt man darinn überein, daß der „Verfasser noch Abt in dem Kloster des heiligen Stephanus zu Caen „gewesen, als er sein Buch herausgegeben. Doch die, welche für dieses „allgemeine Datum sind, das acht bis neun Jahre in sich faßt, gründen

(*) T. VII. p. 229.

(**) Chronicon Beccense in Append. ad Opera Lanfranci, Paris. 1648. fol. p. 2.

(***) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX, p. 633. ibid. Praef. §. 87. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46.

„ſich einzig und allein auf die Meynung, nach welcher man vorausſetzt, „daß es eben das nehmliche Werk geweſen, welches Lanfrancus von „Canterbury aus, an den Pabſt Alexander den zweyten, ſchickte, „und von welchem er ſelbſt ſaget, daß er es noch als Abt verfertiget „habe. (*) Eine Vorausſetzung, die ſehr zweydeutig, ich will nicht ſagen, „gänzlich falſch iſt: und zwar aus folgenden Gründen!

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Pabſt ſchickte, „war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber ſie heißt doch nur „ein bloſſer Brief: Epistolam quam *Berengario* Schismatico, dum „adhuc Cadomensi coenobio praeessem, transmisi, Paternitati ve„strae ... transmittere curavi. Man gebe ſich die Mühe, die Aus„drücke dieſer Stelle des Lanfrancus eigentlich zu erwägen. Die Rede „iſt von einem Briefe, den er aus Caen an den abtrünnigen Berenga„rius geſchrieben. Reimt ſich dieſe Vorſtellung wohl mit dem Begriffe, „den wir von ſeinem Tractate von dem Leibe und Blute des HErrn „wider dieſen Ketzer, haben, und den der Verfaſſer ſelbſt Liber Scintil„larum überſchrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl dem Pabſte „unter einem andern Titel überſendet haben, als den er ihm ſelbſt gege„ben? Wenn man es nicht erweiſen könnte, daß Lanfrancus auſſer „ſeinem Tractate vom Abendmahle, auch noch andere Schriften gegen den „Berengarius ausgehen laſſen, ſo dürfte man allenfalls noch eher zu „der Vorausſetzung, die wir hier widerlegen, berechtiget ſeyn. Aber Si„gebertus, ein zeitverwandter Schriftſteller, verſichert mit ausdrücklichen „Worten, (**) daß auſſer dieſem Tractate, den er ſehr ſorgfältig bezeichnet, „Lanfrancus mehr als einen Brief wider ſeinen Gegner geſchrieben, „und die Irrthümer deſſelben mit vielem Nachdrucke darinn widerlegt „habe: Scripsit invectivas contra *Berengarium* Turonensem epistolas, „refellens scripta eius; worauf Sigebertus insbeſondere den Tractat „unſers Erzbiſchofes vom Abendmahle ſehr genau beſchreibet. Nichts kann „klärer ſeyn, als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch iſt es hinläng„lich, die Vorausſetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen der „vom Lanfrancus an den Pabſt Alexander überſchickten Schrift zu „machen pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom Abendmahle, der bis „auf uns gekommen iſt; ſondern es war einer von den erſten Briefen,

(*) Lanfranc. Ep. 3. p. 303.
(**) De Script. Eccles. cap. 155.

„die er über den nehmlichen Gegenſtand, wie wir geſehen, an den Be„rengarius geſchrieben hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit be„raubet haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von welchem „wir hier handeln, ſo muß ſolches aus dem zweyten Kapitel deſſelben „genommen werden. Lanfrancus redet daſelbſt von dem, was unter „der Regierung Gregorius des ſiebenden zu Rom wegen des Be„rengarius verhandelt worden, und führet von Wort zu Wort das „ganze Glaubensbekenntniß an, welches dieſer Archidiaconus, auf der, im „Februar 1079. gehaltenen Kirchenverſammlung, ſechs Jahre nach dem „Tode des Pabſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lan„francus ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nehmlichen, oder etwa dem „folgenden Jahre geſchrieben haben, in welches die Bekehrung des Be„rengarius fällt, zu der das Werk des Lanfrancus, wie anderwärts „von uns bemerkt worden, das Seinige gar wohl beygetragen haben „mochte. Doch der Ort, auf den wir dieſes Datum gründen, wird in „verſchiednen Handſchriften, und in den nach ſelben beſorgten Ausgaben „vermißt; ob er ſich ſchon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677 „befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, ſagt man, folge hieraus, „daß Lanfrancus, der dieſen ſeinen Tractat geſchrieben, als er noch „Abt zu Caen geweſen, ihn nach der Zeit müſſe wieder überſehn, und „mit dem vermehret haben, was ſich unter Gregorius dem ſiebenden „zugetragen. Allein ſo ſchlieſſen, heißt mehr errathen wollen, als ſchlieſſen. „Weit natürlicher iſt es, daß die Lücke durch Unachtſamkeit eines Ab„ſchreibers entſtanden iſt. Es braucht nur Einer den Fehler begangen „zu haben, und er kann ſich in mehrern Manuſcripten finden, die nehm„lich nach ſeinem gemacht worden. Der Beyſpiele von dergleichen Lücken „ſind unzählige —

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoteur) finden, der „unſrer Meynung zu widerſprechen, dieſes als einen Grund anführen „wollte, daß man ſonach keine Urſache abſehen könne, warum es Lan„francus an die zwanzig Jahre verſchoben habe, die Schrift des Be„rengarius zu widerlegen: ſo dürfen wir nur wiederum fragen, warum „er, nach der gemeinen Meynung, es gleichwohl zehn Jahre verſchoben „hätte? Wenigſtens verhellet aus ſeinen Worten ſelbſt, daß er es nicht „eher als nach dem Tode des Kardinal Humbertus gethan, folglich

„doch erst ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius seine Schrift „ausgehen lassen. Man dürfte sehr verlegen seyn, eine kategorische Ur„sache von dieser Verzögerung anzugeben. Nur die, welche wir anführen „können, ist sehr natürlich, und gründet sich auf Facta. Lanfrancus, „der, wie Siegebert versichert, die Irrthümer des Berengarius „schon mehr als einmal bestritten hatte, sahe, daß andere Schriftsteller, „wie Durandus, Abt zu Troarn, wie Eusebius Bruno, Bischof „zu Angers, auch vielleicht wie Guitmundus, und wer sie sonst „waren, ihnen sehr einleuchtende Schriften entgegen setzten. Er hofte, „daß Berengarius endlich dadurch zum Stillschweigen gebracht, und „diese ärgerliche Streitigkeiten geendet werden sollten. Als er aber eines „Theils bemerkte, daß sich noch niemand angelegen seyn lassen, die Schmä„hungen abzulehnen, mit welchen dieser Ketzer den Kardinal Humbertus „angegriffen hatte, und andern Theils sehen mußte, daß er seine falsche „Lehre durch die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntnisse, „welches er 1079 unterschrieben hatte, entsagte: sodann entschloß sich „Lanfrancus nicht sowohl diese, als vielmehr das ältere Werk des „Berengarius gegen sein erstes zwanzig Jahre vorher unterschriebenes „Bekenntniß, zu widerlegen. Warum er sich aber lieber an dieses, als „an jenes Werk halten wollte, kam wohl daher, weil beide die nehmlichen „Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse enthalten, in dem erstern aber sich die „schimpflichen Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und „die Römische Kirche rächen wollte. Indem also Lanfrancus seine „Waffen gegen die erste Schrift des Berengarius richtete, so gelang „es ihm nicht allein, diesen seinen Vorsatz zu erreichen, sondern auch die „eine Schrift sowohl als die andere zu widerlegen. Mit einem Worte, „eine Gelegenheit mußte Lanfrancus haben, wider den Berengarius „zu schreiben. Die Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift des„selben, war diese Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Kritici wollen, „wenigstens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verstreichen ließ, ehe er darauf „antwortete. Sondern die Schrift von 1079 schafte ihm diese Gelegen„heit, und setzte ihn gleichsam in die Nothwendigkeit, seinem Gegner den „Mund zu stopfen. Wir haben uns bey diesem Punkte der Kritik vielleicht „ein wenig zu lange aufgehalten: aber allgemein angenommene Vorur„theile machen es öfters nöthig, daß man sich umständlich einlassen muß, „um sie desto gewisser aus dem Wege zu räumen.

„Diesem Grundsatze zu Folge, erlaube man uns also nur noch eine „einzige Anmerkung, die mit zur Bestätigung unsrer bisher dargethanen „Meynung dienen kann. Seitdem Lanfrancus zum Bischof erhoben „war, hatte er dem Studio und Gebrauche der weltlichen Wissenschaften „gänzlich entsagt. (*) Dieses versichert er uns selbst; und ohne Zweifel „muß man auch die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil der„selben ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem Ge„brauche dieser Kunst in seinem Werke wider den Berengarius sagt, „dem er vorwirft, daß er in Ermangelung gültiger Beweisstellen seine „Zuflucht zu ihr nehme. (**) Lanfrancus bekennet, daß er seines „Theils in Dingen, welche die Religion betreffen, keinen Gefallen an den „Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern scheinen wolle, sich mehr „auf sie, als auf die Wahrheit selbst, und auf das Ansehen der heiligen „Väter zu verlassen. Sogar wenn der Gegenstand des Streits von der „Beschaffenheit wäre, daß er sich durch diese Regeln am leichtesten aus„einander setzen lasse, bemühe er sich, sie so viel möglich zu verstecken, „indem er sich gleichgeltender Ausdrücke bediene. Aus der Beschreibung, „welche Siegebert von des Lanfrancus Auslegungen der Briefe „Pauli macht, hat man gesehen, daß er sich der nehmlichen Enthaltsam„keit von dieser Kunst bey weitem nicht beflissen, als er nur noch Abt „war. Folglich muß er schon Erzbischof gewesen seyn, als er die Schrift „gegen den Berengarius aufsetzte, die uns noch von ihm übrig ist; „ob er sich schon darinn keinen andern Titel, als den Titel eines katho„lischen Christen von GOttes Barmherzigkeit, giebt.

So viel halb wahres, so viel falsches auch in dieser langweiligen Stelle ist, so würde es doch schwer fallen, sie, ohne unser Manuscript, auf eine schlechterdings befriedigende und unwidersprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen sagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen stellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verschwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entscheidenden Augenscheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen bestreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich

(*) Epist. 53.
(**) Cap. 7.

auch nicht enthalten, wenigſtens über ein Paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronike (*) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheiſſen: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, das Buch der Funken, der witzige Einfall eines ſpätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heiligen Diemude beym Petz, (**) die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benannte. Andere haben es Dialogus geheiſſen. Aber bey dem allen kömmt ihm doch ſchlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, (***) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Priot der Abtey zu Bec verfertiget habe? Denn beides ſagt er in der nehmlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nehmlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus* Beccensis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kann, dieſen Worten zu Folge,

(*) Historiae Angl. Script. p. 952.
(**) Thes. Anecd. T. I. Prf. p. 21. §. 37.
(***) *Lanfrancus* misericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicae Ecclesiae adversario.

das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſeyn, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nehmliche Schrift nicht unter Gregorius dem ſiebenden abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius Liber Scintillarum betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchickte, nicht eben das noch vorhandene muß geweſen ſeyn; daß es ein anderes geweſen ſeyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugniſſe, dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſeyn muß, welches Liber Scintillarum überſchrieben geweſen? Denn warum könnte es kein anderes geweſen ſeyn, das dieſen Titel geführet? Kann es aber ein anderes geweſen ſeyn, wo bleibt ſein Schluß? Ja es muß ein anderes geweſen ſeyn, wenn das Anſehen des Bromton überhaupt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinal Humbertus geſchrieben, da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinet. Nun ſtarb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kann er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Kunken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anders geweſen ſeyn. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzehlet, er ſey auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Leo dem IX. unten, welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des

Berengarius zugethan ſey. Der Pabſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisſtellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieſes habe er denn auch gethan, und den Beyfall der ganzen Verſammlung erhalten. (*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieſes nicht blos mündlich geſchehen, ſondern daß Lanfrancus ſein Bekenntniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſetzt haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmackt ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könne, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabey an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles eines wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß Lanfrancus, auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode

(*) Post haec praecepit Papa, vt ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque surrexi, quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit. *Cap. IV. p. 286. Edit. Bach.*

des Humbertus, das ist, nach 1063 geschrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom wiederruffen. Das macht freylich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius seinen Wiederruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das gesagt? Ist es nicht vielmehr höchst wahrscheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod sowohl des Pabstes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Wiederruffe gezwungen? Auch ergiebt sich aus mehr als einem Umstande, daß er diesem Rathe der Klugheit wirklich gefolget. Nicolaus starb 1061, und Humbertus das zweyte Jahr darauf. Von 59 bis 63 ist kein Jahr verflossen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, ansehnliche Kirchenversammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und seiner erneuerten Ketzerey gedacht. Nur erst in dem nehmlichen 63sten Jahre, fand man auf der Kirchenversammlung zu Roüen wieder für nöthig, die Schlüsse der Kirche gegen den Berengarius und seine Anhänger zu wiederhohlen. Ja, wie ich schon angemerkt, die Worte des Berengarius selbst, mit welchen er des Humbertus in seiner Schrift gedächte, scheinen nicht von der Art, daß sie von einem noch lebenden Kardinale gesagt worden. — (*) Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *fecerant* Romae Episcopum Cardinalem, quod scripsit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, ut cogeretur ex illo *Berengarius* quasi profiteri errorem *inceptissimi* Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten spricht man in diesem lange nachher erzehlenden und freymüthigem Tone. Vielleicht schien auch sonst diese Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen so kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme seines Wiederrufs war. Die oberste Gewalt der Kirche war getheilet; zwey zugleich, und mit mächtigen Unterstützungen, herrschende Päbste sicherten ihn vor der Tyranney des einen und des andern. Honorius der zweyte, oder vielmehr die Kirchenversammlung zu Basel, die ihn erwählte, hatte sogar alle Thathandlungen und Schlüsse seines Vorgängers, Nicolaus des zweyten, für null und nichtig erkläret, (**) als worunter die Verdammung des Berengarius und seiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den

(*) Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii.*
(**) *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 386. *Harduini* Acta Concil. T. VI. Par. I. p. 117.

Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie Lanfrancus, ein, zwey, drey Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben, das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchlieſſen, woraus es Mabillon ſchlieſſen will. (*) Es iſt wahr, Lanfrancus ſchickte ſeine Widerlegung, nicht eher als 70 oder 71, an den Pabſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war; ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich; (**) es ſey nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſeyn wollte. Dieſes wiſſen wir noch itzt: warum ſollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Pabſt zu ſenden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Widerrufs, zu welchem ſich Berengarius auch unter Gregorius dem ſiebenden gebracht ſahe, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Widerruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Abſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erkläret der Benediktiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſeyn? Ich ſollte meynen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nehmlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus

(*) Annal. Bened. lib. XIII. p. 19.

(**) Litteris cum satis amice praemonuit, vt a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chifletianus apud Hard. T. VI. Concil. P. I. p. 1018.*

das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelaſſen aber, in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel *Desiderii Erasmi*, vel nesci cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, ſondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt; und in der von dem Werke des Lanfrancus, fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber beyfallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obſchon auch Vlimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den groſſen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Vlimmer gefolgt ſey. Denn einige derſelben ſind früher, als Vlimmers Ausgabe; z. E. das *Μικροπρεσβυτικον* von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bey welchen beiden man nur allein der Sichardſchen Ausgabe kann nachgegangen ſeyn, da man in ihnen Gregorius des ſiebenden an dem zweifelhaften Orte, eben ſo wenig erwehnt findet, als beym Sichard.

Kurz, Dacherius hatte sehr Unrecht, sich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text desselben allen übrigen vorzog, gleichsam den Grund zu den verführerischen Unwahrheiten zu legen, welche der Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drey Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er sagt, daß sich die Stelle vom Gregorius befinde, drey wirklich verschiedene Ausgaben sind. Die von 1540 ist das Original des Quadratus; die von 1648 ist die Sammlung des Dacherius, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 ist der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. max. Patrum, in welcher man eben so blindlings sich an den Dacherius gehalten hat: so daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchst selten ist. Auch die größten Bücherkenner, wenn sie ja etwas von ihr wissen, haben nur einen sehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beyspiele des Fabricius beweisen könnte. (*) Aber den Dacherius kann das noch lange nicht entschuldigen. Er hatte doch sonst sechs bis sieben gedruckte Ausgaben vor sich, und ausser diesen, wie er selbst bekennet, noch drey Manuscripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerstritten. Was hätte dieser einzige gegen so viele bey ihm vermögen sollen? Zwar will er sich durch die Vermuthung rechtfertigen, daß Lanfrancus vielleicht selbst die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeschoben, um sein Buch desto vollständiger zu machen. (**) Aber

(*) Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus est a *Francisco Careo* sive *Quadrato*, Beccensi Coenobita, recusus cum Philastrio, Basil. 1528, 1551. 8. et cum *Rabchasii Ratbertt* libro per *Guil. Ratum, Rothomag.* 1540. 8. *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es ist kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen diesen Auflagen kann selbst gesehen haben. Denn falsch ist es, daß die Ausgabe des Quadratus die erste ist. Falsch ist es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philastrius wieder aufgelegt worden: eben diese Auflage ist die allererste des Sichards. Falsch endlich ist es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben diese Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre ist die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem sie Quadratus zuschrieb. Ich kann nicht begreiffen, woher diese Verwirrung entstanden. Denn eine blosse Verwirrung kann es doch nur seyn; ob ich sie schon auch von Hr. Hambergern wiederhohlt finde. Zuverläßige Nachrichten, Th. III. S. 805.

(**) Deinde collato Tractatu ad tria Ms. Bibliothecarum Regiae, Beccensis et Petavianae, nec non ad omnes, quae occurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis nq vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio: Nihilo tamen fecius additamenta esse quae protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborasseque vt amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores saepiusculo opera a se edita sub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwey Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius im Vergleich mit dem Benediktiner, dem Lanfrancus nicht bloß ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus, atque animae tuae *mecum loqui* velles, locumque opportunum in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis consuleres, quos decipis. — Sed quia elegisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientiâ sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, sed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, refugis religiosas personas, qui de verbis tuis, ac meis possint ferre sententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nehmlichen Landes leben, und

über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweise nicht. —

Ich sollte glauben, mein Freund, dieser letzte Grund allein überwiege alle Sophistereyen des Benediktiners. Und doch, wie gesagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das sicherste Zeichen der historischen Wahrheit dasjenige zu seyn scheinet, was seiner Religion am meisten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge sich schon nicht so, wie er sagt, wirklich zugetragen hätten, sie sich dennoch so hätten zutragen sollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heissen, und es käme darauf an, wie viele Leser ihm sehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meisten ist, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreissen zu finden.

Gut also, daß auf dieses Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner sich in ein ernsthafteres nun wohl schwerlich einlassen dürfte. Er wird schwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelassen: denn hier ist die Antwort. Er wird schwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: denn die Antwort des Berengarius enthält so wenig eine Billigung seines Gegners, daß dieser Gegner vielmehr darinn so eingetrieben wird, daß allem Ansehen nach nicht Lanfrancus, sondern Berengarius das letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nehmliche nicht mehr am Leben, einer von seinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinschaftlichen Werkes retten zu müssen glaubt,) darauf bestehen wollen, daß dem ohngeachtet Lanfrancus erst unter Gregorius dem siebenden müsse geschrieben haben. Denn warum sollten sie ein elendes Einschiebsel noch länger vertheidigen wollen, da sie doch die Hauptsache, welche sie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müssen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung solcher unbedeutender Umstände um so viel hartnäckiger, je weniger man sich bloß geben will, daß man sie Anfangs, nicht so wohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erschleichenden Punkts von grösserer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf diesen Fall versiehet mich unser Manuscript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann Lanfrancus sein Buch erst unter Gregorius dem siebenden, geschrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieses Buches weit früher geschrieben ist? Hiervon aber fallen überall die unwidersprechlichsten Beweise in die Augen. Vors erste gedenkt Berengarius seines letzten Wiederrufs unter genanntem Pabste mit keinem Worte; er entschuldiget sich bloß wegen des ersten, zu dem man ihn, unter Nicolaus dem zweyten, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen so gänzlich mit Stillschweigen übergehen können, wenn er bereits geschehen gewesen wäre, wenn ihm Lanfrancus denselben so gar mit vorgeworfen hätte. Zweytens; Berengarius beruft sich namentlich mehr als einmal auf den Kardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der siebende, und Berengarius mußte dieses noch unter der Regierung Alexanders des zweyten schreiben. Drittens; Berengarius nennet den Lanfrancus selbst durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Bischof zu ertheilen, die gröbste Beleidigung gewesen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuscripte selbst verschiedene Stellen mitzutheilen, aus welchen diese Data erhellen. Itzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwischen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerst geschrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erstrer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verflossen seyn: denn so Schlag auf Schlag ließen sich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir sie itzt, im achtzehnten, geführt zu sehen gewohnt sind.

IV.

Wenn es Nugae sind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, so sind es doch Nugae aus der Klasse derer, quae seria ducunt: und das muß mich entschuldigen. Eine handgreiflich untergeschobene Stelle sey eine noch so klägliche Nichtswürdigkeit das, wozu man diese Stelle brauchen will, ist wenigstens keine Nichtswürdigkeit.

Denn übersehen Sie nur den ganzen Weg eines Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortschreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, schließt er, nicht untergeschoben ist, so hat Lanfrancus viel später geschrieben; hat er viel später geschrieben, so

kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehrt und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation bekehrt, ſo iſt es bloſſe Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner, ſo ſchloſſen höchſtens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: dieſe billigen dergleichen Fechterſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl: ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Partheygänger an die Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres als die Aufklärung und Berichtigung der geſamten Berengariſchen Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meynung des Berengarius, als die verſchiednen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bey allen ſeinen anſcheinenden Rückfällen fand: alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des Berengarius aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch vors erſte bey Seite zu ſetzen. Ich halte es für ſchicklicher, bey dem bloß Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stücke vorzulegen: als nehmlich 1) über die erſte Anklage des Berengarius bey dem Pabſte; 2) über die Zeit, wenn Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo dem neunten 1050 gehaltene Kirchenverſammlung; 4) über die Kirchenverſammlung zu Vercelli, des nehmlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des erſten, gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nicolaus dem zweyten, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrancus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibet ſich, wie bekannt, faſt einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſatz de *Berengarii* damnatione multiplici, Chifletius herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Kopiſte des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Wiederruf des Berengarius, unter Gregorius dem ſiebenden, kömmt, welchem er ſelbſt beygewohnet haben will. Da ich nun geſagt, daß Berengarius in unſerm Manuſcripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge: ſo können Sie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeygegangen ſeyn, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmlung wiederhohlen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte ſeines Gegners kömmt, Cur ergo scriptum hoc magis *Humberto* ascribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quae illud cum reverentia susceperunt? welche ſich bey dem Lanfrancus zu Ende des zweyten Kapitels in der Ausgabe des Dacherius auf der 283ſten Seite, befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen: aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und Theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, Theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bey dem Pabſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meynung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bey dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß Lanfrancus ſelbſt es weder leugnen wollen noch leugnen können, daß Er gewiſſer Maaßen dafür anzuſehen ſey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den Berengarius von ſich abzulehnen, und ſich, nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſetzlichen Ketzermachers, als vielmehr

eines bloß leidenden Werkzeugs erblicken zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabey bedienen wollen: ſo erzehlt er den Verlauf folgender Geſtalt. (*) „Berengarius, ſagt er, habe einen Brief über das Abendmahl an ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiednen Geiſtlichen in die Hände gerathen, welche ihn geleſen, und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem Berengarius, es ſey aus bloſſer Freundſchaft, oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus Reims, dahin nachgebracht worden. Der Papſt habe davon gehöret; und weil er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, ſo ſey der Brief öffentlich verleſen, und die darin geäuſſerte Meynung einmüthig verdammt worden; er ſelbſt aber habe, auf päbſtlichen Befehl, auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müſſen."

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll: ſo hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat, aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nehmlichen hält. (**) Er iſt ſo kurz, und jedes Wort deſſelben verdienet in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

(*) Tempore sancti *Leonis* Papae, delata est haeresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo praesideret, ac resideret secum non parva multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, jussum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legissent, et contra vsitatissimam Ecclesiae fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum sententias verbis exposuerunt. Itaque factum est, vt non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet tales litteras destinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quae a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Ioannem Scotum* extolleres, *Paschasium* damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctae Ecclesiae, quam tu privare sancta ejus communione fatagebas. Post haec praecepit Papa, vt ego surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem etc. *Cap. IV. p. 254. Edit. Dach.*

(**) In Notis et Observ. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIVS.

Pervenit ad me, Frater Lanfranc̃e, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo dissimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere tibi, immo haereticas habuisse sententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, praeproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo sategisti in scriptura diviña cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aspernanter aspicias quod dico Si haereticum habes Ioannem, cujus sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est haereticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, vt de caeteris taceam.

Dem Dacherius sind, in seiner Meynung von diesem Briefe, die gelehrtesten Männer der katholischen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye schloß so: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgelesen ward, ersahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beytrete, daß er den Paschasius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; diese drey Punkte sind auch aus gegenwärtigem Briefe zu ersehen; folglich ist dieser jener, und jener dieser. Coffartius billigte diesen Schluß, und bestätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Ascelinus, die freylich sehr entscheidend ist. (*) Ich übergebe den Du Pin, (**) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius stillschweigend billigen, indem sie dieselbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hiebey eine Schwierigkeit, die allerdings so groß ist, daß man sich wundern muß, wie sie von allen seinen Vorgängern hat können übersehen werden. Wenn nehmlich schon die vom De Roye und Coffartius angeführte Merkmale eintreffen, so ist doch noch ein anderes, und gerade das wichtigste Merkmal übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief schlechterdings nicht passen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des

(*) Conciliorum T. XII. p. 1430.
(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus selbst, soll entstanden seyn. Einen solchen Verdacht, sagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darinn gesagt wird, daß Lanfrancus der Meynung des Berengarius nicht gewesen, und daß er sie sogar als ketzerisch verworfen habe. Folglich, urtheilet Mabillon, müsse es ein anderer Brief gewesen seyn, welcher in dem Concilio verlesen worden; und dieses sey ohne Zweifel der frühere gewesen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden. (*)

Nun ist zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellet im geringsten nicht, daß Berengarius zweymal an ihn, während seiner Abwesenheit aus der Normandie, geschrieben habe: sondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, ist eben der, welcher von da nach Reims geschickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie solches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgestritten, sehr wohl zeiget. (**) Aber denn ohngeachtet bestehet der Einwurf des Mabillon in aller seiner Stärke: und entweder ist es nicht wahr, daß Lanfrancus selbst durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, ist nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon sich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erste ist natürlich. Wie hätte er die erste mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen seiner Kirche zu haben schuldig war? Der heilige Mann sagt es ja selbst, daß seine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie sollte nicht alles wahr seyn, was so ein heiliger Mann sagt?

Und dennoch ist es nicht wahr! Es war ein blosser Vorwand, den Lanfrancus zu brauchen beliebte; und Berengarius unterläßt nicht, diesen Vorwand in unserm Manuscripte geradezu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freylich war der vor uns liegende Brief

(*) Ante has literas *Berengarius* ad *Lanfrancum* alias, vt videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas praebuit. Hinc, vt sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipso, quam de *Lanfranco*, orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod praedictae epistolae convenire non potest, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de suo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Sacc. VI. Par. II. Praef.* §. 45.

(**) Hist. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

eben der, der in dem Concilio verlesen worden. Berengarius hatte ihn seiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den ersten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ohngeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon sagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bey dem Dacherius für den nehmlichen, und für so authentisch halten, als ob er aus den verlornen Blättern selbst genommen wäre. Eben das also, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, ist das, was ihn am allerkenntlichsten machen muß. Mabillon sagt, daß durch diesen Brief Lanfrancus selbst unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieses sagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich ist es gewiß, daß sie beide den einen und eben denselben meynen.

Hier sind die Stellen aus dem Manuscripte selbst, welche das gut machen werden, was ich gesagt habe. Es ist, wie Sie wissen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

»Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.«

Und nicht weit darauf:

»Saepius me de salsitate tua scriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, praeproperam contra Ioannem Scotum te tulisse sententiam, et vt de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam quod omnes, vt scribis, te fecisse approbabant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quae de me orta fuerat per scriptum illud.«

Ich fürchte nicht, aus diesen Stellen das geringste mehr geschlossen zu haben, als die dürren Worte besagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umstand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine so besondere Erörterung verdiene. Wenigstens fürchte ich dieses von

denen nicht, welche wissen, was für Kleinigkeiten es öfters sind, die gerade das meists Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entstehen können: so ist auch keiner daraus entstanden. Ist keiner daraus entstanden, und Lanfrancus versichert es dem ohngeachtet: so wissen wir nun schon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt seyn unter den Ketzermachern; und sie müssen sich sehr wohl dabey zu befinden glauben: denn so alt er ist, so üblich ist er unter ihnen noch. Immer wollen sie die grausamen Anklagen, durch welche sie ihres Nächsten Ehre und Wohlstand und Leben in die äusserste Gefahr setzen, für nichts als unumgängliche Selbstvertheidigung gehalten wissen. Ohne diese würden sie gern geschwiegen, es gern ihrem GOtt nur in der Stille geklagt haben, wie sehr seine heilige Wahrheit gekränkt und verlästert werde: aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, dessen Licht sie vor aller Welt leuchten zu lassen, so verbunden sind, wird darüber verdunkelt: nun müssen sie auftreten, und müssen reden, und müssen vor GOtt und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwerd verfolget zu werden, sie die Irrthümer ihres ihnen sonst so lieben Nächstens, ihres Bruders in Christo, finden.

Es wäre schlimm, wenn aus der folgenden Untersuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heucheley des Lanfrancus noch schwärzer und verhaßter erscheinen sollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenversammlung geschrieben, welche zu Reims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem Lanfrancus, welcher sich mit darauf befand, dahin nachgeschickt. Lediglich auf diesen Brief ward denn auch der Steller desselben, in dem nächstfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus sagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenversammlung vorgelegt worden, welches aus dem blossen Briefe nicht wohl geschehen können, und daher andere authentische Schriften sollte vorausgesetzen lassen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unserm Manuscripte antwortet, ist höchst merkwürdig; nehmlich:

»Quod sententiam meam scribis Vercellis in consessu illo expositam: dico de rei veritate et testimonio conscientiae meae, nullum eo tempore sententiam meam exposuisse, quia nec mihi eo tempore tanta perspicuitate constabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpessus nondum tam diligenti in scripturis consideratione sategeram.«

Was meynen Sie? Wenn wir einer so feyerlichen Versicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr ist, daß in dem Jahre 50 schlechterdings kein Mensch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er sie noch selbst nicht aufs reine gebracht hatte, weil er sich noch selbst um den Gegenstand derselben so genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die stehen, welche so zuverläßig wissen wollen, daß er weit früher angefangen habe, seine Ketzerey zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Bestechung Anhänger zu verschaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine besondere Neigung zur Heterodoxie schon als Schüler des Bischof Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der sterbende Fulbert ihn nicht vor seinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten gesehen. Wenn das geringste davon wahr wäre, so würde sein gewesener Mitschüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlassen haben, in seinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftstellern zu Folge, soll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander schreibt ausdrücklich: Saepe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi Praeceptor sanctissimus hortabatur ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, vt Adelmannus testatur in Epistola ad ipsum data. (*) Aber wie muß dieser Mann gelesen haben? Sie haben den Brief des Adelmanns gewiß aufmerksamer gelesen, und wissen, daß die Ermahnungen des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, seinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius ins besondere, gegolten. Hätten sie die geringste besondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: so würde, wie gesagt, Adelmann sicherlich sich dieses Vortheils gegen ihn da nicht

(*) Diss. select. ad Hist. Eccles. Saeculi XI et XII. prima, art. 4.

begeben haben, wo er ja wohl eines ganz besondern Eindruckes fähig gewesen wäre.

Auch bey dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch seine Ketzerey bereits im Jahre 1035 Unruhen soll erregt haben. Denn daß dieses falsch sey, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es ist nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius so blindlings nachschreiben können. (*)

Aber Pagi selbst nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerey des Berengarius zuerst ausgebrochen sey; und gründet sich deßfalls nicht sowohl auf die Zeugnisse verschiedener Geschichtschreiber, an deren Genauigkeit sich noch wohl zweifeln lieſſe, als vielmehr auf die mit diesen Zeugnissen übereinstimmende Berechnung, welche sich aus dem Briefe des Adelmanns anstellen läßt. Und diese ist es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern sich, daß man aus den Worten des Adelmanns, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, schliessen zu dürfen glaubet, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgestanden, als er seinen Brief an den Berengarius geschrieben. Sie erinnern sich, daß man als unstreitig annimmt, Bischof zu Brescia sey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freylich folgen, daß auch der Brief längestens in diesem Jahre, wo nicht noch vorher, geschrieben worden; und da es in demselben so gar heißt, daß bereits zwey Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen; so würde eben so unstreitig weiter folgen, daß Berengarius schon gegen 45 damit Aufsehen gemacht habe. Wäre nun aber dieses, wie würde es um seine Versicherung stehen, daß vor 50 keinem Menschen seine wahre Meynung bekannt gewesen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geschrieben haben, oder leichtsinnig genug gewesen seyn, eine Lehre zu behaupten, und auszubreiten, die er selbst noch nicht hinlänglich untersucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäussert haben, welche den blinden Anhängern des Paschasius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht sowohl seine eigene Meynung, als die Meynung des Scotus. Denn

(*) Hist. de l'Eglise T. I. p. 1396. §. 16.

so viel Uebergewicht als damals auch schon die Lehre des Paschasius mochte gewonnen haben: so war sie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frey stehen, sich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus selbst weiter nichts, als daß er, zu Folge dieser Freyheit, den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welchs die unsträflichsten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden sagen: „alles das, so befriedigend es auch immer seyn möge, könne doch nur für den Brief des Adelmanns befriedigen; aber diesen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelassen; beträchtliche Fragmente von dieser Antwort wären vorhanden; und diese Fragmente wenigstens widersprächen der angezogenen Versicherung ihres Verfassers, daß bis zur Kirchenversammlung zu Vercelli, sie selbst eingeschlossen, niemand von seiner Meynung hinlänglich unterrichtet gewesen; angesehen in diesen Fragmenten im geringsten nicht von der Meynung des Scotus, sondern von der eigenen Meynung des Berengarius die Rede sey, die er sowohl durch Schlüsse, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten suche."

Recht; Sie setzen nehmlich voraus — Doch ehe ich es vergesse. Es ist ohne Zweifel ein bloßes Versehen Ihres Setzers, oder Abschreibers, mein Freund, daß nurgedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlaufendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten sie nicht in bloßen Absätzen drucken lassen, sondern die Absätze selbst noch durch die Worte Idem infra von einander getrennet: und diese Worte sind es, welche ich ungern bey Ihnen vermisse. Nicht sowohl deswegen, weil man ohne sie nun leicht einen Zusammenhang suchen möchte, wo keiner seyn soll: als vielmehr deswegen, weil ohne sie dem Leser so leicht nun nicht eine Frage beyfallen kann, die nicht so ganz für die lange Weile seyn dürfte. Nehmlich die: das Manuscript, aus welchem Martene und Durand ihre erste Ausgabe besorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es diese Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum sagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir sie nicht ganz

daraus? Was für Recht hatten diese Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müssen uns solche Unterdrückungen bestärken? Ich habe diese unangenehme Saite schon einmal berühren müssen. (*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was sie so zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuscript, welches sie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gembloux mit verbrannt seyn. Aber wieder in das Gleiß. —

Sie setzen, sage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wisse, man in dem Dato der Antwort nicht eben sehr weit fehlen könne; daß also, wenn der Brief des Adelmanns vor 48 geschrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl schwerlich erst 50, und später, werde erfolgt seyn. Gleichwohl, so natürlich diese Voraussetzung ist, so muß sie doch hier einem unstreitigern Beweise nachstehen. Der Brief des Adelmannes mag geschrieben seyn, wenn er will: die Antwort des Berengarius ist gewiß erst nachher geschrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieses ist aus den Worten unwidersprechlich: Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo insanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel absumptionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf solche Weise, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geschrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie sehr abgeneigt Lanfrancus von der bessern Meynung des Scotus sey? Hatte er aber jenen Brief bereits geschrieben: so ist seine Antwort an den Adelmann auch zuverläßig später, als die Kirchenversammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammte, von der, wie er versichert, noch kein Mensch wissen konnte, ob es seine Meynung sey, oder nicht. Nur durch diese, und die kurz vorhergegangene Römische Kirchenversammlung, lernte Berengarius selbst den Lanfrancus erst recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr sey, was ihm Ingelrannus aus Chartres von dessen Gesinnungen erzehlt hatte: so wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödsinnigen, rasenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

(*) In dem zweyten Briefe, S. 333.

Ob nun aus dem so bestimmten spätern Dato dieser Antwort, auch auf das spätere Datum des Briefes selbst, müsse zurückgeschlossen werden, will ich nicht zu entscheiden suchen. Gesetzt, es müßte; so würde höchstens nur das Jahr, wenn Adelmann Bischof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geschrieben haben, ist so viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihm auch wohl sodann noch sancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie selbst für den Zusatz eines Abschreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der sicherlich nach den ersten Kirchenversammlungen geschrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und so, dächte ich, wäre die Versicherung des Berengarius, von welcher die Rede ist, gegen alle ihr entgegenstehende Behauptungen gerettet. Nun setze ich noch einen positiven Umstand hinzu, der es schlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius schon vor 50 als ein Ketzer bekannt gewesen.

Nehmlich; wenn es nicht wahr ist, was Berengarius von sich versichert, daß die Kirchenversammlung zu Vercelli von seiner Meynung über das Abendmahl nichts wissen können, weil er noch selbst keine gehabt, die er sein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr ist, daß schon lange vorher der Ruf von seiner Ketzerey sich nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien, und sogar in Deutschland, wie Adelmann sagt, verbreitet: wie kam es, daß sie auf keiner frühern Kirchenversammlung gerüget ward? Wie kam es, daß besonders auf der zu Reims, bey welcher Leo der neunte selbst zugegen war, ihrer nicht im geringsten gedacht ward? Man sage nicht, daß die mit andern Dingen beschäftiget gewesen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus, die Rede seyn sollen; und bey Anführung der von ihr gefaßten Schlüsse heißt es wiederum: Et quia novi Haeretici in Gallicanis partibus emerserant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut quodlibet defensionis patrocinium illis impenderent. (*) Es hat auch an Gelehrten, der Römischen Kirche

(*) Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1002 et 1007.

ſelbſt, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchlieſſend das Still-ſchweigen dieſer Kirchenverſammlung zu Reims ſey. Boulaus iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabey nur zu ſehr anſieht.(*) Cum in actis, ſagt er, concilii Remensis nulla videatur facta fuisse mentio Berengarii, credibile est tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodisse, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa Quaestio publice moveretur, plurimus inveniret fautores praesertim in Francia, vbi Disciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, ſie möchte nun zu billigen ſeyn oder nicht, widerſpricht Lanfrancus ſelbſt, wenn er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Ketzerey des Berengarius erſt nach der Kirchenverſammlung zu Reims dem Pabſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. Leo wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen: ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehöret, und das erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereyen, deren keine eigentlich benennet wird, die Ketzerey des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müſſen: ſo hätte ſie doch namentlich müſſen verdammt ſeyn; und auch dann hätte Lanfrancus nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den Päbſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit darzu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus ſelbſt verdächtig werden können: eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nehmliche Brief das erſte und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte und einzige Schrift, in welcher nichts beſtimmet wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſtolzen Entſcheidungen gewarnet wird; — gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift, ſo hämiſch zu einer

(*) Hist. Univers. Paris. T. I. p. 446.

förmlichen Anklage zu machen? o heiliger Lanfrancus, wenn du dir das erlauben konnteſt, — bitte für mich nicht!

Das wär es denn auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlet hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nehmlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheyrathet hatte, und darüber mit ſamt ſeinem Lande in den Päbſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronike von Bec hatte, ohne Zweifel, den De Roye verführt. Aber ſchon Dubois, (*) und nachher Coſſartius, (**) haben ihn deßfalls widerlegt; und es iſt unleugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem zweyten ſich ereignet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweyte Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweyten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, bloß um wieder zurückreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaſſung

(*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, astitit. Nondum ille Becrensis Abbas erat, qua vero occasione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniae causa perexisse Romam certum est, cum ea causa non ad Leonem IX, sed ad Nicolaum PP. pertinoat. *Dubois Hist. Eccl. Paris. T. I p. 670.*

(**) Coleti Conciliorum T. XI. p. 1426.

erhaſcht, die ihm ſo glücklich und ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. (*) „Der Brief des Berengarius, ſagt er, wurde nach der Normandie geſchickt, wo er aber den „Lanfrancus nicht fand. Lanfrancus hatte ſich auf das Concilium „nach Reims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049, unter „dem eigenen Vorſitze Pabſt Leo des neunten, gefeyert war. Dieſes „*iſt ein Factum, welches allen Geſchichtſchreibern des* Lanfrancus *eit-* „*wiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich aus dem folget, was* Lanfrancus „ſelbſt in dem dreyzehnten ſeiner Briefe erzehlt. Er berichtet uns darinn „ausdrücklich, daß er ſich in dem Gefolge dieſes Pabſtes befunden, als „er auf ſeiner Rückreiſe durch Lothringen die Kirche zu *Remiremont* „eingeweyhet. Und ſeht, (voilà!) das war die wahre Urſache ſeiner „erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen Augenblick unbekannt ge- „blieben."

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchrute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er er gereiſet iſt? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich

(*) Hist. litt. de la Fr. T. VIII, p. 263.

entschlossen, seine Anklage auf diesen Brief zu gründen; er sey damit nach Reims auf das Concilium gereiset, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es sey nun, weil er unter der daselbst versammelten Geistlichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paschasius hielten, oder weil ihm Berengarius selbst noch zu nahe war, zu geschwind selbst bey der Hand seyn könnte, sich mündlich zu vertheidigen; er sey also von Reims dem Pabste nachgefolgt, in der Versicherung, mit einem Pabste eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief sich nachbringen lassen, mit allerley darüber ausgesprengten ihm selbst nachtheiligen Auslegungen: er selbst habe unter der Hand zu Rom über diesen Brief des Redens und des Aergernisses so viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabst davon gehöret, bis der Pabst ihm selbst eine Erklärung darüber abgefodert, und so die erste Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieses annähmen? Wäre es denn so etwas ganz unerhörtes, daß der zuerst Feuer geruffen, welcher das Feuer selbst angelegt? Und was darf man sich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich diesen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unserm Manuscripte belegen werde. Dergleichen hätten müssen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzustellen, welcher hier noch wohl glaubwürdiger ist, als Berengarius selbst. Es ist der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Crispinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nehmlichen Kloster zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt sich, in welcher Absicht Lanfrancus das erstemal nach Rom gereiset; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch schon seinen Biographen darüber vernommen? Oder soll das Zeugniß desselben nichts gelten? Hat dieses Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was sagt Milo Crispinus? (*) Lanfrancus iterum Romanum Papam addiit, nehmlich in obgedachter Angelegenheit seines Herzoges, jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet. Kann etwas ausdrücklicher gesagt werden? Romam

(*) Cap. III. p. 5. Edit. Dach.

peteret causa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheinet Milo Criſpinus ſich zu widerſprechen, wenn er von eben derſelben erſten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſeyn kann, eine vollſtändige Enunciation, welche es nicht ſeyn kann, Lügen ſtrafen? Und wenn es ſich auch von dem Criſpinus ſelbſt herſchriebe: ſo könnte es doch für weiter nichts, als eine unſchickliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr, ſo viel möglich, nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzehlen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronike von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roye verführt habe. Sie lautet ſo: (*) Quapropter (nehmlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem Päbſtlichen Banne zu befreyen) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus esset occasione cujusdam haeretici Berengarii:* et tunc praesidebat Leo octavus: et etiam vt ageret pro Duce Normannorum et vxore ejus. Igitur locutus est cum Papa Nicolao, et ostendit quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat etc. Handgreiflicher Unſinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweyer Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheiſſen, quam jam adierat semel occasione haeretici Berengarii, oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie itzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus esset occasione Berengarii anders verſtehen, als „Er reiſete in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereiſet ſeyn würde?

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den Berengarius

(*) Edit. Duch. p. 32.

der Ketzerey anzuklagen. Setzen Sie dieſes aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bey Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es ſey, daß es der bloſſe Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabſt brachte; es ſey, daß Lanfrancus wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten ſich gemüßiget ſahe: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, ſondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hägte, ohne die geringſte Abmahnung, in den Bann that? Hätte dieſes Lanfrancus zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, ſich darwider zu ſetzen, als er? Wem würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, wenn er ſich darwider geſetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, darzu mochte der Pabſt immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worin Scotus dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie wenig Berengarius von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtütze, als bey dem Scotus ſich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Beläge waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus ſey. Wohl, ſo konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommuniciret! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn, wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn: ſo konnten nur die vors erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können sich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unserm Manuscripte die bittersten Klagen über diese schreyende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

»Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegae sancto illi tuo Leoni notam praecipitationis affligis. Injustum enim esse praescribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus, *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Augustinus in libro de Verbo-Domini, *injusta vincula solvit justitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipsa hac,* inquit, *ligandi ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suae voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accersisset, donec certum fieret, vtrum praesentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, vt re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quaenam ego communi fidei adversa sentirem vbi indignum te facis, vt jam dixi non semel, quod communem fidem communem dicis erro rem. Expectantum inquam fuerat, vt per me verbis audiretur aut scriptis, quae ego in Johanne Scoto approbarem, quae in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem.«

Doch wer kann sich alles das nicht selbst denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abschreiben, welche den Charakter Leo des neunten näher kennen lehrt. Denn freylich spielte der Pabst hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus selbst. Wenn Lanfrancus hämtückisch genug war, eine so ungerechte Verdammung, so viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabst seyn, daß sie ergehen ließ? Gerade so einer, wie er dazu nöthig war: menschengefällig, leichtsinnig, ungewiß mit sich selbst, jedem Winde auf ihn stossender Meynungen und Rathschläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn so zeiget, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von diesem ohnedem genug zu sagen habe, und sie eben sowohl der Schlüssel von dem Concilio zu Rom ist: so will ich sie hier einrücken. Machen Sie sich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu lesen, wovon die Geschichtschreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus ist stolz auf den allgemeinen Beyfall, welchen sein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

»Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, Nobilium Papiae cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Dei suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a Nepote sponsae praereptae injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum saepe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quae pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium conventu, saltim tunc a non animadvertenda tanta Apostolicus prohiberetur injuria. Spe ista ductus, conventui illi Vercellico Papiensis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expostulandam injuriam suam zelum facile comparavit. Sed quanti istud? Apostolicus apud adulterum Vercellensem illum hospitium accepit, regalibus adulteri sumptibus per dies non paucos ex ceptus est, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papiensis pro illata sibi a Nepote injuria, foris, intus, in ecclesia, in confessibus omnia tentaret, omnibus, si forte apud Apostolicum pro tanto adulterio obtineret, molestus esse non desisteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus causa remansit. Nihilominus Papa idem, cum fuisset a quibusdam admonitus, quod faceret contra ecclesiasticas rationes, reordinare Episcopos et Presbyteros in Vercellensi illo concilio, a regia illa sua sede consurgens, omnes qui circum sedebant in medio positus postulavit, Dominum pro eo, quod reordinasset, ut sibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: sed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinae, paucis post diebus excursis, manifestissimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti sunt hi, quorum consilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cessisset; in errorem rediit, atque post ad voluntatem eorum, qui Romae

fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Episcopum Redonensem, *Magnum* nomine, Episcopum Lemovicensem incertum[1], cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Redonensem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inserui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romae gestum fuit, ipsi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate scripsisse. Nec de Papa illo Leono maledicendi voto haec refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei possidebunt;* sed vt probabilius fiat eis, qui haec forte legerint, quod tanti facit illum Papam scriptum tuum, non de rei veritate, sed de mea tibi calumnia processisse. —

Es ſind zwey verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Pabſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaaler, leerer, veränderlicher Mann er geweſen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrift das Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli, und der zweyte die Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung ſey, was Berengarius hier von ihm erzehlt, davon gewähret Hermannus Contractus die Verſicherung, bey welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Post Pascha item Dominus Papa Leo synodum Romae collegit, vbi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponsa, admissum, et perjuria perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit. Das Verbrechen iſt bey beiden das nehmliche; und auch das, was ſie von dem Betragen des Papſtes ſagen, kann ſehr wohl bey einander beſtehen. Berengarius ſagt weiter nichts, als daß der Pabſt, während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli, ſeinem ſtrafbaren, aber freygebigem und prächtigem Wirthe durch die Finger geſehen; Hermannus hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht

[1] »Merium.« C. A. Schmid.

worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Gnade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheinet, und Berengarius alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man, nur aus dem Hermannus, wiſſen konnte, das findet man bey dem Ughellus folgender Maaſſen erzehlt: (*) Cum sequenti anno Romae idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum; verum latae sententiae certiorem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluisse. Wenn Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfnen Verbrechen, verwandeln können? Zwar freylich, es war ein Italieniſcher Biſchof: und wer wird in einer Italia sacra ſo etwas auf einen Italieniſchen Biſchof kommen laſſen?

Was es für Bewandniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuren. Dabey fragte ſich nehmlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens dem zweyten war die Sache dahin entſchieden worden: Vt quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suae tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum poenitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret. (**) Aber unter Leo dem neunten kam ſie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzehlung des Berengarius ſehen Sie, wie ſchlecht Sc. untrügliche Heiligkeit ſich dabey zu nehmen wußte.

(*) Italia sac. T. IV. p. 775.
(**) *Pet. Damiani* Gratissimus cap. 35.

Petrus Damiani, darf man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch, Gratissimus, den Zwiſt beylegen. Sie kennen dieſes Buch: aber wenn Sie darinn geleſen, (*) quod crescente fluctuationis ambiguo eâtenus sit processum, vt nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſe als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meynung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedem weiß, daß Leo der neunte nicht immer die beſte Meynung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget. (**) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen. (***) Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloſſe Nachſicht gegen die Irrenden, wenn man ſich Ihnen durch die That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut, daß Berengarius ſeine Erzehlung nur auch mit Umſtänden beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falſch, oder nicht ſattſam unterrichtet geweſen. Er nennet ſie mit Namen, die der Pabſt, uneingedenk ſeines wenigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von Rennes, Namens Mainus. Es muß der nehmliche ſeyn, welcher bey den Sammarthanis (†) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweyte war ein Biſchof von Limoges, deſſen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte,

(*) Praef ad Heinricum p. 423. Edit. Lugd. 1623.

(**) Epistolarum ad summos Pontf. III.

(***) *Ad annum 1052.* Non id quidem factum insciitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesiae filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro praecidere quod erat infirmum.

(†) Gallia Christ. T. III. p. 922.

deſſen Zuname aber Capreolus war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl Iterius, oder Hicterius geweſen ſeyn, aus der Familie der Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte ſeyn, daß ſelbſt aus dem Hicterius oder Icterius, das man für ſtößig genommen, der Zuname Capreolus entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateiniſch Rotonum oder Regidonum heißt: Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pireneus, und bey dem Sammarthanis (*) findet man ihn Permeſius geſchrieben.

Ich will mich bey Dingen, die auſſer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier bloß um den Character des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein groſſes zunehmen werde.

Basnage meinet, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemands Nachtheil gereichet, und nun ſehen, wie trefflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus iſt wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilio zu Vercelli entlehnen müſſen. Und wie lauten dieſe? — Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſeine eignen Worte ins Gedächtniß faſſen, weil ſich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deshalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, (**) declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero praecepto ac precibus praefati Pontificis vsque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant,

(*) T. IV. p. 179.
(**) S. 288. in der Note.

Ioannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua exposita est, atque damnata, fides sanctae Ecclesiae, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discessit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam praesentiam exhibuit, seu quae per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beyſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt ohnſtreitig dieſes, daß Berengarius dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchlieſſen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte: ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu fodern. Kein Geiſtlicher bey uns hat nöthig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo

nicht allein, sondern selbst ansehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu stellen." Es versteht sich, daß es die Vorrechte der Französischen Kirche sind, auf die sich Berengarius hiebey bezieht, und über die man schon damals alle Ursache hatte, so eifersüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings schon ein grosser Eingriff in diese Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher sich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuschreiben, und in Person demselben vorzusitzen, ohne sich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben sehr Unrecht, es bloß einem bösen Gewissen beyzumessen, warum sowohl verschiedene vornehme Layen, als verschiedene von den ersten Geistlichen, dem Könige riethen, dieses Concilium zu hintertreiben. Ein böses Gewissen kann bey einigen derselben der Antrieb gewesen seyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König selbst mußte doch wohl andere Befugnisse haben, den Rath anzunehmen. Daß sich der Pabst an die Vorstellungen des Königes, das Concilium wenigstens aufzuschieben, nicht kehrte, war um so viel schlimmer; und der darauf folgende zweyte Verstoß, den er sich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugsam, daß er überhaupt die Freyheiten der Gallischen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbesondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bey dem Pithou und seinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich fest gesetzet, und durch historische Beyspiele, aus spätern und neuern Zeiten, bestätiget finden: (*) so daß ich mich nicht genugsam verwundern kann, wie sogar keinem einzigen Schriftsteller, meines Wissens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabst gehabt, einen Französischen Geistlichen aus seiner Provinz, aus seinem Lande, in ein fremdes Land vor sich zu fodern? und ob denn dieser so ungebührlich citirte Geistliche nothwendig erscheinen müssen? ob er wohl erscheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburth, an alles das nicht dachte, oder wenigstens nicht that, als ob sich daran denken lassen könne, ist mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzosen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus diesem Gesichtspunkte zu rechtfertigen, wenigstens als verzeihlich vorzustellen, das läßt sich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abscheu gegen

(*) de l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

Ketzer und Ketzerey erklären. Mag doch das eine, und das andere verdammt seyn, wie es will: wenn es denn nur verdammt ist!

Und das war das erste, wovon ich gesagt, daß es den Berengarius entschuldigen könnte. Doch der rechtschafne Mann braucht nicht immer die Entschuldigung, die er brauchen könnte; besonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Gesellschaft zustehen, wenn er durch diese Entäusserung Wahrheit und Tugend befördern kann. In solchen Angelegenheiten ist ihm jeder Richter sein Richter, sobald er sich, ohne Vorurtheil von ihm gehöret zu werden, versprechen darf.

Man kann wohl nicht sagen, daß sich dieses auch Berengarius ganz gewiß zu versprechen hatte: gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu lassen. Nichts konnte ihn zwingen, sich vor einen Pabst zu stellen, wenn es auch ein noch so würdiger gewesen wäre: alles widerrieth ihm, sich vor einen zu stellen, der ihn ungehört schon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren sich der, welcher sie bekleidete, verlustig gemacht hatte: er wollte sich stellen. Nur vor sich selbst durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs selbst. Er macht sich auf, diese zu suchen; er kömmt nach Paris; und — Was meynen Sie, daß ihm geschieht? Sie meynen, daß ihm der König eine dem Ansehen seiner Kirche so nachtheilige, dem Berengarius selbst so gefährliche Erlaubniß versagte? So mitleidig grausam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur itzt heissen, sich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erschleichen liessen! Rathen Sie besser. — Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen; und wird alles des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerschwinglichen Geldbusse belegt; und wird so lange fest gehalten, bis das Concilium zu Vercelli verstrichen ist. — Der ungehorsame, lichtscheue Ketzer, daß er dem ohngeachtet nicht auf dieses, zu seiner Besserung lediglich angestellte, Concilium kam!

Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie diese Auflösung sich wohl träumen lassen? — Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum schickte Berengarius gleichwohl zwey Männer dahin, die seine Lehre für ihn vortragen und

vertheidigen ſollten? Er hätte dieſes Geſchäft ſchlechterdings ſich ſelbſt vorbehalten, und vor itzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen ſollen.“

Das iſt ſehr wahr. Dieſe zwey Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, ſeine Lehre zu vertreten. Die Sache war ſo. Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, ſchickte die Kirche des heiligen Martinus, an welcher er ſtand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabſt nach Vercelli, um ihn zu bitten, ſein Anſehn bey dem Könige zum Beſten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff geweſen ſey, ihm zu gehorchen, und auf eine ſo grauſame Art daran verhindert worden. Dieſen Abgeſchickten begleitete ein Freund, wie es ſcheinet, aus bloſſer Neugierde: und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, auſſer dem Auftrage, entfielen, wodurch ſie ſich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür ergieng, ſcheinet Lanfrancus mit Fleiß in einen zweydeutigen Ausdruck verſteckt zu haben; wenigſtens iſt es gewiß, daß er nicht immer gehörig verſtanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius ſelbſt reden zu laſſen? Leſen Sie, leſen Sie: das ſchlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergeſſen.

»Ad eam Synodum vocatum me non venisse scripsisti, quod scribens manifestam item fecisti malitiae tuae calumniam, magnopere contendens omnes, qui scriptum legissent tuum, a veritate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxima nihilominus Papae illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate aversionem suam. Pervenerat enim ad me, praecepisse Leonem illum, vt ego Vercellensi illi conventui, in quo tamen nullam Papae debebam obedientiam, non deessem. Dissuaserant secundum ecclesiastica jura, secundum quae nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus est, Personae ecclesiasticae; dissuaserant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore susceperam, et vt irem securius ad Regem Franciae, Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate,

nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Ierusalem descendere in Iericho, sed ab Iericho in Ierusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui si non mihi, apostolicae saltim sedi, ad quam iussus contendebam, dare debuit gloriam, vt si non pro me, saltim pro Apostolica dignitate, quantus posset, exsurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauserat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianae animadversionis exsereret. Haereticum me potius voce sacrilega, (non enim, miseratione divina, veridica; verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega) in conventu illo Vercellensi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim, »ad quam tu vocatus non venisti:« sed vocari secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanae Ecclesiae non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere, *ad quam tu vocatus non venisti,* quia historia haec etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniae potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficiet. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiae, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in *Ticinum,* quod opinabaris, dares, vt te in *Padum* demergeres. Iohannis Scoti librum lectum scribis in audientia omnium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad haec satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam vt semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, *scrutamini scripturas,* cumque poeticum illud, *haec decies repetita placebit,* pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiae

tuae Petro, Romanae Ecclesiae Diaconò, et praecipitante sententiam, ut diceret, *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus, *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Dei; in signis diversa sunt, in re quae significatur paria:* et illud in Psalmo 111. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit:* non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quae nunquam fuit, rei nondum exhibitae praenunciatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitae commonefactoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime scripseris, *de diversis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguae ad Vercellicum tumultum illum convenerint. (*) — — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in consessu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de concilii Vercellensis diligentia potest quam plurimum aestimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto: nullum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Vercellis expositam scribis atque damnatam, affuisse illi consessui Vercellensi. Fides, inquis, Ecclesiae: nec dubitas ineptorum turbas Ecclesiam nominare. contra quod summa mihi non deest auctoritas ejus, qui dicit, *finite illos, cocci sunt duces coecorum;* Apostoli etiam, qui dicit, *si nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema sit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuisse scripsisti: nec mirandum vsque eo, si alius minoris quam tu sis eruditionis tantam ab invidia sua et odio sibi sumeret libertatem mentiendi. Mihi in scripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura de ipsum, Medice.* Qui in me istud reprehendas, sed calumniose, Domini misericordia, tanta mentiri, scripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime susceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Ecclesia b. Martini, convictor et discipulus gloriosae

(*) Hierzwischen fehlen die Worte, die ich oben S. 298. angeführt habe.

memoriae Gazonis, Leodicensis Episcopi, juvenis non parvae eruditionis, plurimae probitatis atque honestatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis sui Rex, ille Franciae, totius regiae dignitatis oblitus, carcerandum dedisset cuidam adulescentulo suo, (qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, consilio communi ad Leonem illum misit Vercellas, si forte infortunio meo compatiens, christiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum esset in conventu illo Vercellensi, et quidam interrogatus a Papa responderet ad interrogata quod respondendum putavit, visum est illi, sicut mihi ipse narravit, dare illum sententiam, quod essem haereticus; quo viso perturbatissimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Ecclesia b. Martini missum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conscindi, nobili permotus zelo non tacuit, similiter posse conscindi librum aliquem praeproperanter b. Augustini, non adhibita mora et lima, vtrum conscindendus esset, sufficientis considerationis. Ita factum est, vt juberet Leo ille vtrumque teneri, non tamen, vt ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, vt illis aliquid injuriae fieret aut molestiae, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.* Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit; non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti. — —

Lassen Sie sich von Ihrem Erstaunen durch eine und die andere Anmerkung zerstreuen, die unter dem und jenem besondern Orte dieser Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erscheinet.

1. Berengarius nennt den König, den Abt seiner Kirche: Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem. Es könnte dieses auch wohl einem Leser auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche seines Reiches stehet, sonst nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit sagen

misit *Vercellis*. C. A. Schmid.

wollen, als in spätern Zeiten der Erzbischof von Reims, Ursinus, wenn er Carl den siebenden, den ersten Geistlichen und Prälaten der Französischen Kirche nannte. (*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt ist, das ist er ja wohl um so viel mehr in Ansehung einer jeden einzeln Kirche insbesondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem adulescentulo des Königs spricht, bey dem er in Verhaft gewesen, und hinzu setzt: qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere. (Bey ihm steht öfter erat, wo es vielmehr esset heissen sollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der erste von dieser Seite der Sitten bey den Geschichtschreibern in übelm Rufe wäre; es sey denn, daß man das Beywort mollis, welches ihm der Bischof Odolricus in einem Schreiben an den Bischof Fulbert, unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, (**) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani seinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um diese Zeit geschrieben: und wenn dieses Laster unter der Geistlichkeit damals so sehr eingerissen war, warum sollte man sich wundern, es auch bey vornehmen Layen, und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanae Ecclesiae Diaconus, von welchem Berengarius sagt, daß er dem Lanfrancus beygefallen, kann kein andrer, als der nur gedachte Petrus Damiani seyn, dessen grobe Begriffe von der Gegenwart Christi in dem Abendmahle Sie ohnedem aus seinen Schriften kennen werden. Die Erzehlungen, die er von der sichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder sich aufheften lassen, sind so ärgerlich, als eckel. (***) Was wir aber ganz neues aus seiner Erwähnung bey dem Berengarius lernen, ist dieses, daß er bey dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig gewesen, und schon in der Würde eines Diaconus der Römischen Kirche gegenwärtig gewesen. Dieses wußte keiner seiner Lebensbeschreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der neunte ihn vom blossen Abte eines geringen Klosters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bey dem Buläus, (†) daß De Roye (denn das

(*) *Dupuy* sur le Traité de Pithou, p. 33.

(**) T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

(***) De miraculosis parentelinibus, p. 682. Operum Edit. Lugd.

(†) *Hist. Univers. Paris. T. I. p. 423.* Misit vero tantum *(Berengarius)* illuc duos

Werk des De Roye ſelbſt, habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaſſen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheiſſen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaſſet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitcanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bey den Sammarthanis Vazo geſchrieben wird. Der andre hieß Stephanus, und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt Lanfrancus, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt: und ich habe im Vorbeygehen bemerkt, daß nicht alle den ganzen Sinn dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage (*) überſetzt ſie bloß durch: ils se trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre. Sondern ſelbſt Du Pin (**) giebt ſie ſchlecht weg durch: ils voulurent entreprendre sa defense, mais ils n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils se trouverent embarrassés, et réduits à garder le silence. Ohne Zweifel konnten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtige ins Gefängniß werffen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtiger ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt? Und wer konnte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſammlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloſſer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? ——

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bey dem zeigen, was ich

clericos, quos Franciscus De Roye in eius vita suspicatur fuisse Frevaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.

(*) Hist. de l'Eglise, Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

5. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn GOtt will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius auf Befehl Heinrichs des erſten, ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chiflet, gedenken dieſer Kirchenverſammlung mit einer Sylbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; außer daß Baronius, aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich, ſchlieſſen wollte, ſie müſſe im Werke geweſen ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Christi, den Dacherius im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus, zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten Berengariſchen Unruhen beygefügt, und der Erzehler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus, Abt von Troarn, genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläßige Quelle in der Geſchichte der Ketzerey des Berengarius.

Eine ſehr zuverläßige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederhohlt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger, als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus Hiſtoriſches von dem Berengarius beybringt, iſt erlogen; und freylich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bey Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius (*) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kann er es nicht überall in Abrede ſeyn, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt, (**) und erwegen Sie folgende Punkte.

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſammlung, bald nach der zu Vercelli, im Monat October des nehmlichen Jahres, ſeyn gehalten worden, welches

(*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

(**) Cum autem tanti mali fama crebresceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam serperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, concilium Parisiis cogi decimo septimo Kalendas Novembris praecepit, *ac praefatum Berengarium*, vt aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transiret, *interesse tantorum coelui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus praesulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus *Berengarius* malae conscientiae perculsus terrore, vt jussus erat eo venire distulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavensi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote tanti viri credulus et ipse noscebatur involvi. Interea Praesul Aurelianensis quosdam apices in scheda haud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et praecipiat, inquit, vestra Sanctitas, has litteras a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quae continebantur in eis, praeparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis instrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequissima sordebat haeresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quae damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discessum est, ea conditione, vt nisi resipiscerent ejusmodi perversitatis auctor, cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum praeeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quaesiti, vbicumque convenissent eo vsque obsiderentur, donec aut consentirent Catholicae fidei, aut mortis poenas luituri caperentur. — *Editionis Dach. in operibus Lanfranci, p. 10[illegible].*

das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn sonst für einen sehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier sein Gedächtniß müsse einen Streich gespielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, sondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen sey. Ich will auch nicht fragen, wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Pabste selbst verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch schon Coffartius hat diese Frage berührt, und sie so gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein schlechtester Bescheid darauf, causae subesse potuerunt, quas ignoramus, soll mir begnügen. Nur hätte Durandus sonst keinen Umstand müssen einfliessen lassen, von dessen Ungrund wir nunmehr überzeugt sind. Er versichert nehmlich, Berengarius selbst sey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht seines bösen Gewissens nicht erschienen. Wie? Wissen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, so mußte es damals ja wohl schon ausgeschrieben seyn? War man wohl so thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu lassen, in Hoffnung, daß er gehorsam genug seyn werde, sich wieder einzustellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müssen, daß Berengarius dabey zugegen gewesen wäre. So würde sich dieses doch nun mit der eigenen Erzehlung des Berengarius besser reimen, und die, bey denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch sagen, es sey blosse Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine so unrechtliche Procedur verwandele.

Ein anderer Umstand, dessen völlige Widerlegung ebenfalls aus unserm Manuscripte herzuhohlen, ist dieser, daß es der Bischof von Orleans gewesen seyn soll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die strafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Bischof von sich selbst bekennen läßt, daß er nehmlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem sich die Ketzereyen desselben zeigen sollte, mit Gewalt rauben lassen. Der Bischof ist ganz gewiß unschuldig; und der Erzehler mochte wohl eher, als der Bischof,

einer ſolchen frommen Straßenräuberey fähig ſeyn. Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheiſſen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055. bey dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: ſo könnte auch dieſer kein anderer, als der nehmliche Iſambardus geweſen ſeyn. Nun aber berichtet von dieſem uns Berengarius ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns Durandus von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzehlt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Iſambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerey deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirket; wäre dieſer Verdammung beygetreten: und wenig Jahre nachher ſollte eben dieſer Iſambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, weſſen man den Berengarius beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtücke man ihn des Beſchuldigten überführen könnte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt Durandus, und dieſes ſagt Berengarius ſelbſt; und wenn ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Denn, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und eben derſelbe Mann: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius?

* Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Jetzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müſſen ergehen laſſen, und auf welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte, (*) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlauffen müſſen. Er fängt an; Quia facile vobis factum esse cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiae, atque Christianitatis

(*) Spicilegii T. II. p. 105.

reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum exsolvit. Si autem non facit, me tamen praesto, nihilominus habet in eo und servire regiae majestati, ut satisfaciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Ioannem, injustissime nihilominus assertum Paschasium in concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosae memoriae Fulberti Episcopi — u. s. w. Daß dieser Brief, sagen die Sammler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſammlung zu Vercelli geſchrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſammlung zu Paris geſchrieben ſeyn; denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſammlung, nach ſeiner Meynung, zugefügt worden? (*) Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloſſen Verdammung ſeiner Lehrſätze könnte beſtanden haben, ſo wollen einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Canonicats bey St. Martini zu Tours entzogen. (**) — Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchlieſſen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe ſeines Königes, mit der er ihn, zu Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit? Abgeſprochene Einkünfte wären hiernächſt ja wohl, mehr nur lucrum cessans, als damnum illatum. Doch es ſey, daß wer ſich beeinträchtiget fühlet, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter:

(*) Data est *(Epistola Berengarii ad Ricardum)* post concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil. T. VI. P. I. p. 1024.*

(**) Comme le Roi étoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'ôter à Berenger le revenu qu'il étoit en qualité de Chanoine de cette Eglise. *Fleury Hist. Eccles. T. XII. p. 541.*

wenn dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigner Verſicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden; warum hätte ſich denn Berengarius nicht auf dieſe letztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung berufen? warum hätte er es denn gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bey welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſeyn konnte, erweiſen wollen, daß dem Scotus Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſitz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit angehöret haben konnte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man ſich jemals bey dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen können, ſondern nothwendig hätte erwähnen müſſen, wenn das geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt denn nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tyranniſche Verfahren des Königs gegen den Berengarius, ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt, (*) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müſſen ſich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſet: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire, neque tam

(*) Oben Seite 319.

sit pro illis concilium advocandum, quam de illorum supplicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er diesen Ausspruch befolgte?

Denn ohngeachtet soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von diesem abscheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeschoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geschmiedet, in der Absicht, das grausame Verfahren des Königes einigermaßen zu entschuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieses zu vermuthen, von den schlechtesten sind: aber, auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bey meiner Eil, auch nichts zu überhüpfen scheine: nur noch dieß einzige Wort. — Wenn an dem Concilio zu Paris so viel als nichts ist, was kann wohl an einer gewissen Versammlung zu Brione seyn, welcher Berengarius selbst beygewohnet haben soll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugnisse des Durandus beruhet? Zuverläßig, noch weniger als nichts. Denn diese soll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli seyn gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine so unnöthige Excursion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja schon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bey Seite also itzt mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nehmlich

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus versichert zwar, daß Leo der neunte auch auf mehrern Kirchenversammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erkläret und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bey andern Scribenten ist bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles stille. In diesem müßte dafür die Flamme um so viel stärker wieder ausgebrochen seyn. Denn ausser dem zu Tours, sollen nicht weniger als noch drey Concilia, in eben diesem Jahre, samt und sonders wider den Berengarius, seyn gehalten worden. Ich verspreche Ihnen, daß sie genau wissen sollen, woran Sie mit allen vieren sind, sobald Sie das zu Tours besser kennen werden.

Und was ſagt Lanfrancus von dieſem? Quae Sententia, nehmlich die von Leo dem neunten wider den Berengarius geſprochene, non effugit successorem quoque suum foelicis Memoriae, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re seu caeteris ipse statuit, statuive praecepit: hoc etiam iste sua atque omnium conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac praefuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiae fidem jurasti; ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano consilio te jurasse est superius comprehensum.

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu Tours dem Berengarius frey gegeben worden, ſeine Meynung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf denſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolao dem zweyten, zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt, oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzehlen:

»Compellit me, velim nolim, longum facere continua scripti tui monachatu tuo indignissima falsitas, Papam Victorem concilium Turoni convocasse per legatos scripsisti: Papae Victoris nec adfuerunt legati, nec praefuerunt Concilio Turonensi; humquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papae Victoris. Non ausum me fuisse defendere partes meas, immensa falsitate scripsisti; jurasse me sicut Romae, stupendo mendacio confirmasti: communem fidem, quo tuum nomine saepe palliasti errorem, infanis, me professum fuisse; ecclesiae dicis, quod turbae erraticae verius dicere potuisti. Longum facio, sed enormitate falsitatis scripti tui compellor. Dicta repeto *): nunquam Papa Victor per se, vel per Legatos, mecum

*) dicta repeto. G. W. Schmid.

egit de mensa dominica; numquam in eo mihi defendendi quae afferrem optionem fecit; nunquam Papae Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Ecclesiae appellare non dubitas fidem, confessus aliquid juravi. Sed quia adhuc superest Hildebrandus, qui de veritate consultus tota dignitate est adhuc respondere idoneus, quamquam longissimum faciam, visum est de Concilio Turonensi quod rei veritas habuit, neque tamen eo nisi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc scriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, sed Papae Leonis, ab Ecclesia Romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasticis suppleturus apostolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me insanorum, in quo adhuc, omisso me, audire eum potest, qui voluerit, de Propheta, de Apostolo, de Evangelista, de authenticis etiam scripturis satisfeci Ambrosii, Augustini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc satis facere indissimulabiliter, miseratione divina, vt nihil vllo modo incertum *) remaneat ei, qui, me mansuetudine christiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino sufficio; non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fustibus; sed venienti ad audiendum me mansuetudine christiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit vt ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius responsionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia; soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui

*) »nihil vllo modo [illegible]«. C. A. Schmid.

convenerant voluntas in eo fuit, vt quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Episcopus Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, de Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Ita ergo factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: dicere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconsecrato pane mensae communis. Quem in eo accusatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, ed quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii consederant, dixerunt Episcopos, quam vt in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, vt sua quisque agere negotia non different. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in confessum aliorum, et quae separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene tota illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo exigerent, summaque injuria, quia produci non poterat accusator, qui a me audisset, quod me dicere prius putaverant, cessi tamen consilio Episcopi Andegavensis *), atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem suffugerem, cum scirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripsi ergo ego ipse, quod jurarem: *Panis atque vinum altaris post consecrationem sunt corpus Christi et sanguis; haec me sicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere;* contra jura tamen tam secularia quam ecclesiastica, sicut praedixi, consilio eorum, qui mecum veritatis minime erant

*) Audecanensis.

ignari, quos superius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanae Ecclesiae Legatus, qui libros vndecunque comparari fecerat, vt ex eorum auctoritate satis fieret de Eucharistia, pro cujus diligentiori consideratione et veritatis, Dei misericordia, comprehensione, haeresis me insimulaverant homines nihil scientes et superiores se in scientia alios non aequo animo tolerantes, turbarum, quae ad illud maxime valent vt clament, *crucifige! crucifige!* quae ad comprehensionem veritatis vix aliquando vel nunquam sufficiunt, ad fustium et lancearum semper pronae sunt apprehensionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Ecclesia venerat est prosecutus negotia. In quibus eum non nullas insumeret moras, meque cum illo jamjam accessurum Romam ad satisfaciendum de mensa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, secundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi est, Papam Leonem rebus decessisse humanis, quo audito a proposito eundi Romam itinere supersedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papae Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia persuadere suscepit scriptum tuum, quod Romae juraverim me Turoni juravisse Legatis Papae Victoris. ——

Die Hauptsache ist hier ohne Zweifel die Zeit, wenn und unter welchem Papste dieses Concilium zu Tours gehalten worden: und ich sollte nicht meynen, daß man das geringste Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierinn allen andern vorzuziehen. Daß er am besten davon unterrichtet seyn konnte, ist unstreitig; und was für Vortheil, was für Absicht hätte er dabey haben können, uns von einem so unerheblichen Umstande etwas anders als die lautere Wahrheit zu sagen? Ich nenne den Umstand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbessert noch verschlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabstes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geschichte, die allerdings dadurch sehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl schwer zu begreiffen sey, wie sich Lanfrancus so sehr könne geirret haben, da er doch selbst auf

dieſem Concilio zu Tours mit gegenwärtig geweſen; wie Ordericus Vitalis verſichere. Denn das iſt er nicht geweſen, und Vitalis verdienet mit dieſem ſeinem Zeugniſſe nicht den geringſten Glauben, ob es ſchon Ant. Pagi (*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus ſelbſt gegenwärtig geweſen, ſo würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns deſſen auch ſelbſt zu verſichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen ſollen? Er konnte ja nicht wiſſen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daſelbſt vorkommen würde. Es geſchahe auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man ſie auſſerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeſchrieben worden, welches uns ſo viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus (**) gern möchten glauben machen.

Selbſt das Zeugniß des ſonſt mit dem Lanfrancus genau übereinſtimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnet, iſt dießmal für ihn nicht. Denn Guitmundus ſchreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabſtes, deſſen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umſtand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Pabſtes eingetroffen, iſt ſo beſonders, zeichnet ſich ſo merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung ſich kaum dabey denken läßt.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis des neunten Legatus; war es der Tod dieſes Leo, der es unterbrach: ſo gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54, als an deſſen neunzehntem April Leo ſtarb.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte, und Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müſſen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römiſche unter Leo dem neunten, folgen muß; ſondern auch alle die andern drey Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius ſollen ſeyn gehalten worden, ſind in ſo fern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der zweyte daran Antheil gehabt haben müßte.

(*) In Annales Bar. ad Annum 1055. §. 7.

(**) Opuscul. Lup. V.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem Baronius, nehmlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den ſich Baronius lediglich bezieht, ſoll Kayſer Heinrich der zweyte, bey dieſem Concilio den König Ferdinandus von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kayſers von Spanien anmaaſſe, und ſeine Abhängigkeit von dem Römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle, und Victor der zweyte ſoll zum Beſten des Kayſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wann ſich ein deutſcher Kayſer, mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenverſammlung irgendwo in Frankreich, ſollte gewandt haben; denn daß ein Päbſtlicher Legat dabey zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſey aber die Sache ſelbſt, ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kann doch nur einer Statt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie Victor auf dieſem Concilio nicht entſchieden: hat ſie Victor entſchieden, ſo kann ſie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſeyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzehlung des Mariana noch zu retten: und dieſer wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwey Kirchenverſammlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher Berengarius redet, und die zweyte das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kayſers möchten erſchienen ſeyn. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweyten, die bey den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofs von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bey dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Euſebius, mit dem Zunamen Brunn, welcher dieſe

Würde seit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen, den Berengarius zu seinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 gewesen seyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweisen davon sagen soll. (*) Gewiß ist es, daß er, während dem Concilio zu Vercelli, noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß ist es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun dem ohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte seyn können, und wirklich gewesen wäre: so müßte man sich wohl nicht sehr an den alten Kanon, vt non nisi in vnius ciuitatis Ecclesiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er schon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeschärft wurde. Doch dem sey, wie ihm immer sey; Berengarius sey auf dem Concilio zu Tours bereits des Eusebius Archidiaconus gewesen, oder nicht; genug, daß Eusebius der Meynung des Berengarius war. Dieses Zeugniß giebt ihm, wie Sie gelesen haben, Berengarius selbst: »oessi tamen consilio Episcopi Andegavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habebat certi erant, quod dicerem. Es ist also keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man schon aus dem Durandus und Theduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, sich so manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Besonders ist es Natalis Alexander, (**) und nach ihm sind es die mehrgedachten Französischen Benediktiner, (***) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm lassen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernstlich zugethan gewesen. Sie beziehen sich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Eusebius, welchen Claudius Menardus zuerst herausgegeben. (†) Nun ist es wahr, daß Eusebius in diesem Briefe dem Berengarius sein Mißfallen über die noch fortdaurende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieses Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, ist nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des Berengarius. Vielmehr spricht er von der ineptia atque insania Lanfranci, oder

(*) *Mabillon* Acta Sanct. Ord. S. Bened. Saeculi VI. Parte IIa praef. §. 42.
(**) In Hist. Eccl. Saeculi XI. Dissert. I. art. 4.
(***) Hist. litt. de la Fr. T. VIII. p. 101.
(†) In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Iulianum p. 490.

wiederhohlt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bey ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfündigen Grübeleyen über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverläßig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die Franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifle, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva quae eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt zugleich ſtärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. —

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drey ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen lieſſen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehrers, wenn wir auf die Meynung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine

Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem zweyten

übrig; und ich ſchlieſſe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den Berengarius und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein Nachfolger Stephanus der neunte, der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt Nicolaus der zweyte ſie aus eigner Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn ſoviel kann ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß Berengarius nicht auf ſein Erfodern, ſondern ſchlechterdings freywillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nehmliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfodere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerket. Und wenn es ſchon nichts weniger als einerley für ihn ſeyn konnte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo konnten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem neunten nach Rom zu gehen, ihn auch itzt vermögen, ſich vor Nicolaus den zweyten zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſachen war unſtreitig der eigene Beyfall des Kardinal Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verſtümmlung unſers Manuſcripts, kann es zwar leicht ſeyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die ſeine Hoffnung verkitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Kardinal Humbert mit dabey im Spiele geweſen ſey, wenn ohngeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich angenommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen und nicht anders als nach dem Ausſchlage beiderſeitiger

Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſey, ſondern brauchte das Anſehen des Päbſts, einen Mann zu einem blinden Bekenntniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er ſetzte die bekannte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et sanguinem Domini sensualiter, non sōlum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis sub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: (*) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere; concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non anderes prō tuae partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas praecepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

»Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quod cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui abjurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, vt mē ipse mansuētudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem labore vltroneus, si non probandus, multō essem minus cum praecipitatione damnandus, sed potius ea otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia.

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. Dieck.

si ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum (*) ista conjicerem, respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, vbi habes, *haec sunt generationes coeli et terrae*; materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus constabat, quam binario, geminato, quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, te forensibus etiam litibus indignissima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, vsquaquaque obmutui, nec vllas, quod mentitur scriptum tuum, ad Papam ego pretes feci. Tantum cum obmutuissem, ne mecum Christianismo suo indigne ageretur, corde convolvens, humi procubui; et secundum hoc, quod dicis, illum rectissime praecepisse, injustissime diceres, si verum dicere voluisses.

Hier wird des Humbertus nicht gedacht, sondern alles scheinet durch die Hände des Kardinal Hildebrands gehen zu sollen. Wie schon gesagt; ich kann nicht angeben, auf welche Weise dieser gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geschäfte verlohr. Aber haben wir nicht gesehen, wie stürmisch es auf den Kirchenversammlungen damals zugieng? wie sehr selbst der Papst das wilde Geschrey der kleinern Clerisey fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier selbst zugegen, und er mochte seinen Mann an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiste Lermen machen konnte, überkam die meiste Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verstand sich besser, als Humbert? Er hatte davon eine vortrefliche Probe kürzlich in Constantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der stolze häßliche Mann war dazu ersehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeusserste zu treiben! Schon in der ersten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreisung

(*) Hildebrandum. C. A. Schmid.

deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein Paar Stellen leſen, die Berengarius dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Mannſcripte, als ſeiner zweyten Schrift, entgegenſetzt.

»Servum Domine Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Domine servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiae tuae ineptus assensum non negaverit.«

Und weiter hin:

»Quod de humilitate vitae et doctrinae Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad praeferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romae ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi haereticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset, si membrum ecclesiae fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad renunciandum errorem meum, mecum sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.«

»Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc esse Christi corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein groſſes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig umgiengen, ſie auf die Erde fallen lieſſen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen;(*) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könnte, als bloſſes Brod. Bey den Griechen konnte beydes ſehr

(*) *Humberti* Disput. de Azyme et Fermentato apud *Baronium*, T. XI. p. 746.

wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene Brod: nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; ſondern das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey, als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertretene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereyen zur Laſt: und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennet und zerſtöret werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchem Manne trug man es denn auf, für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwerd und Knüttel (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufaſſende Formel, die geringſte Rückſprache; am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt; cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Ecclesiis, quae id cum debita reverentia susceperunt? (*) Aber Berengarius antwortet:

»Iustissime id quidem; quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adsensi. Manu quidem — — — — — — (**) subscripsi, verum vt de consensu pronunciarem

(*) Cap. II. Edit. *Dach.* p. 233.

(**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten. [„Dieſe Lücke habe ich zu ergänzen, und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen, das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beynahe völlig verwiſchten erſten Seite der Handſchrift, geben einen Sinn, der dem gerade entgegen iſt, worauf Leßing, durch das falſch geleſene: Manu *quidem* — subscripsi *verum vt* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung ſo: Manu, *quod mendacitas ad te peruenit, non* subscripsi: *nam vt* de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. »Berengarius hatte alſo ſeine Unterſchrift nicht widerrufen, oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterſchrieben.“ C. A. Schmid.]

meo, nemo exegit. Tantum timore praesentis jam mortis scriptum illud, absque vlla conscientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adscribendum fuit, quia, etsi ambo cum coecus coecum ducere debet (*), cadunt in foveam, minor tamen in sequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus praesumsit, fuerat culpa.«

Und an einem andern Orte:

»Quod dicis, infamare me solitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me solent de perjurio arguere amici, quasi ipsi mei fuerint causa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua profëssio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod scribis egit, nullus a me quod juraverim, vnde satis superius sum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, sine mora et lima diligentioris secundum scripturas considerationis, quod voluit scripsit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non insufficienter scribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.«

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus, »Nonne praestabat, si veram fidem te habere putabas, vitam honestam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miserrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quae tantopere inter se dissidere intelligebas? Warum? antwortet Berengarius, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verleugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. — Ich erſpare

(*) »cum coecus coeco ducatum praebet. Die Stelle, die Berengarius hier anbringt, iſt aus Matth. 15. v. 14. genommen. Die Vulgata drückt ſie ſo aus: Coecus autem si coeco ducatum praestet —« C. A. Schmid

Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rückwerts, ſondern auch vorwerts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders lauffen müſſen.

Ich meyne, das Räthſel, wie ſich Berengarius gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſet.

Denn einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen, und die Anzahl ſeiner Wiederrufſe und Abſchwörungen, bey weitem ſo groß nicht iſt, als ſie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſeyn; wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor dem zweyten fallen alle weg. Auf den Kirchenverſammlungen zu Rom und Vercelli, unter Leo dem neunten, ward er ungehöret und abweſend verdammet. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekenntniß, und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekenntniß ſeine wahre, eigentliche Meynung enthalte: ſo daß, nach aller Strenge, dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nicolao dem zweyten, von dem man ſagen könnte, daß es ihn ſeiner Ketzereyen überführt habe; von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr Recht hatte er, ſich noch immer für nichts weniger als ſtichfällig zu halten, und nach Niederlegung

ſeiner Proteſtation, einen beſſer unterrichteten Pabſt, ein freyeres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabſt, der ſich durch das Zutrauen des Berengarius geſchmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er ſie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nehmlich den Weg der vorläuffigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweytens, dieſer billigere, beſſere Pabſt? Kein anderer als Gregorius der ſiebende; als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, (*) welcher (veritatis perspicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu Leo dem neunten zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmackten Gegner ein Ende zu machen. (**) Ohne Zweifel hatte dieſer Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hoffnung, ſich Nicolaus dem zweyten darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn, und ſeine gute Sache, dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Anſehn nach, eben dieſer Hildebrand geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Pabſte, Alexander dem zweyten, wiederum dem Berengarius ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Widerruf zurücknehmen, und ſich ſo frey und kühn gegen den vorigen Pabſt erklären durfte, welches alles Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. (***) Denn

(*) S. oben S. 327.

(**) Cuius autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret. Ebendaſ.

(***) Alexander, successor Nicolai Papae, literis Berengarium satis amice praemonuit,

Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium universae Romanae Ecclesiae administratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohellius erwieſen hat. (*) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war, und Gregorius der ſiebende alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang; ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Lauffen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn Baronius (**) daraus, daß er den Berenggrius bey ſeiner Lehre nicht geſchützet, beweiſen will, daß ihn die Parthey des Benno auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und GOtt wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt darzu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn; er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

ut a secta sua cessaret, nec amplius sanctam ecclesiam scandalizaret. *Anonymus Chiffletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag. 1015.*

(*) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

(**) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der Römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. (*) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchlieſſen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpflaſtorchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloſſe Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beyſtimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntniſſe, ſondern dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweydeutigkeit jener ſchlieſſen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſetze hierbey als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgehohlt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So ſchreibt nehmlich Guitmundus: (**) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed vt extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alij nihil omnino de corpore et

(*) Seite 258.

(**) De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Vlimmerianae.*

sanguine Domini sacramentis istis inesse, sed tantummodo vmbras haec et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, vt quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Blimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Blimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis itzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück vor Stück, auf das vollkommenſte beſtätiget wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Mäkerie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem neunten, »Quod scripserunt de improprietate naturae et veritate substantiae, contra me non scripserunt, ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus: non fantasticum, sicut Manichaei, sed verum et humanum:« (*) — Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus

(*) Thesauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transsubstantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich itzt nicht untersuchen, ob sie nicht passendere Worte zu einer solchen Anmerkung hätten finden können: sondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. (*) „Berengarius, „sagt dieser reformirte Gelehrte, hat seine Leser mit der Zweydeutigkeit des „Wortes wahr zum Besten: er will aber weiter nichts sagen, als daß das „Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen eines eingebilde„ten Körpers, sondern Zeichen eines wahren menschlichen Körpers wären. „Hier ist nichts, was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart „leugnen, nicht eben sowohl sagen könnten, ja was sie nicht sogar sagen „müssen. Das geheiligte Brod, und der geheiligte Wein sind die Zeichen „eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig ist, als durch „den Glauben derer, die sie genieſſen."

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zu sagen. Wie? weil gewisse Leute gewisse Worte, zu Folge eines gewissen stillen Vorbehalts, so und so verstehen können: so muß jeder, der diese Worte braucht sie eben so verstanden haben? Ich sollte meynen, von dem man dieses versichern will, von dem müßte man vorher erwiesen haben, daß ihm ein solcher stiller Vorbehalt bekannt und geläufig gewesen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweisen? Wo hat Berengarius jemals sich merken lassen, daß ihm das Wort seyn so viel heisse als bedeuten? Es ist wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen, nehmlich, in so fern sie das Sichtbare sind, unter welchem und mit welchem wir das Unsichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber ist das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man sich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes besitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieses besitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäischen Irrthums, daß der Leib Christi ein leeres Blendwerk gewesen, die wesentliche Verwandlung des Brodes leugne: wie konnte er anders, als in den

*) Bibl. anc. et moderne T. XV. p. 306.

angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber konnte er in dem Antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum sacrata in altari esse *verum* et humanum Christi corpus ausdrücket, das hat er dort (*) durch, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse *revera* corpus et sanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu esse gehöret, und nicht zu corpus, wer kann das leugnen? und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach »panem et vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi« lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch verblümte Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche laufenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nicolao dem zweyten bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in alle Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſo wohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſtrer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quae in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse, ſo deutliche, ſo feyerliche, ſo oft wiederhohlte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey; daß er der gröſte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen, wenn er dem ohngeachtet bey

(*) Seite 328.

dem, was er für ſeine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bey der Lehre von den bloſſen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur wider die Transſubſtantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloſſe Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung, und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt gelehret, ſo unmöglich, ſo ungeſchmackt ſey, daß ſich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nun, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſey, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift, noch in den Vätern den geringſten Grund habe.

»Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde manifestissimum sit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, vt non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua, *non remanere panem et vinum in priſtinis essentiis;* et si panem videat, qui communicat mensae dominicae, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem asserre. Nec putet qui ista legerit, asserre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: sit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, sit corpus Christi; sed non generatione ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; fit inquam panis quod nunquam ante consecrationem fuerat de pane, scilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Christi, sed non vt ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed

non vt corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate, non potest corpus illud etiam nunc esse incipere.«

Daher denn die häuffigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geſchehe, wenn Lanfrancus von ihm ſage, daß er überhaupt von keiner Verwandelung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle, weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

»Quod de conversione panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori scribis reservare loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra sanitatem verborum istorum sinistra aliquid interpretatione insistas. Quod si facis, non solum te, sed et angelum de coelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Christi carnem et sanguinem, quantam potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.«

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederhohlungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn, am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beygefallen, ſo oft ich mir von den Sakramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen

Begrif machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Nehmlich: wenn die Lehre der bloſſen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſeyn? dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müſſen, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweyte erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieſes ſeyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Transſubſtantiation, vorhanden geweſen, ſo wie ſie itzt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, daß man erſt bloſſe Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich gar das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung von den bloſſen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen ſo ruhig abgelaufen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſeyn müſſen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Mir nicht; und ſo frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können? Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt

der blossen Zeichen, prägnante Zeichen einschleichen lassen, sondern daß, nicht die Lehre der blossen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erste ursprüngliche Lehre gewesen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man schon längst geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigstens ein Gespräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Gespräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl. *)

*) „Da der Wolfenbüttelsche Codex 228 Seiten hat, und die von Leßing streuweise daraus angeführte Stellen, einem Leser, der sie dereinst vielleicht, des Zusammenhanges wegen, gerne vergleichen mögte, aus einem so weitläuftigen Werke herauszusuchen, beschwerlich und ekelhaft seyn muß, so hoffe ich durch nachstehende Angabe derselben, keine überflüssige Bemühung übernommen zu haben.

	Die Handschrift.		Lessings Ankündigung.
Cur ergo scriptum	Seite 1.	Zeile 8.	Seite 355.
Iustissime id quidem	— 1.	— 13.	— 410.
Seruum Dei	— 5.	— 6.	— 408.
Quod de humilitate	— 7	— 21.	— 409.
Quod meum ad te scriptum	— 9.	— 20.	— 359.
Quod promulgatam	— 11.	— 20.	— 373.
Dicens omnibus	— 14.	— 1.	— 374.
Ad eam synodum	— 15	— 22.	— 383.
Quod sententiam	— 18.	— 17.	— 361.
Compellit me	— 23.	— 2.	— 398.
Quod de conuersione	— 30.	— 1.	— 420.
Quod dicis infamare	— 41.	— 18.	— 411.
Quod dicis comperisse	— 43.	— 6.	— 407.
Da de propheta	— 64.	— 5.	— 420."

C. A. Schmid.

[Ankündigung von Reiske's Demosthenes.]

1770.[1]

Gelehrte Sachen.

Wir haben in verschiedenen Blättern des vorigen Jahres einer vorhabenden Ausgabe der Werke des Demosthenes, und der übrigen attischen Redner, vom Hrn. D. Reiske in Leipzig gedacht. Gegenwärtig können wir den Liebhabern der griechischen Litteratur die Nachricht ertheilen; daß mit dem Drucke des Demosthenes bereits wirklich der Anfang gemacht worden, und instehende Ostermesse der erste Theil davon erscheinen soll. Wir haben nicht nöthig, zur Anpreisung dieses Unternehmens viele Worte zu verschwenden. Wem der Name Reiske nicht statt aller Anpreisung ist, muß überhaupt ein Fremdling in dieser Art Gelehrsamkeit seyn. Aber wie sehr wünschten wir, das kennende, und das sich noch weiter erstreckende vermögende Publicum, wenn es auch nur aus Patriotismus wäre, zur kräftigsten Unterstützung des Hrn. D. Reiske aufmuntern zu können. Es ist kein schlechtes Vorurtheil für Deutschland, daß in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren, ohnstreitig mehr gute und schöne Ausgaben classischer Schriftsteller, aus beyden Sprachen, da erschienen

[1] Kayserliche privil. Hambургische Neue Zeitung. 25. Stück. Dienstag, den 13. Febr. 1770. — S. Gelehrter Briefwechsel zwischen D. Johann Jacob Reiske, Conrad Arnold Schmid, und Gotthold Ephraim Lessing. Berlin, 1789. Bey Christ. Friedr. Voß und Sohn. Zweyter Theil.

ſind, als in irgend einem andern Lande: und gegenwärtige Ausgabe des Demoſthenes insbeſondere werden uns ſelbſt die Engländer, ohngeachtet ihrer prächtigen Taylorſchen, beneiden müſſen. Eine Probe des Drucks iſt auf dem Kayſerl. Adreß-Comtoir zu ſehen, allwo man auch die Pränumeration von einer halben Piſtole auf einen Theil, bis zu gedachter Oſtermeſſe anzunehmen erbötig. Nach der Zeit wird kein Exemplar unter 3 Rthlr. der Theil, verlaſſen werden. Für kleine Anzahl Exemplare wird auf gröſſeres, noch ſtärkeres und ſchöneres Papier, als die Probe zeiget, abgezogen, auf welche an drey Thaler voll pränumerirt werden, und die nach der Hand überhaupt ſchwerlich zu haben ſeyn dürften.

Gedichte von Andreas Scultetus:

aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing.

1771.

Braunschweig. 1771. In der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses. Oder, ohne diesen Titel, in F. W. Zachariä's auserlesenen Stücken der besten Deutschen Dichter, von M. Opitz bis auf gegenwärt. Zeiten. Mit histor. Nachrichten u. krit. Anmerkungen versehen. Braunschweig, 1771. In der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses. Bd. 2. S. 827.

Aus zwey Briefen an den Herrn Prof. Zachariä.

(von Hamburg, 1769.)

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze, schon seit geraumer Zeit, von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je ausser den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte Stücke, die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Sculetus. Der Geschlechtsname Sculetus, kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeister, noch John, noch irgendwo, die geringste Erwehnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder, meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: *Andreae Sculteti, Boleslavii*, Oesterliche Triumphposaune.* Doch er betrog mich, auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündiget ward, aufgestossen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit sammt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

* Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642. auf zwey vollen Bogen in Quart.

Gleich der Anfang überraſchte mich auſſerordentlich: und was mich damals überraſchte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, HErr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menſchen macht: du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben:
Doch mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,
So ſchätz ich mich berühmt. Des Weltenleuchters Thron,
— — — — —
— — — — ſein ſtrahlumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Waſſer auch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, ſo höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich gehejgt, mich Oſterſänger an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meiſten Opitz iſt! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch ſtark gewählt und doch natürlich.

In dieſen ſo demüthigen als zuverſichtlichen Anrufung, kündiget der Dichter ſeinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Oſterſänger! Wozu auch mehr? Und ſo mit eins; voll von den Wundern und den ſeligen Folgen des großen Tages, den er beſingt, iſt er mitten in dem Lobe deſſelben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche ſeit dem ſchrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
Und, was ſich regt, geſammt der Erde ſelbſt, begrub,
Da alles Waſſer war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde ſeyn würde. Der Tag

— — — —

der Tag, als den Amalek
— GOttes General, durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Josua durch tausend, welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —
der Tag, als
— — — aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —
der Tag, als
— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirne eingejagt; —
der Tag, als
Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —
der Tag, als
— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias Wort,
Noch einmal hast besucht; —

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält; so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten, mit ein oder zwey Worten, entwirft die Hauptzüge dessen, der sie alle unendlich zurückläßt, und fängt nun an, die Glorie desselben, nach dem Muster eines wahren alten Triumphes, zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft; so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung

ist sonderbar: aber die Blilder, zu welchen sie Gelegenheit giebt, sind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte seine Pracht
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreutze.

Wie JEsus in der Luft die Arme weit gereckt,
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fliessen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erschällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den größten Theil des Gedichtes ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Brunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feyern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet! —

— — — — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffirt sich stattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schiessen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypern Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb, sich schamroth zu verstecken;
Und anderwärts zur Gunst den Zierrath aufzudecken.

Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantaſie! welche Empfindung mit einer ſolchen Phantaſie verbunden! Die Roſe, die ſich lieber verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenloſe Reſt von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch iſt die Beſchreibung, welche der Dichter von der ſüßen Freude eines lauten Theiles der Schöpfung macht, faſt noch ſchöner.

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tirelireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu prakticiren,
Und ſchweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort;
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie ſich wohl, bey einem von unſern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, faſt von Wort zu Wort bereits geleſen zu haben?

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleiſt, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß an eben derſelben Sache zwey Dichter von ſelbſt eben denſelben kleinen Umſtand bemerket, und ihn von ſelbſt mit eben denſelben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich?

Besonders, wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist, und die Worte so ungesucht sind, als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nehmlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu seyn. Er machte mir öfters das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus sagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. Aber! setzte ich hinzu; ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn seyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker gewesen, der — Mit nichten! fiel mir der beste Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich alsdann bloß als seinen Kopisten nennen will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen.

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie itzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre und darüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den guten Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner

Oeſterlichen Triumphpoſaune einen Buntzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um ſo natürlicher auf, je wahrſcheinlicher ich ſie da befriediget zu ſehen hoffen durfte. Die Schleſier, (und ich liebe ſie auch darum,) ſind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und itzigen Jahrhunderts, durch die es faſt zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutſchland geworden war, ein Schleſier gebohren zu ſeyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigſte Zögling ſeiner Muſe geweſen ſey, die alle geſtanden, daß ſie ſeinen Namen von mir zuerſt hörten. Selbſt Gelehrte, die aus der Litteraturgeſchichte ihres Landes ſich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren erſterer ſogar einen reichen Schatz von Opitianis beſitzt, die entweder noch nie, oder wenigſtens nicht in den Sammlungen der Opitziſchen Werke gedruckt worden) — ſelbſt dieſe Männer hörten die oeſterliche Triumphpoſaune bey mir zuerſt; und wunderten ſich nicht weniger als ich, von dem Virtuoſen ſelbſt nirgends die geringſte Spur zu finden.

Ich ſchäme mich, Ihnen zu geſtehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schleſiſcher Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder anſichtig zu werden. Endlich war ich ſo glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daſelbſt, theils in dem klehmiſchen Zwey und vierzigſten, theils in dem nächſtvorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch dieſe gaben mir von dem Verfaſſer ſelbſt weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Chriſtoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau, gerieth, in welchem er ſich für einen Schüler deſſelben bekennet, worauf mir endlich auch eine kurze poetiſche Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verluſt ſeiner Gattinn, aus dem Jahre 1640. vom ihm aufſtieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verſchiedner Gymnaſiaſten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden dieſen Umſtänden erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die

Matrikel des gedachten Gymnasii für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war ein junger Gymnasiast; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Buntzlau gewesen sey, und daß er den 25. August 1639. auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch die Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines theil reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte: so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind: obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn ein Mann diesen Fehler hat: so ist es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeigt er von einem vollen Kopfe, und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bey unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tscherning,

und wie ſie alle heiſſen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun ſelbſt zu leſen, die ich Ihnen hierbey ſende. Es ſtehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verſchiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich ſie zu einer andern Ihnen bewußten Abſicht ausgezogen habe, und auch mit dieſen können Sie ſchalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit ſchönern Blumen das Grab eines jungen Dichters beſtreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleiſt beneidete!

Leſſing.

Oesterliche Triumphposaune. †

† „Ich merke ausser dem, was in den vorgesetzten Briefen, von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Inschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie ungedruckt lasse."

Laß Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere, daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den vorhergehenden Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Jehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl kömme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjektivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physikalischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge oder in Beförderung unseres Beyfalls, äussert.

Die uns in Götter kehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben;
Doch mein Vermögen iſt Vermögen wollen haben. —
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So ſchätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, ſein goldbeheſter Wagen,
Der ohne hierzig küſt von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, ſein ſtralumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Waſſer auch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! ſo höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Oſterſänger an.
Du Marſchall dieſer Welt, du König aller Straßen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen;
Du großer Jahrwirth, du, von jener erſten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit
Den Zirkel eingeräumt, nach jenen Waſſerwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus ſich erhub
Und, was ſich regt, geſammt, die Erde ſelbſt begrub;
Da alles Waſſer war, ſowohl in hohen Lüften,
Die ſelbſt der Luft bedurft, als in den tiefen Klüften,
Wohin das Hohe fiel; nach dieſer Waſſerfluth
Haſt du, Hyperion, kein ſolches großes Gut,
Als heute, ſehn entſtehn. Da Iſraels Geſchlechte,
Das Zeptervolk der Welt, des Chenchres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus ſegneten; wie das Erythr-Meer,

auszuwirken] Dieſes Wort ſteht hier in dem Verſtande des Lateiniſchen depsere, oder des gemeinen knäten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches ſchreibt der Dichter der Sonne in Abſicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus ſegneten] Segnen hat einen guten und ſchlimmen Sinn, und begreift urſprünglich alles, was Feinde oder Freunde bey ihrer Trennung einander ſagen und anwünſchen. Daher heißt es auch überhaupt verlaſſen, ſich von etwas ſcheiden, in welcherley Geſinnung es auch ſey. Und in dieſer letzten Bedeutung ſteht es hier, wo man eben ſo wenig den Begriff der Verwünſchung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bey dem Segne Gott und ſtirb, der Frau des Hiobs. Das Wort entſpricht in allem dem Hebräiſchen barac: oder vielmehr, nach dieſem haben es die deutſchen Bibelüberſetzer einzurichten und verſchiedentlich zu brauchen, ſich die Freyheit genommen. Daß bey dem Segne GOtt und ſtirb eben an kein Läſtern und Verfluchen GOttes zu denken, hat

An zweyer Berge ſtatt, das ausgepreßte Heer
Vermauret und verſchanzt, hingegen deſſen Wagen,
Der ſich, nicht Gott, getrotzt, in einen Klos geſchlagen:
Das war ein großer Tag. Wie Amalek hernach
Nicht anders, als ein Bär, aus ſeinen Gränzen brach,
Den Gottes General durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Joſua durch Tauſend, welche ſtritten,
Die Flucht zu geben zwang; wie aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen ſein Gebot
Herab gedonnert hat: die Tage ſind beklieben,
Und aller Ewigkeit zum Denkmal aufgeſchrieben.
Der Tag, wie der Jordan zu einer Seiten floß,
Und auf der andern ſich mit ſeinen Fluthen ſchloß,
Iſt heute noch berühmt. Wie vor der Prieſter hallen
Die hochgethürmte Stadt auf einmal eingefallen;
Wie Ai übergieng: die Tage geben Schein,
Weil auf der kranken Welt nur Tage werden ſeyn.

auch unſer neueſter Ueberſetzer des Hiobs beſtätiget. Aber ich bedaure faſt, daß er darum für gut befunden, das Wort ſegnen überhaupt dabey nicht zu brauchen, ſondern dafür zu ſetzen: „Sage Gott gute Nacht und ſtirb.“ Ich fürchte, daß dieſes gute Nacht ſagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heiſſen können, Scheid ab von Gott und ſtirb. Die deutſchen Bibelüberſetzer vor Luthern brauchen in dieſer Stelle anſtatt ſegnen, geſegnen, und ſagen: Geſegne dem Herrn und ſtirb. Ich gebe zu daß weder das eine noch das andere in dieſem Verſtande urſprünglich Deutſch iſt; aber jenes iſt es doch nun einmal geworden, und die Stelle unſeres Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch ſich davon machen läßt.

in einen Klos geſchlagen] die gemeine Sprache ſagt dafür in einen Klumpen ſchlagen; und der Dichter hat das Klumpen bloß veredlen wollen. Es ſind aber Klumpen und Klos nicht völlig einerley; Klumpen kann von jeder Maſſe geſagt werden, von Bley, von Thon: aber ich zweifele, ob auch Klos. Denn bey den Alten iſt Klos das eigentliche gleich, ohne die unnöthige Verlängerung in Erdklos oder Erdenklos, die es in den neuern Zeiten bekommen. So ſagt Luther: (Hiob XXXVIII. 38.) Wenn der Staub begoſſen wird, daß er zu Hauffe läuft, und die Klöße an einander kleben. Die ältern Ueberſetzer haben für Klöße in dieſer Stelle das Wort Schollen.

ſind beblieben] Das Wort bekleben oder bekleiben ſcheinet ſich, ſowohl in ſeiner eigentlichen, als tropiſchen Bedeutung, ganz aus dem itzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man faſt durchgängig dafür ſagen, kleben bleiben: und in der tropiſchen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüthen, welche ſtehen geblieben und zur Frucht gedeyen, kömmt es bey Schriftſtellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwol iſt es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten ſogar von dem Saamen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beym Friſch und Haltaus nachzuſehen.

kranken Welt] Krank heißt überhaupt ſchwach, hinfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht bloß von der Schwäche eines animaliſchen Körpers gebraucht.

Als Adonizedek mit ſeinen Rottgeſellen,
So ſcheußlich ſie geſchnaubt, zurücke müſſen prellen,
Da ſich der Wolken Feld geſteint hernieder ließ,
Und etlich tauſend Mann zu Gottes Boden ſtieß;
Da dein rundeelter Sitz, o Sonne, nicht geſunken,
Und Amoriter Blut vor Doris Salz getrunken:
Der Tag verjüngt ſich ſtets; und jener eben auch,
In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
Verwandelt worden iſt. Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürſten das Rappier in ſeinen Wanſt geſtochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Siſſera das Kraut um beyde Schläfe ſchlug,
Davon Er ewig ſchläft; wie Debora geſungen,
Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgeſprungen
Zu mehrer Herrlichkeit; So auch, als Gideon
Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton,
Wie triumphirend ſchmiß, als Sebah Leib und Leben
Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
Wie jener, den die Angſt in ein Gelübde trieb,
Der Amoriter Volk wie Stoppeln, niederhieb:
Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Prieſter
Den Himmel überwand, der ſchleunig die Philiſter
Mit Schloſſen niederwarf; wie Kiſes Sohn durch Streit
Sein königliches Amt um Jabes eingeweiht;
Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer geſpalten,
Da Iſrael den Platz viel eher hat behalten,
Als an den Feind geſetzt; wie David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
Wie eben dieſer Mann nach ungeſtimmen Kriegen,
Nach hundertfacher Angſt, nach wunderbaren Siegen

geſteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ: welche Umſchreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateiniſchen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß ſonſt nicht bloß, was es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: ſondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beyde Schläfe ſchlug] Jael ſchlug dem Siſſera einen eiſernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzuſehen.

Jeruſalem erlangt, und mit der frommen Hand
Zu unterſchiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
Mit Ketten angefaßt; wie Abſalon gehangen:
Kein ſolches Tagelicht iſt jemals eingegangen.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Iſaac jener Zeit den Holzſtoß angeſchaut:
Der Tag erſtirbet nicht. Wie der Thisbiter Seher
Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
Die Baalskröten ſchlug; wie Syrien verblich
Und vor der Handvoll Volk aus Iſrael entwich
Mit ſolcher Reuterey; wie aller Welt Bedräuer
Elias der Prophet, mit einem ſchnellen Feuer
In Himmel Einzug hielt: Wie jener Feind geſpürt,
Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
Wie zu Samarien die Theurung abgenommen;
Wie Joram um den Hals mit Ahabs Bettel kommen;
Wie Jehu unvermerkt auf friſcher Frevelthat
Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
Wie du, o Sonnenlicht, den überſchifften Ort
Zum erſten wiederum auf Jeſaiäs Wort
Noch einmal haſt beſucht; wie Daniels Geſellen
Des Königes Beſuv, der andre Pful der Höllen,
Zum Himmelreiche ward; wie den, der ſie gelehrt,
Der Löwen Grimm noch mehr, als Perſien, geehrt;
Wie das verwaiſte Kind, die Eſther, mit der Schöne

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor dieſem, zu jener Zeit. Dieſer adverbiale Genitivus iſt bey den Schleſiſchen Dichtern ſehr gebräuchlich. So ſagen ſie alter Zeit, für vor Alters; dieſer Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Lohgau.

erſtirbet nicht.] Erſterben heißt, nach und nach, endlich ſterben; welche Nebenbedeutung das vorgeſetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

Verbleichen] Verbleichen heißt hier ſo viel als, blaß werden, erblaſſen, nehmlich für Furcht und Schrecken.

den überſchifften Ort] Ein ſchönes und hier ſehr mahleriſches Beywort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe ſchon zurück gelegt hatte. Auch die lateiniſchen Dichter brauchen, wie bekannt, transire für transvolare. So ſagt Virgil vom Merkur: et turbida transit nubila.

mit der Schönen] Die Schöne heißt hier ſo viel als, die Schönheit. Es iſt hinter dem

Den Ahaſverus fieng, des Allerhöchſten Söhne
Dem fahlen Acheron aus ſeinem Rachen riß,
Und ihrer Feinde Trotz in einen Haufſen ſtieß,
Das Wunderwerk der Zucht; wie Gorgias gefallen,
Und Judas einen Pſalm dem Höchſten laſſen ſchallen;
Wie Lyſias verſpielt: die Jubeltage ſtehn,
Wo deine Pferde ſtets in vollem Bügen gehn,
Du Mann der Clymenen. Was aber ſind die Tage?
Wann ich ſie allzumal auf eine Stelle trage,
Ob ihrer tauſend noch, auch drüber, möchten ſeyn,
So überwiegt ſie doch dieß Oſterfeſt allein,
Das allen Völkern hilft; da unſrer Seelen Leben
Den Tod getödtet hat; da Pluto ſich ergeben,
Der Prinz der Finſterniß; da ſich die Luft erfreut
Und durch das Weltrevier die Bothſchaft ausgeſtreut;
Der Held aus Iſai ſey wieder auferſtanden,
Er führe den Cocyt, die Bande ſelbſt in Banden,
Und mache, die der Tod in ſchwarze Feſſel ſchloß,
Als wie ein Sieger pflegt, von allem Jammer loß.
Der unverzagte Held! der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, ſich keinesweges melden.
Bellerophon verſtarrt, der Theſeus giebet nach,
Der Jaſon, Hector ſelbſt, der alles Ungemach
In Ungemach geſtürzt, wird hier den kürzern ziehen,
Proteſilaus muß mit ſeinem Tode fliehen.
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der von beiden ihm den größten Ruhm errant,
Verdorren an Beruf. Die Römer müſſen weichen.
Mit ihrem Curtius, und andern Wunderzeichen.

Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln beſtätiget worden, daß es, bey Schleſiſchen Dichtern ſehr gewöhnlich iſt, das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

verdorren an Beruf] Beruf wird itzt lediglich für die Ernennung, Auffoderung zu einem Amte, oder für das Amt ſelbſt gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verſtande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich; ob ſchon weder Friſch noch der Spate davon etwas ſagen. Man darf deswegen aber auch nur den Henriſch nachſchlagen, welcher beruffen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas erklärt und überſetzt.

Der menſchlichen Natur. Der Held, der Helden Held,
Jehovah, unſer Arzt, erlanget blos das Feld
Auf dieſen Oſtertag. Wer hat ſich je gefunden,
Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden?
Er ſchleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin
Und ſetzt uns Sterbliche für Mängel in Gewinn,
Im Unſchuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
Damit ich Sündenaaß ein Himmelsbürger werde!
Er wird ein Menſchenkind, und führt, was Menſchen ſeyn,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geſchenke,
Sein Leben, ſeinen Tod mit der Vernunft bedenke,
So ſtirbt mir die Vernunft. Er hat ſo viel gethan,
Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.
Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hafen;
Und wie er unſer war in ſeiner Schmach und Pein,
So nimmt er im Triumph ſich uns zu eigen ein,
Der milde Jacobsſtern. Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche ſich im Felde ſteif gehalten,
Nachdem ſie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz unk und um mit Flecken ward ſchattirt,
Wo ihre Fauſt gekämpft: ſo führ ich auch im Schilde
Des Höchſten Niedrigkeit in meiner Verſe Bilde
Hauptſächlich darzuthun. Wo blühte ſeine Pracht,
Wie Chriſtus eingeſtallt, die Mutter angelacht?
Im Lachen blos allein und in den Perlenzähren
Die beyderſeits allbar zuſammen wollten ſchweren.
Was kann geringers ſeyn als Krippen, wo er blinkt?
Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit ſinkt.

der Schauplatz mit Flecken ward ſchattirt] Die Wahrheit iſt, daß den Triumphatoren oft in ſehr beiſſenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem ſie Lorbeern eingeſammelt, auch von ihren Thorheiten und Laſtern zu ſagen wiſſe. Z. E. dem Cäſar bey dem Galliſchen Triumphe: Aurum in Gallia u. ſ. w. Unſer Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laſter hier bloße Flecken, und den ſchimpflichen Vorwurf derſelben ein bloßes Abſchattiren: wie man leicht begreift, von wegen ſeiner eignen Anwendung.

Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels, und werden selbst zu Schaafen,
Zu Erstlingen der Welt. Hernach faßt Simeon
Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
In seine kalte Schoos, indem er, nächst Erbarmen
Und harter Prophezey, mit lustverjüngten Armen
Das Jesuskind umschlenßt. Indessen hat die Luft
Die Weisen in den Stall von Osten her gerufft.
Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,
Läßt das Ermordeschwerd viel Städtvoll Kinder fressen,
Verdringet den Saturn. Der aber greift zur Flucht,
Den diese Tyranney zu schlachten aufgesucht,
Kommt in Egypten an. Der Geon wird erschrecket,
Bald thut er sich hervor, bald fleußt er zugedecket,
Und duldet ihn verschämt, bis jener Höllebrand
Dem dürren Cacus die ungestalte Hand
(Vor der das Nächtekind in ihren Schlangenlocken
Und mit Proserpinen der Pluto selbst erschrocken)
Die blutverstockte Hand, die Hand von Stahl und Stein
Von seinem Richterstuhl zu unerschöpfter Pein
Mit Heulen überreicht. Drauf Archelaus kommen,
Und dieses Regiment zu führen angenommen:
Da ist Emanuel in Nazareth gekehrt,
Und hat, was Joseph ihm von seiner Hand begehrt,
Bemüht ins Werk gestellt; bis daß er in dem Tempel
Den Schriftgelehrten sich zum lichten Zuchtexempel
Persönlich vorgesetzt. Sie merken auf das Kind
Und werden insgesamt vor seinen Stralen blind,
Als Kinder an Vernunft. Die schnellen Jahre laufen,
Das Amt erfodert ihn. Er läßt sich diesen taufen,

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben hieß sonst einem etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprokum brauchen wir begeben, mit dem Genitivo der Sache noch in diesem Verstande

Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen Handvoll, Mundvoll, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier in Vergessenheit, in mindere Achtung bringen.

Der durſtig vor ihm her den Glauben ausposaunt,
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Nach dieſem führet ihn der Teufel in die Wüſten,
Und läßt ſich wiederum den Uebermuth gelüſten,
Der Lucifern geſtürzt, verſucht die ſchwarze Kunſt
Und ſcheut ſich abgebrandt vor keiner Feuersbrunſt.
Sein Elend macht ihm Muth. Er kann nicht weiter ſinken,
Doch weiter Schaden thun, wo Gott nicht einen Rinken
Ihm durch die Naſen zeucht. Hier hat er ihm gewehrt
Und iſt in Cana drauf zur Hochzeit eingekehrt,
Allda er ohne Frucht der viel beaugten Reben,
Den beſten Rebenſaft zu trinken aufgegeben.
Hierauf erhebt er ſich in Gottes Opferhaus,
Und peitſcht den Unterſchleif des Kramervolkes aus.
Der Nicodemus rennt, und forſcht von ihm bei Nachte,
Was einem wohl den Weg zum wahren Tage machte,
Erlanget auch Beſcheid. Nun geht das Zielmaas an,
Nachdem er Wunder blos geredet und gethan.
Des Hofrathes Sohn, der, welchen Ausſatz naget,
Der Kriegesdiener wird der Schmerzen loß geſaget,
Und Peters Schwieger auch. Der Achelous hört,
Wie taub er immer iſt, und ob er alle ſtört,
So liebekoßt er ihm dem Fürſten ſeiner Wellen.
Die Teufel, ſo auf ihn aus zweyen Leibern bellen,
Verſenken ſich ins Meer. Viel anders mehr geſchieht;
Jairus Tochter lebt: ein ſtockgeblendter ſieht;
Die dürre Hand geneſt. Ein Hauptmann trägt Vertrauen,

kartaunet] Aus Kartaunen auf ſie geſchoſſen! möchte hier wohl zu kühn ſeyn. Indeß gehet das Zeitwort von Kartaune unſern Wörterbüchern insgeſammt ab.

den Unterſchleif des Kramervolkes] Unterſchleif bedeutet ſeiner Abſtammung nach etwas, das mit unter ſchleift, mit unter ſchlupfet: und mich dünket dieſes Wort hier ſehr gut gebraucht. Eine Art von Krämerey und Wechſel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechſelung des h. Sekels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jeruſalem gewiſſermaaßen nöthig. Aber unter dieſem Vorwande hatten ſich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeſchlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch, welcher Chriſtum in den heiligen Eifer ſetzte.

ſtört] Aus Exempeln beym Friſch kann man ſehen, daß ſtören ſonſt eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung ſich vielleicht auch hier noch ein Reſt annehmen läßt.

Er würde seinen Knecht durch ihn gesunder schauen,
Erhält auch: was er hofft. Zu Nain sieht das Thor
Ein sohnverwaistes Weib: er, Jesus, gehet vor,
Und schenkt dem Kinde Geist, der Mutter aber Leben.
Der stumme Teufel fleucht; fünf Gerstenbrodte geben
Vor fünfmal Tausend Kost. Um Sido kömmt ein Weib,
Vor Noth und Zuversicht erschüttert um den Leib,
Fleht weiblich, heult und schreyt, hält männlich an mit Bitten,
Bis daß sie durch Bestand den Heiland überstritten.
Der fähret weiter fort, thut Wunder und erschreckt
Wer ihn erschrecken will. Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab. Nach drey erfüllten Tagen
Verlanget ihn das Joch für unsre Schuld zu tragen.
Bald naht er zu der Stadt. Jerusalem erschallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna hallt,
Das weil es wächst, verbricht. Denn Judas macht Gedinge,
Und trägt den Meister feil für dreyßig Silberlinge.
Er, unser Siloh, hebt das Osterlämmlein auf;
Und bringt sein Abendmahl für dieses in den Lauf,
Er seufzet matt und schwach, des Vaters Zorn zu stopfen,
Zerschmelzt von Trauerbrunst, und rinnt voll Purpurtropfen,
Des Lebens Balsambaum. Die Juden reißen ihn,
Als wie ein frommes Schaaf die Wölfe grimmig ziehn,
Vor Hannas Richtersitz. Der schickt ihn vor die Priester,
Wo dieses Priester sind, das Rhadamantgeschwister,
So bey dem Caiphas hier die Unschuld ingesammt
Und sich hiedurch selbselbst, zum Tode hat verdammt.
Man speyt ihn höhnisch an, man schmeißt ihm Backenschläge,
Er steht zum Leiden keck, zum Wiederrächen träge
Wie ein Marpesusstein; darob die schwarze Nacht
Und Cinthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,

Und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen abdanken und einem abdanken ist indeß nicht einerley: einen abdanken, heißt einem Abschied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. Der Plurallis von Wurm hieß ehedem Würme; welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist, als unser Würmer.

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

selbselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte, und so weiter sagen: so haben sie geglaubt, auch selbselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen.

Ihr Hoffeherr ſey da. Aurora kommt gegangen,
Erzehlt dem Firmament, ihr Schöpfer ſey gefangen,
Das ſich obdem entfärbt. Das Tagelicht erſchrickt,
Wie bald es ſeinen Gott beym Pontius erblickt;
Wie ihn Herodes ſchmäht; wie aller Juden Zungen
Mit Creutzigunggeſchrey auf ſeinen Hals gedrungen;
Wie ihn der Henkersknecht mit ſcharfen Ruthen ſchlägt,
Und ſeinen ganzen Leib, als einen Acker eegt,
Wo unſer Leben wächſt; wie ihn die wilden Rotten
Mit Dornen einer Kron und Purpurmantel ſpotten;
Wie Jeſus in der Luft die Armen weit gereckt,
Und ſich, die ganze Welt zu faſſen, ausgeſtreckt;
Wie ſeine Mutter kocht, die zwiſchen Furcht und Zagen
Ihr aufgeſchwelltes Leid mit Kummer kann ertragen,
Die tauſend Tode ſtirbt und tauſend Tode lebt;
Ihr Herze pocht und ſchwürt, ihr rechtes Herze webt
In dieſem, welches ſtirbt; die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menſchenblut erregt ſich im Geſichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erſchällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne ſchauen,
Er blutet und verſchwarzt, verſtellt der Himmel Auen,
Und hüllt ſich in ſich ein. Er zittert, welkt und bricht;
Der allen Licht ertheilt, hat weder Kraft noch Licht,
Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden.

ihr Hoffeherr ſey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den verſprochenen Stern aus Jacob ſieht, den er die Venus, oder den Morgenſtern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

kocht] Dieſe metaphoriſche Bedeutung des Worts kochen von Beängſtigten, von Zornigen, Sterbenden, bey welchen alles in dem tiefſten Aufruhre iſt, dünkt mich ſehr ſchön.

mit Kummer] Heißt hier ſo viel als kaum; und man ſollte es für die Ueberſetzung des Franzöſiſchen à peine halten, wenn nicht aller Wahrſcheinlichkeit nach kaum ſelbſt von kummen, dem Stammworte von Kummer herkäme.

ihr Herze pocht und ſchwürt] Ich bin ungewiß, ob ſchwürt hier ſo viel heiſſen ſoll, als ſchwäret, oder als ſchwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und beſonders von dem daher entſtehenden Klange, geſagt wird.

nach Donnerart erſchällt] Erſchällen heißt erſchallen ertönen machen. Hier aber ſieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinſten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entſteht, als auf eine ſinnliche Vernehmung deſſelben.

Der zu verdunkeln ſey. Das Bauwerk will verblinden,
Die Felſen berſten auf, der Erdenklos zerſpringt,
Der Schgrlach reißt entzwey, der ſchwarze Tod verſchlingt
Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
Weiß weder Hand noch Fuß am Kreutze mehr zu regen,
Das Leben löſcht ihm aus. Der Chriſten Tod verſchwand,
Der Himmel Erd und Luft war alles umgewandt,
Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Cydnusſtrande
Der Hauptſtadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
Philippus Sohn für todt ins Lager ward gebracht,
Was deckte dazumal für eine Jammersnacht
Die Kriegesmänner zu? Der Muth den Feind zu jagen
War Ach und Wehgeſchrey. Sie brannten erſt zu ſchlagen,
Bald floßen ſie vor Angſt, und funden weder Schiff
Noch Führer in ihr Land. Das ganze Weſen ſchlief,
Bis ein Acarner rieth. So iſt es hier gegangen,
Des Welt-Erlöſers Werk war gleichfalls angefangen,
Wie dort die Monarche. Er ſtieg in Charons Meer,
Wie jener in den Fluß. Sein glaubenreiches Heer
Erbebte, wie Er ſtarb. Wer ſollte ſie bewachen?
Tiberius zerriß mit aufgeblehtem Rachen,
Wer ihm vor Augen kam. Als jedermann verzagt,
Da war es endlich Zeit, daß Joſeph ſich gewagt,
So erſt das Licht geſcheut. Der kaufet Leichentücher,
Und legt ihn in ein Grab. Entweicht, ihr weiſen Bücher,
Mit eurem Mauſolee! Hier ſchläft kein Würmerſpott,
Zwar ein entſeelter Menſch, doch auch ein wahrer Gott.
Dann wäre Gott, als Gott verſtorben und begraben:
Die Erde müßte bald den Sterbekittel haben.
Der Sabbat ſtrich vorbey, ein andrer Morgen kam.
Wie Veſten Kindeskind vom Titan Urlaub nahm,
So ſprang das Erdreich auf vor überhäufter Wonne;
Ein Herold fuhr herab. Der Chriſtgetauften Sonne

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will ſich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden iſt ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finſter machen; dieſes aber blind oder finſter werden. Wenn man die Fenſter verblendet: ſo verblindet das Gebäude.

Gieng mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln Chor
Verblendet Cynthius: ihm ſchimmert Chriſtus vor.
Kein Unterſcheid reſtirt im ganzen Himmelreiche:
Die ſechs Geſchwiſter ſind der Letzten alle gleiche,
Die andern Lampen auch. Der Erden Augenſchein
Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein.
Die Sonne fällt vor ihr mit ſammt dem Throne nieder.
Wir, auf der Erde, ſehn die Himmelsſonne wieder,
So aus der Erden ſteigt. Deß, unſers Phöbus, Zier
Umfängt, wie Phöben dort, die Magdalena hier.
Der Seraphinen Paar, ſo in dem Grabe halten,
Die haben dich, Merkur und Venus, zu verwalten.
Die dreygevierte Schaar, als Thierkreys, bleibt davon,
Bis ihr Apollo kommt. Ein falſcher Scorpion,
Der Judas, iſt entleibt. Der todtverſuchte Kämpfer,
Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
Verklärt ſich im Triumph. Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus, und nimmt als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erden Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchieſſen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehen. Der Cypernblume blos,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb ſich ſchamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.

ihm ſchimmert Chriſtus vor] Einem vorſchimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majeſtät dem blauen Bogen ein] Für einem in etwas eingreifen, ſagen wir itzt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weiſe.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob ſich der Pluralis von Mühe ſonſt wo finden dürfte: und doch ſteht er hier ſo ſchön als kühn.

verſchloß] Ich bin hier ungewiß, ob verſchloß hier ſo viel heiſſen ſoll, als umſchloß; oder ob es nicht vielmehr von verſchleiſſen gemacht iſt. Verſchleiſſen aber iſt ſo viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Roſe, der Dornhecke, welche das Haupt Chriſti zerritzte, wohl könnte geſagt haben.

Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.
Die Thaborhöhe wiegt mit ihren Prachten ſchwer,
Und führt, als Capitain, die Felder um ſich her.
Das Aſerinnen Thal begehret aufzuſpringen;
Ganz Cana will den Weg mit Palmenfrucht verdringen;
Der Cedern Fluß, Jordan, ergeußt ſich, jubelirt,
Und ruft den Hinterhalt, der trächtig fortſpatzirt,
Aus Libanon hernach. Das hohe Luftgefilde
Erzeigt ſich im Geruch und kühlen Adern milde.
Der Aeol unternimmt des Caurus Donnerwind;
Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt:
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu prakticiren,
Und ſchweifet trotziglich bis an der Wolken Port
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort.
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren;
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verlohren,

kühlen Adern] Adern wird von allerley Gängen und Zügen geſagt: warum nicht alſo auch von der ſtrömenden, nach einer gewiſſen Gegend ſich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateiniſche intercipere ausdrücken, und überhaupt ſo viel als carcere cohibere ſeyn? welches dem Aeolus in Anſehung der ſtürmiſchen Winde von den Dichtern beygeleget wird.

Loſier] Oder wie wir es itzt ausſprechen Loſchier, als ob es nothwendig von dem Franzöſiſchen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht ſeyn, daß es urſprünglich doch Deutſch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewieſene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem geweſen, bedeute: ſo wie der Spaß vermuthet.

Das thut die Unterwelt. Der Himmel, ob er zwar
Ihm vor Verwunderung ſelbſelbſt benommen war,
Putzt ſeine Flammen auch. Die Bären, Hund und Schlangen
Berichten, was vor Vieh auf Erden ſey gefangen;
Der Alkumenen Sohn, in ſeiner Löwenhaut,
Zeucht kniegebogen auf und trägt Vulkanus Kraut
Dem Höllenſtürmer vor. Des Thracerkünſtlers Leyer
Mit ſamt dem Schwane dient; Caßiopeens Freyer
Geſtellet ſich ſamt ihr; der Böcke Zwilling ſcheint
Zu Urkund, wie uns Gott ſo herzlich gut gemeint,
Das Opfer unſrer Schuld. Dem Perſeus will gebühren
Ein blankes Richterſchwerd, als Marſchall, vorzuführen
Andromeda begreift der Menſchheit Ebenbild:
Sie lag von Gott verdammt; der Teufel war das Wild,
Der hätte, was verſteht, auf einen Biß verſchlungen,
Wann der im Himmel nicht uns wäre beygeſprungen,
Der ſeines Sohnes Haupt dem Würger vorgelegt,
Davon er minder noch, als Steine, ſich bewegt;
Zum Zeugniß iſt der Stern. Daß nichts erfodert werde;
So tritt auch Pegaſus, ein Ausbund aller Pferde,
Mit Uebermuth hervor. Ein Pfitſchpfeil wird geſpürt;
Arions Waſſergaul zum Wunder aufgeführt;
Ein Adler vorgeſtellt: die Andern zu geſchweigen,
So aller Orten ſich in großer Menge zeigen.
Jedoch beſtirne dich, du bläues Silberdach,
Beperle deinen Sand, du Sonnen Schlafgemach;
Beweſte, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
Laßt euren Ueberfluß in allen Gütern ſchauen:
Noch wird euch an Geſtalt, der heute triumphirt,
Weit überlegen ſeyn. Das Haupt iſt balſamirt
Mit Tropfen früher Luft; die gelben Locken fliegen,
Vor welcher Schwenken ſich die leichten Winde biegen;

daß nichts erfodert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfodert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

beweſte] Beweſten heißt dem Dichter ſo viel, als ſich mit Weſten, Weſtwinden verſehen nur die ſanfteſten, lieblichſten Winde wehen laſſen.

Die Augen flammen Gunſt; die Wangen feuren ganz
Und ſämen, wie Rubin und Chryſoliten, Glanz;
Die Bruſt, der andre Leib ſind Alabaſterfarben;
Die Strimen leuchten durch; wie viel gepreßte Narben,
So viel Geſtirne ſtehn: er brennet ganz und gar,
Durchſichtig, himmelrein, ermuntert, ſonnenklar.
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz beſteht zum Kleide:
Doch trägt er gleich ſowohl ein köſtliches Geſchmeide,
Der Unſchuld weiſſen Rock. Sein Leib zwar rühmt ſich nicht
Der Uebermenſchlichkeit; des Leibes Oſterlicht
Iſt göttlich genaturt. Ich bebe, um zu ſagen,
Was einer um ihn her für ungeheure Plagen
Gefangen wandern ſieht, die Misgunſt, Sterblichkeit,
Geſetze, falſchen Wahn, Verdamniß, Krieg und Streit,
Verzweifeln, Furcht und Noth, Geſchwiſterkind zuſammen;
Summanus, welcher ihm von Nebel, Dampf und Flammen
Ein Kürißkleid gemacht; die andern Götter auch,
Wie damals an der Zahl der Götter Staub und Rauch
Die Menſchen übertraf; der kühne Damenjäger,
Dem Erd und Himmel zwar, doch über Freund und Schwäger
Sonſt niemand dienen kann, ich meyne Jupitern;
Sein Bruder auf der See, ſo auch bey Frauen Stern
Und Lagerſtätte ſucht; der Säugling zahmer Affen,
Der Bluthund Camulus, der Straußhan, dem ſie ſchaffen,
Der Schwellkopf Eleleus, das Lampſacener Schwein
(Egypten ehret nicht den Krocodil allein,
Auch die ſind ſolcher Art) und wie ſie alle heiſſen,
So ihren Götterruhm mit Ueppigkeit beſchmeiſſen;
Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
Und den der Syrer ihn mit Namen Adad nahm,
Der Moloch, andre mehr, ſind allzumal gebunden.

ſämen] Iſt ohnſtreitig das natürlichere Zeitwort von Saamen: und meinem Bedünken nach, auch wohlklingender als ſäen, welches einen ſo unangenehmen Hiatus in ſich hat.

der Glanz beſteht zum Kleide] Beſtehen, wenn es von flüßigen Dingen, dergleichen auch der Glanz zu ſeyn ſcheinet, geſagt wird, heißt ſo viel als gerinnen, gefrieren, oder ſonſt eine Art von Feſtigkeit gewinnen. Was könnte alſo ſchöner geſagt ſeyn, als: der Glanz beſteht zum Kleide? der Glanz ſelbſt ward das Kleid.

Der Delpher Weltprophet beklagt sich überwunden;
Der Hammoniter auch; viel andre, wo seyn,
Die gehen, Herr, vor dir, du Trostorakel, ein;
Und wären diese nicht in der Bestrickten Haufen,
Das Erdreich müßte sich um seine Helfer raufen.
Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
Er, welcher Opfer selbst und Hoherprieſter war,
Hält über sie Triumph. Die Engel dichten Lieder,
Und schwingen über ihm sich lustig auf und nieder.
Dir, freyes Menschenkind, gehört ein solcher Ton:
Jehova hat den Sieg, den Nutzen du davon.
Ach beuge deine Knie, fall Ihm nur zu den Füßen:
Dann anders darfst du itzt nicht deine Laster büssen.
Die Güte fleußt umsonst, nimm sie umsonst nur an:
Dann keiner, welcher glaubt, hat dieß umsonst gethan.
So sey mir nun gegrüßt, du Gott und Menschenschlichter,
Du Weg, du mein Compaß, du Beystand, du mein Richter,
Mein Nordstern, mein Gewinn. O! wende dich zu mir,
Ich wende mich durch mich sonst nimmermehr zu dir.
O! reiß mir aus der Brust der Büberey Geniste.
Mein Bruder sey nicht weit, ach Bruder, Bruder Christe!
Ein Engel ist vor dir nur Diener blos allein:
Mehr freu ich mich ein Mensch, als Gabriel, zu seyn.

II.

Blutschwitzender und todesringender Jesus.*)

Der Sternen Oberhaupt und schnelle Zeitenhalter
War längst vorbey gerückt; sein voller Amtsverwalter,
Des Monden Silber, gab dem Schatten seine Macht,
Und zierte die Gestalt der abgrundschwarzen Nacht

*) Dieses Gedicht ist gleichfalls bey Baumann zu Breslau auf zwey Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von weit geringerm Werthe als das vorhergehende: ich vermuthe, daß es daher auch eine frühere Geburth des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr schülerhaftes; und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile, und manches sehr malerisches Bild.

Mit Lichtfiguren aus: wie unſre Seligmacher,
Der gegen Höll und Tod geſchworne Widerſacher
Den Kidron überſchritt. Der klargekreißte Bach
Khryſtallte bis in Grund; das blaugewölbte Dach
Hatt', um den Höchſten recht in Augenſchein zu faſſen,
Mit allen Bildern ſich in dieſen Quell gelaſſen,
Und ließ, o Heiland, dich in Gleichnißweiſe faſt,
Wie du dich Himmel ab zu uns geſenket haſt,
Durch dieſes Werk verſtehn. Du bliebſt im Uebergehen,
Mein Jeſus, eine Zeit, bey dieſem Waſſer ſtehen;
Erwogeſt, wie allda der gleichgehaufte Sand
Jemehr unwandelbar am Boden ſich befand,
Jemehr von obenher die Wellen ſich bewegten;
Und auf den Grund hinzu die Wogen überlegten.
So wankt mein Todesſchluß im allermindſten nicht,
Wie heftig Fleiſch und Blut demſelben widerſpricht:
Gedachteſt du, mein Herr, und giengeſt fort mit Beten
Vor Gottes Gnadenthron und Richterſtuhl zu treten.
Wie folget aber ihr in ſolches Ungemach,
Das euren Meiſter drängt, ſo überdrüßig nach,
O hochgeliebten Drey? Wie daß ihr euch verweilet?
Nehmt wahr, wie euer Fürſt ohn alles Halten eilet.
Bis an den Himmel hat der Thabor euch entzückt,
Jetzt aber haltet ihr die Augen zugedrückt.
Iſt, Peter, auch allhier gut Hütten aufzubauen?
Wir würden nimmermehr das Himmelreich beſchauen,
Wie dein zur Zeit noch nicht erlauchter Sinn gedacht,
Hätt unſer Heiland ſich nicht auf den Weg gemacht,
Für uns genung zu thun. Wie hebt er an zu zagen,
Weil alle Miſſethat der Welt auf ihn geſchlagen,
Bleycentnerwichtig hangt? Indem ihr ſtehen bleibt,
O Jünger, und für Schlaf die Augenbremen reibt,
Iſt allbereit der Herr von euch hinweg gegangen,
Das Leiden mit der Angſt des Todes anzufangen.
Sein Gartencintritt macht den Adamiten Raum,
Ins Paradies zu gehn. Er henkt in Lebensbaum

Durch ſeinen Blutſchweiß auf, was Eva weggeriſſen
Und, in der böſen Luſt verteufelt, angebiſſen.
Steig, mein Erlöſer, ſteig den Oelberg immer an;
Ich folge dennoch dir, wie lang ich folgen kann,
Mit Sinnen emſig nach, die aber vor Erſchrecken
In Schlafſucht eben auch, wie deine Jünger, ſtecken.
Nicht anders, als zur Zeit, da Gott durch Waſſermacht
Der blindverſtockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,
Sich augenblicklich bald die ausgehölten Graben,
Mit Strudeln angefüllt, viel Klaftern hoch erhaben,
Ein nebelſchwarzer Dampf das Erdreich überraucht,
Der nordweſtfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;
Wie damals gegen ſich die Meergebirge rungen
Und alles um und an erbittert in ſich ſchlungen,
Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,
Die Erd und Luft betraf, nicht eingeſchloſſen war:
So eben, da dein Blut des Höchſten Rachſchwerd hemmen,
Die ganze Chriſtenwelt mit Unſchuld überſchwemmen,
Den Tod ertränken ſoll, beginnt dich dieſe Laſt,
Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet haſt,
O Gott und Menſchenſohn, zur Erden hinzuſchmeiſſen,
Und will die Seele dir aus deinem Leibe reiſſen,
Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt
Mit Stücken grimmer Pein, und wankt doch nicht, verſchanzt
Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer
Die Sündfluth nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer
Niemals erdulden darf. Du liegeſt da verblaßt,
Die Rede, ſo dein Sinn zu halten abgefaßt,
Schickt Seufzer zuvor an, und endet ſich mit Klagen.
Mein Vater! wilt du nicht nach deinem Kinde fragen?
Biſt du dann, ſagt dein Mund, o Zorngott, unbewegt?
Soll der, den du gezeugt, ins Todesſtaub gelegt
Und aufgeopfert ſeyn? Es müſſen Steine ſpalten,
Und todte Menſchen ſich in Gräbern nicht behalten,
Der Sonnenantlitz muß verſchwarzen auf den Tag,
Da mir von deiner Hand der letzte Donnerſchlag

Die Bruſt zerſchmettern wird: dieß, welchem zur empfinden,
In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel ſchwinden,
Bewegt mein Jammerſtand. Du, Anfang der Natur,
Biſt unempfindlicher, als keine Creatur,
Auf mich geeigenſchaft. Ach überweh mir Armen!
Ich heule, wie ich will, ſo iſt doch kein Erbarmen.
Was ſoll mir immermehr für Herzeleid geſchehn,
Weil du, mein Urſprung, mich mit Gnaden anzuſehn
Durchaus dich nicht verſtehſt? Die Päſſe zu geneſen,
Sind alleſamt geſperrt. Dein unbezirktes Weſen,
Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,
Auch derohalben nicht Erbarmung ſchöpfen kann,
Verendurtheilet mich. Herr, deinen Zorn zu ſtillen,
Beliebt mir nicht zu thun nach meines Fleiſches Willen.
Es ſey, was dir behagt. Dein Handel iſt gerecht,
Und ſtrafeſt gleich ſowohl den Herren für den Knecht,
Den Freund an Feindes ſtatt? Werd ich doch vor der Plage,
Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich ſage.
Ich leide, wie ein Knecht und Feind, den ärgſten Spott,
Verdien, als Freund und Herr, bey dir, du ſtrenger Gott,
Der Welt Gerechtigkeit. Vor Anbruch aller Zeiten,
Da keine Hölle war, hab ich ſie zu beſtreiten
Aus Vorbewuſt erwählt. Die Meynung ſteht und bleibt,
Da mich das ſchwache Fleiſch zurück und abwärts treibt,
Iſt Tod getroſt zu gehn. Mein unbeflecktes Leben
Will ich den Sündern hin und für die Sünder geben.
Dein Wille ſey vollbracht! Mit dieſem lieſeſt du
Noch unerholt, mein Herr, auf deine Jünger zu.
Die ſchnarchen unbeſorgt, Vernunft und Sinn beraubet,
Vor andern bleht ſich auf der Petrus, kaucht und ſchnaubet,
Stößt um ſich, ſtrampfelt, ſchlägt, knirſcht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt,
Dann daß er in Perſon mit dem Pilatus ſchmiſſe,
Und zu Jeruſalem die Mauren niederriſſe.

baumen] Oder bäumen, ſich in die Höhe ſtrecken, wird itzt als ein Reciprokum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiäner ſagen alborarsi, in dem nehmlichen Verſtande.

Jacobus führt zu Rom ihm einen Schaupallaſt
In ſeinem Schlafbild auf. Johannes redet faſt
Und meynet anders nicht, dann daß er mit der Zungen
Der Phariſäer Schaar durch ihren Sinn gedrungen.
Ach, ſchreyeſt du ſie an, hangt ihr zu dieſer Zeit
Der Schlafbegierde nach, da Chriſtus allbereit
Feil ausgeboten iſt? Ach, Simon, Wunderſachen!
Der mit mir ſterben will, kann jetzt nicht mit mir wachen.
Er aber war vertieft, beſann ſich kaum hernach,
Daß ſolche Worte ſelbſt der Meiſter zu ihm ſprach,
Liebäugelt und begunt jetzt Antwort ſchon zu ſagen,
Wie ihn der Schlaf mit Macht die Lippen zugeſchlagen.
Du läßt ihn dergeſtalt im Raſen ausgeſtreckt,
Betrachteſt, wie du zwar da Menſchen aufgeweckt,
Hingegen ſchläft für ſich entäußert aller Gnaden,
Der dir den Herzenspraſt zu tragen aufgeladen,
Und ſolchen weiter mehrt. Dein Geiſt wird ganz entſinnt,
Das eißgefrorne Blut in allen Adern rinnt,
Was etwan übrig iſt, das kommt mit hellem Haufen,
Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufen,
Das aber ſelbſt, erſtaunt für übermachter Pein,
Wie ſtark es widerhält, doch weder aus noch ein
Sich zu erheben weiß. Du willſt vor Gott dich biegen,
Und bleibſt aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz liegen,
Die Zunge zittert blos, wird nicht, wie recht, bewegt,
So folgendergeſtalt ihr Elendklagen hegt.
Du Gottesebenbild! Hab ich nicht in den Banden
Der menſchlichen Natur genugſam ausgeſtanden,
O Vater? winſelſt du. Werd ich dann alſo hin,
Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
Durchs Kreutz aus dieſem gehn? Ein Kind noch mußt ich fliehen,
Und in Egyptenland mit meiner Mutter ziehen;
Ich hab in Hungersnoth durch vierzig Tag und Nacht
Mit Thränen meine Zeit und Wehmuth zugebracht;
Viel weiter mehr verdaut. Kann dieſes auſſer Sterben,
Den Menſchenkindern nicht die Seligkeit erwerben?

Wie oftermalen ich den Athem eingeſchluckt,
Hab ich mir den Verderb zugleich in Leib geruckt:
Und du begehreſt mehr? Die Berge fort zu heben,
Wird deiner Allmachthand nicht großen Kummer geben,
Da dieſes, welchem du den Willen beygefügt,
Sich nimmermehr verrückt. Wohlan, ſo ſey vergnügt;
Dein Wille werde wahr! Das haſt du kaum geſaget,
Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
Der Mark und Bein durchfrißt. Mein Geiſt, der alſo brennt,
Wird dieſer für die Welt geopfert nicht erkennt?
Der Wille, welcher dir ſich ganz und gar ergeben,
Und alles eher kann, als dir, Herr, widerſtreben,
Steht der nicht (fleheſt du zum Vater) für die That?
Ein Seufzer, den dein Sohn herausgelaſſen hat,
Kann der mit ſeiner Kraft nicht einer Menge Böſen
Zu deiner Gnadenhand ihr Leben wieder löſen?
Wo möglich, ach, ſo laß den Eingebornen los;
Ich bitte hoch und ſehr! Jedoch geſchehe blos,
Was du für Recht erkannt. Mit dieſem kominſt du wieder
Ein wenig zu dir ſelbſt, und hebſt die Augenlieder
Um Antwort willen auf, in deſſen ſein Gezelt,
Der dich von Anbeginn, und vor dem Nichts der Welt,
Zum Schlachtlamm auserkieſt. Sein Antlitz aber ſchauet
Dich nebelfinſter an. Es ſchneidet dich, und drauet
Zornſtrahlend lauter Blut; das Schwerd in ſeiner Hand,
So dich zerſtücken will, iſt anders nicht bewandt,
Dann deines in dem Thal des Joſaphats zu brauchen,
Wann du den Sündenreſt in Feuerpechpfuhl tauchen,
Und überdampfen wirſt. Jetzt gehet erſt das Flehn,
Herzpochen, Wehgeſchrey, Zähnklapfen, Händedrehn,
Mein Jeſus, mit dir an, da du, auf den du baueſt,
Unherzzertrümmert nicht mit naſſen Blicken ſchaueſt,
Wie er, den du verklärt, ſich gegen dir gebahrt,
Und voller Zornbegier nunmehr ſchon auf der Fahrt
Dich hinzuwürgen iſt. Du ſucheſt aller Enden,
Und findeſt nirgend nicht, wohin dir anzuländen,

O Angſtmenſch tröſtlich ſey; nimmſt endlich deinen Lauf
Nach deinen Jüngern hin, hebſt Händ und Armen auf,
Man wird mich, ſageſt du, in dieſer Stunde fangen,
Und ihr begehrt annoch dem Schlafe nachzuhangen?
Seyd angemahnet, wacht! O träge, weil ihr ſchnaubt,
Wird dieſer, dem ihr dient, von euch hinweg geraubt.
Sie ſchlummern aber fort! Ach, denkſt du, was zu machen?
Die Jünger treiben Schlaf, die Phariſäer wachen,
Mein Hauptbeſchirmer zürnt. Ihr werdet mich forthin
Sobald nicht wiederſehn; blickt, weil ich bey euch bin,
Einmal noch munter auf! O unglückhafte Stunde!
Seyd ihr doch wider mich, vermeyn ich, auch im Bunde,
O Falſche! klagſt du laut. Das Herz im Leibe bricht,
Und ſchmelzt für Traurigkeit; beim Vater gelt ich nicht,
So ſind die Jünger taub: hat alles ſich empöret?
Wird mein Befehlswort ganz von keinem nicht gehöret?
Und, was für Klagen mehr dein Trauergeiſt geſpürt,
Auch durch den matten Mund gen Himmel abgeführt,
Sey ſo dahin geſtellt. Jetzt nimmſt du an den Zweigen,
Die um dich ringsherum ſich ehrerbietig neigen,
Dich anzuſteiffen vor, weil du nicht weiter Kraft
Allein zu wandeln haſt. Es rinnt ihr ſüßer Saft
An deiner Hand herab, ihr Stärkung einzugeben,
Die ſonſt im Beten ſich noch einmal aufzuheben,
Nicht ſattſam Macht gehabt. Du gehſt gemach, gemach,
Mit Schmerzen überhäuft den Oelbaumlauben nach,
Und auf den Betort zu. Indeſſen ruft der Flammen
Erzabgott, Lucifer, ſein Rabenvolk zuſammen,
Das aus dem Feuerſumpf, auch bis auf einen, gar
In dieſer Judasnacht herausgelaufen war.
Die Stadt Jeruſalem war damals ihre Hölle,
Und gab dem Schlangenvieh auf allen Dächern Stelle.
Das eben kam geſammt, weitſchrittig, auf Geheiß
Des Allerbeſten, gewandert in den Kreis,
Den Belial umſchrieb. Der Feuersbrunſten Speyer,
Der alte Drachenkopf und Feldherr aller Geyer,

Hub Donnerwetter an, ſprüt einen Waldvoll Staub
Und Loderfunken aus. Was? brüllt er, wird der Raub,
Den unſre Tapferkeit vor Zeiten weggetragen,
Uns alſo lüderlich, von einem abgeſchlagen,
Der Hand und Fuß anitzt mit Kummer nach ſich zeucht,
Ja, wie ein Bettelhund und armer Sünder, kreucht?
Ließ ihn die Wüſten gleich aus unſrer Fauſt entrinnen,
So können dießmal wir die Schanze noch gewinnen.
Der Nazarener geht für Angſt verzweifelt auf,
Ihr Brüder, wo ihr helft. Beelzebul, drauf, drauf!
Ihr andern, fort hernach, ſeyd hurtig, laßt uns ſtreiten!
Der droben, glaub ich, ſteht ſelbſelbſt auf unſrer Seiten,
Und mordblickt auf den Sohn, habt der Gelegenheit,
Den Stürmer unſres Reichs zu fällen, in der Zeit,
Ihr meine Helfer, Acht! Das Licht iſt uns genommen:
Wir ſollen auch nunmehr um unſern Nachtort kommen?
Dann der von Bethlehem verkauft den Sündern Heil.
Wir haben nimmermehr an Menſchen weiter Theil,
Wo er ſein Werk vollführt. Darum ſo laßt uns laufen,
Und um die Seelen uns noch eines mit ihm raufen.
Sie murmeln allzumal, grimmbrummen, ſind erhitzt,
Wie eines Engels Glanz auf ihren Haufen blitzt,
Davon ſie über Hals und Kopf zurücke prellen,
Und, was ſie vorgehabt, in ein Vergeſſen ſtellen.
Der Anwalt Gottes nun, mit Himmelskraft bethaut,
Nachdem er weit von ſich die Teufel wegbedraut,
Stund Schildwach in der Luft. Die Haargoldlocken flogen,
Sein Rock war himmelblau mit Sternen überzogen,
Die Flügel trotzen ſelbſt dem Weſtwind balſamreich,
Sein Angeſicht nur iſt vor Mitbetrübniß bleich,
Sonſt auf den Ort gelenkt, da Jeſus hingegangen,
Den Kreutzkelch von der Hand des Vaters zu empfangen.
Was dieſem nur für Angſt aus ſeinem Herzen ſtößt,
Und, was er in die Luft vor Seufzermörſel löſ't,
Die zehlt er alleſammt. Kann ich dann nichts erhalten?
Schreſt unſer Seelentroſt, muß ſich mein Leben ſpalten?

Bin ich, (ach ich!) der Sohn? Dein Zorn iſt Demantſtein,
Der wird durch unſer Blut zerſplittert müſſen ſeyn,
Sonſt ſteht kein Mittel vor. Wohlan ich bin, mein Leben
Begierig für die Welt in Fluch dahin zu geben.
Zehn hundert tauſendmal zu ſterben hätt ich Luſt;
Du weißt es, wäre mir, mein Vater, nicht bewußt,
Wie viel verdammtes Volk mit Ketzereyen hageln,
Mit Sünden anders mich an neue Kreutze nageln,
Und ſonſt verfolgen wird. Ach, ſoll die ſaure Pein
Den mehrern Theil umſonſt dann überdauren ſeyn?
Ach, willſt du dieſes nicht rachgyfersvoll betrachten?
Ich muß, ach Gott, ich muß, und werde bald verſchmachten.
Die Adern ſind zermalmt, das Blut der Leber ſchwillt,
Bis daß es hochgeſtrömt aus allen Gliedern quillt.
Schau an! wie blutig ich, du Herzzerſtoſſer, bin!
Hab Acht, wie roth beſprengt ich deine Kelter trete!
Was foderſt du doch mehr? Die Schweißgewäſſerfluth,
Das mit durch Mark und Bein herausgepreßte Blut,
Die Zähren, die den Kreis der Wangen überlaufen,
Sind dieſe deine Gunſt nicht gültig zu erkaufen,
O zornentbrannter Gott? Wo möglich, ach ſo ſey
Zum letztenmal erſucht: laß den Gerechten frey!"
Der Vater dennoch dringt ihm auf, den Kelch zu trinken,
Darob er ſinnerſtarrt alsbald in Ohnmacht ſinken,
Und faſt zerberſten muß. Der Engel fleucht in Eil,
Und andrer Weiſe nicht, dann eines Bogens Pfeil,
Auf ihn, den Herren, zu, reibt ſeine blaſſe Wangen,
Ertheilt von neuem ihm den Athem zu empfangen,
Löst ſeinen Gürtel auf, und, wie er Regungsmacht
Dem Höchſten wiederum nach Nothdurft beygebracht,
Hat er ſo ſchnell und ſtark in Himmel ſich geſchwungen,
Daß Wolken hin und her auf ſeinen Flug zerſprungen.
Mein Heilerwerber gab dem Erdreich einen Kuß,
Und ſagte: „Schluck in dich den Blut- und Waſſerfluß,
Durch dieſen wird der Fluch, den Gott gethan, zerſchlagen,
Narciſſen ſollſt du mehr, als Dornen künftig tragen.

Ach! alle Feuchtigkeit iſt weg von mir gerennt,
Ich feure durch und durch, mein ſtarker Geiſt entbrennt.
Ihr Juden, kommt herbey, ich will nicht widerſtehen,
Ja euch, wo ihr verzieht, ſelbſelbſt entgegen gehen.
Nicht dieſen Augenblick gemarkert ſollen ſeyn,
Weiß Gott, das martert mich nur einzig und allein.
Herr Chriſt, du Lebensbaum, der alle Menſchen ſpeiſt,
Wie haſt du dich dieß Orts ſo wunderbar beweiſt?
Du ſollſt zur Schädelſtätt noch deine Seele bringen,
Und hebſt mit Todesangſt ſo zeitlich an zu ringen?
O Werk, in welchem mir zu grübeln nicht gebührt,
Doch das, erachte ich, Herr, von deiner Liebe rührt,
Durch welcher Antrieb du natürlich ſterben ſollen,
Und mit dem Tode nicht natürlich ringen wollen!
Ach was? ich irre weit. Dein Trauerkörper fangt,
Bis daß er zwiſchen Erd und Himmel nachmals hangt,
Hier zu erkalten an, durch welches lange Sterben
Du, uns mit Ueberfluß den Segen zu erwerben,
Mein Bruder, vorgehabt. Noch eines wundert mich,
Daß die geſtirnte Burg vor deinen Seufzern ſich
In Stücke nicht zertheilt! daß alle dein Verlangen
Und Abbitt in den Wind vergebens fortgegangen!
Gattgenaturter Menſch, wie daß du ſonder Sieg,
Blutrünſtig überſchwitzt, den Betensandachtkrieg
Hinaus, geführet haſt? Warum wird deinen Klagen
Der angelegte Sturm ſo grauſam abgeſchlagen?
Was frag ich? haben ſie doch überaus empört,
Durch Aufſtand ſich zertrennt, und derowegen hört
Der Weltkreisſchöpfer nicht. Die Menſchheit will geneſen,
Hingegen kämpft in dir dein göttlich hohes Weſen,
Verjagt, was menſchlich iſt, ſteht wider dich und flammt
Aus Rachgier lichterloh, reißt dich in Tod verdammt
Für unſre Schulden hin. O unerhörte Sache!
Du ſchütteſt aus ſelbſelbſt, und leideſt auch die Rache.
Du ſitzeſt, als ein Gott, dem Richter an der Hand,
Und führeſt, als ein Menſch, des angeklagten Stand.

O Davids Himmelszweig! Ich weiß nicht, wo mein Denken
In Obacht dieſer Angſt noch endlich hinzulenken:
Hat, wenn die Menſchheit dich mit Schrecken übereilt,
Dir deine Gottnatur nicht wieder Kraft ertheilt?
Ach nein! ſie hat vielmehr mit neuen Kummerswogen
Die Geiſter, welche dich bewegten, überzogen.
Ein Menſch beklagt ſich auch, erbebt und winſelt wohl,
Weiß aber oftmals nicht, ob das ſich finden ſoll,
Vor dem er ſich entſetzt. Du aber haſt im Herzen
Erblickt und abgezehlt, wie viel dir Folterſchmerzen
Dein Stammvolk anthun wird. Wie manch und vielerley
Blutmordſpektakel ihm der Juden Tyranney
Alt dir zu ſehn gedacht, ſchien dir, als Gott, abhanden,
Daher du auch, als Menſch, ſchon Marter ausgeſtanden.
Mich deucht, Gemütherarzt, ſammt daß du hier bereit,
Was dir das Teufelsvolk für Unbarmherzigkeit
Hernachmals zugefügt, was auch für rauhes Leiden
In deiner Seelen dir der Himmel zubeſcheiden,
Schon übertragen haſt. Allhier verlaſſen dich
Die Jünger ſchlafverſenkt; allhier befindet ſich,
Was du hernach geſagt, dein Geiſt von Gott verlaſſen.
Die Juden ſchleppten dich gebunden durch die Gaſſen.
Hier, da die Hände ſelbſt zu beten ſich geſchraubt,
Kauſt du, mein Herr Gott, auch der Kräften ganz beraubt,
Den Leib kaum nach dir ziehn. Sie werden um dich legen
Ein Purpurſpottungskleid; hier macht der Blutſchweißregen
Zum Purpur deinen Rock; ja, wie man dir hernach
Ist deiner Kreutzigung durch Händ und Füße brach,
So eben haſt du dich auf Erden hier geſtrecket.
Ich weiß nicht, was noch mehr für Wunder etwan ſtehet?
Doch über alles bürgt ein wunderbares Gut
Das ungefodert ſelbſt hervor gedrungne Blut.
Ach Seelenſpicanard! ach lebenshafte Gabe!
An der ich meinen Geiſt und kranke Sinnen labe,
Ein Tropfen fälle ſich in vielmal hundert Theil,
Ach Kraftblut, alle Welt macht eines dieſer heil,

Und ſeelengüterreich. So wird kein Balſam flieſſen,
Noch auch der Weinbeerſaft dem Winzer ſich ergieſſen,
Als hier durch Haut und Fleiſch dein Lieferblut ſich dringt
Und, einer Wolkenbruſt faſt zu vergleichen, ſpringt,
O Gnadenquell, mein Gott! Es iſt in dieſer Stunde
Dein roth durchſtriemter Leib nur Eine bloße Wunde.
Daher Geblüte dann, hoch überauf geſchwellt,
An allen Enden röhrt. Es wärt wohl beſtellt,
Wann, Magdalena, du die Blutabtrauffelflocken,
So unſer Herr geſchwitzt, in deiner goldnen Locken
Fußtrockentuch gefaßt. Ich halte meinen Mund
Zu dieſem Blut hinan, hier wird mein Geiſt geſund.
Zu Rom mag immerhin das Fechterblut erfriſchen,
Das einer in ſich ſauft, wann noch deſſelben Giſchen
Aus dem Verletzten ſchaumt. Da iſt der ganze Chriſt,
Wo du, ſein Blut, auch nur in einem Tropfen biſt.
Was aber ſoll ich nun von dir, o Garten, ſagen?
Du wirſt hinfort nicht mehr den Oelbaum langſam tragen,
Weil über dich das Blut des Allerhöchſten fleußt,
Und rinnes ſich herum auf deinen Grund ergeußt.
Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
Demnach es dieſen Saft des Lebens aufgefangen?
Ein andrer erndte Frucht, von dir, o Garten, ein,
Mir wird nichts liebers nicht, als deine Düngung ſeyn.

III.

Auf das Abſterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau. *)

Nicht anders, als ein Schiff zwar ſeinen Fährmann miſſet,
Doch aber Angeſichts, wenn einer eingebüſſet,

Lieferblut] ſo viel als geliefertes, d. i. geronnenes, coagulirtes Blut. So ſagt auch Flemming: „Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weq.“

*) Dieſe Kleinigkeit, vom Jahre 1640. und die drey folgenden Stücke, ſind nichts als Gelegenheitsgedichte; die aber deswegen ſchon werth waren, wieder gedruckt zu werden, um

Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzuſtehn,
Das ſamt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:
So mißt auch Euer Haus die treue Hand der Frauen,
Und kann in höchſter Angſt auf keinen Helfer bauen,
Als bloß auf Euren Fleiß. Seht auf, als wie ein Mann,
Und ſchätzt euch doch nicht ſchwer, Herr, was ein Weib gethan!

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Boffels, Kayſerl. Raitraths.*)

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erſchrecklich angeſteckt;
Auf Erden kömmt zuſammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in ſeiner Silberpracht,
Dahin ſich ewig auch nicht eine Wolke macht;
Er ruhet frey von Winden,
Vor ſich, ſtets umgewandt;
Da iſt ſonſt nichts zu finden,
Als lieblicher Beſtand.

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unſer Haupt mit Macht zuſammen ſchlägt,

auf einmal alles überſehen zu können, was von ihrem Verfaſſer bis itzt ſich auftreiben laſſen. So unbedeutlich ſie ihrer Gegenſtände wegen ſind: ſo viel eigenes hat jedoch auch das geringſte derſelben; und in allen ſieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach ſeinem eigenen Plane arbeitet.

*) Iſt von 1641. Raitrath iſt ſo viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus ſagt von dieſem Joffel, daß er des Opitz Freund geweſen, und von ihm Gedichte beſeſſen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitziſchen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

Muß mancher Geiſt der Erden
Des ſchnellen Todes ſeyn;
Wer größer können werden,
Dem jagt ſie Schrecken ein.

Der höchſte Himmelgeiſt ſieht ſolchem Jammer zu,
Schlägt Angſt und Kummer aus, hat bey dem Kriege Ruh.
Er läßt ſich nicht verkehren,
Wenn alles knakt und bricht;
Und weiß ſich ſteif zu wehren:
Sein Herze wanket nicht.

Herr Zoffel, Euer Sinn geht dieſer vielen für,
Und glänzt dem Meiſter gleich; iſt Aller werthe Zier.
Ihr habt bey jungen Jahren,
Da manche müßig gehn,
Den rechten Griff erfahren,
Wie Noth ſey auszuſtehn.

Wenn einer etwas ſchön bey junger Zeit gethan,
So kömmt ihn dieß hernach im Alter leichter an.
Im Kriege ward empfunden,
Wie wohl Ihr mit der Hand
Vor Schlägen Rath gefunden,
Doch beſſer durch Verſtand.

Da habt Ihr freyen Weg zur Tugend Euch gemacht,
Zu welchem manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.
Man ſah Euch thätig lehren
Am kleinen, daß Ihr werth
Des größten Standes Ehren;
Die auch zu Euch gekehrt:

Als Eures Namens Ruhm bis an die Sternen drang,
Und an derſelben Bild, des Kayſers Hof, ſich ſchwang.
Da iſt er auch beklieben;
Und bis ins dritte Haupt
Bey Gunſt und Ruhm geblieben,
Groß, herrlich, unberaubt.

Wer Einem Kayſer bloß in Dienſten wohlgefällt,
Den ehrt, und zwar mit Recht, ein jeder Ort der Welt.
Wer Dreyen kann gefallen;
Als, mein Herr Zoffel, Ihr,
Geht dieſer, wo nicht allen,
Nicht derer meiſten für?

Was ſchlag ich Zeiten auf? Der dritte Ferdinand
Hat Euch bey ihm ein Amt rechtmäßig zuerkannt;
Gleich, als uns wollte tödten
Das wilde Kriegesſchwerdt,
Da ſolches Volk vonnöthen,
Das mit Verſtande wehrt.

Dermaßen pflegt Ihr hier zu wehren Euren Mann,
Samt alles, was Ihr thut, Euch ſelber ſey gethan:
Könnt ſo zu Rathe halten,
Als ſey es andrer Theil,
Und treulich auch verwalten
Dieß allgemeine Heil.

Ihr tragt mit großer Luſt die ehrenwerthe Laſt,
Dieweil Ihr mit Geduld und Kräften wohlgefaßt.
Euch hat das Joch erwecket,
Und an das Licht gebracht,
Das andre Leute ſchrecket,
Und allzu müde macht.

Der Willen machet Euch, was ſchwer iſt, leicht und ſchlecht;
Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
Wie, wenn ein Vogel zittert,
Und ſich dem Leim entſchlägt,
Er ſich doch ganz zerſplittert,
Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge flencht, dem wird die Bürde ſchwer;
Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
Wohlan, Ihr habt den Sorgen,
Rathſchlägen unterthan,
Vom Abend bis zum Morgen
Bisher ihr Recht gethan.

Itzt ſchlagt des Amtes Laſt und andern Kummer aus;
Heut iſt ein Ehrentag, erfreuet Euer Haus.
Wer immer ihm ergeben
Dem Amte ſtehet für,
Der mag auch laſtig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unſer ſchnöder Leib zur Ruhſtatt täglich gehn,
So laßt den müden Geiſt doch eines ruhig ſtehn.
Legt hin die Kammerſchreiben,
Der tiefen Sorgen Sitz;
Wer kummerlos kann bleiben,
Der hat den beſten Witz.

Sucht in den Kaſten auf der Verſe treues Pfand,
Wie Euch für ſeinen Freund Herr Opitz hat erkannt,
Der oben bey der Sonnen
Der weiſen Welt bewußt:
Was ſeine Fauſt geſponnen,
Wirkt Nachdacht und auch Luſt.

Wo deſſen Vers nicht hilft, ſo faßt die Kanne Wein,
Und ſchenket in ein Glas zugleich den Kummer ein.
Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh und Pein,
Die nicht gebrechen werden,
Am Leben Mörder ſeyn.

V.

An Herrn Goldbach, bey ſeiner Verheyrathung.*)

Nun fällt der Tag herein, in dem Euch an die Seiten
Ein unbeflecktes Bild der alten Väterzeiten
Geſetzet werden ſoll; der freudenvolle Tag,
In welchem weiland ſich der wilde Heide pflag
Nach Bachen anzuthun: die ſchrieen in die Wette,
Gleich als der Säufer Gott ſie angetrieben hätte,
Verhüllten ihren Kopf mit Blättern um und an,
Und ſchloſſen überdies zum Tanzen einen Plan,
Das ſinnenloſe Volk! Ihr könnt genauer wiſſen,
Woher auf dieſen Tag die Faſtnacht Freuden flieſſen,
Herr Goldbach, zweifelt nicht! Betrachtet Euer Haus,
Schickt Augen und Vernunft nach wahrer Bothſchaft aus;
Nehmt aller Freunde wahr, wie muthig ſie ſich weiſen,
Und Eure Braut geſammt mit einem Munde preiſen.
Dann welcher wüßte ſich ſo ſteinern um die Bruſt,
Dem dieſes Conterfey der wahren Tugendluſt
Verſchmählich ſollte ſeyn? Wohlan, ſo habt Gedanken,
Mit was für Einigkeit ſie mit einander zanken
Um Eurer Liebſten Zucht. Der Eine hält dafür,
Sie ſey der Sara gleich, und würde nach Gebühr
Euch zu Gebote ſtehn. Der Andre will ſie gleichen
Der Töchter Bethuels, dieweil ſie Hand zu reichen

*) Iſt von 1642.

Und wohl zu thun gewohnt. Der Dritte bringet an,
Wie ihre Freundlichkeit das Herze brechen kann,
Nach Rahels ihrer Art, um welcher Anmuth willen
Der Jacob vierzehn Jahr, die keuſche Brunſt zu ſtillen,
In Dienſten hingebracht. Der Vierte macht Geſchrey,
Wie daß ſie an Geduld der Lea Schweſter ſey:
Der Fünfte bricht hervor, getroſt ihr beyzumeſſen,
Wie Jaels ſtarker Muth ihr allen Sinn beſeſſen.
Der ſechſte Biedermann der übergeht den Muth,
Und giebet ihrer Hand vor dir, du theure Ruth,
Du unverdroßne, Platz. Sein Nachbar kann bewähren,
Sie werde nimmermehr ſich nach dem Winde kehren;
Das Elend bräche ſchon von Oſt und Morgen ein,
Vielmehr, wie Michal, Euch zum Schirme dienſtlich ſeyn:
Da nimmt der Achte dann ihm Anlaß, ſie zu preiſen,
Und denkt Abigail perſönlich aufzuweiſen
Durch ihren Mannsverſtand. Der Neunte giebt Bericht,
Weil jedermann von ihr ein gutes Urtheil ſpricht,
Sie ſchiene ſie, und ſey in dieſem großen Stücke
Der Judith zugethan. Der Zehnte ſinnt zurücke,
Wie ihr Geſichte flammt, und langet auf den Grund,
Daß Eſters Wangenſchmink und roſengleicher Mund
Sie angeſtorben ſey. Den Eilften deucht Suſanna
Nicht keuſcher ſeyn, als ſie. Ein andrer paart die Hanna
Mit ihr in Frömmigkeit. Und immer ſo fort an,
Wie ich nicht alles hier mit Namen nennen kann,
Nimmt dieſes Lobgeſpräch und angenehme Streiten
Nach ſtärker überhand; weit anders, als vor Zeiten
Der erſten Römer Kern vor Ardea bezecht,
Ein jeder ſein Gemahl, und Collatin mit Recht
In das Geſtirne hub. Hier zielen alle Zungen,
Nicht wie ein jeder da für ſeinen Schatz gerungen,
Auf Euer Herzenslieb. Mir kommt es eben vor,
Wie in der Singekunſt ein wohlbeſtelltes Chor,
In welchem keiner nicht dem andern gleiche ſinget,
Doch Eine Melodey im Unterſchiednen klinget:

So stimmen; welche hier von vieler Meinung seyn,
O Gönner, allzumal im Hauptpunkt überein.
Ach! seelig soll man Euch und aber seelig achten
Bey einer solchen Braut! Ihr Leben Thun und Trachten
Steht vor das Heyrathsgut: denn aller Goldgewinn
Fällt oft geschwinde zu, und oft geschwinde hin;
Das aber hat Bestand. Ihr könnet von den Sachen,
Durch Hülfe der Vernunft, Euch leichte Rechnung machen,
Daß eine reicher sey, die mit beherzter Hand
Und überschiffter Rast des Gangis seinen Sand
Zusammen lesen kann, als welche mit dem Gelde
Den Kasten überdrückt. Die Tugend zeucht zu Felde,
Sucht Beute Tag und Nacht; hat, was sie in der That
Noch Lange, lange nicht ihr zu geworfen hat,
Und bleibt mit sich vergnügt. Das werden alle wissen,
Die Weisheit ausstaffirt; Ihr aber auch geniessen
An Eurer werthen Braut. Sie wünschet allbereit,
Und hofft die Wiederkunft der wunderschönen Zeit,
In der die Sonne sich dem Westen wird vertrauen;
Und dieser Erdenrund, den Tempel Gottes, bauen
Mit Werken der Natur. Da weiß sie auch mit Lust
Die Unlust auszustehn. Dem Werber ist bewußt,
Wie sauer sie geschwitzt. So wird sie künftig wachen,
Und andern einen Muth mit ihrem Fleiße machen.
Dann, haut ein Führer selbst den Feinden in das Dach,
So setzt sein Kriegesheer ihm unerschrocken nach:
Nicht anders geht es hier. Es lasse nur die Mühen
Der Kreaturen Herr nicht ohne Frucht verblühen:
Er lenke was Ihr thut: (mit ihm führt Eine Hand
Vielmehr, als tausend, aus) er segne diesen Stand
An den ihr heute kommt. Doch soll ich prophezeyen,
So, meyn ich, wird er wohl zum Ueberfluß gedeyen.
Habt Ihr nur gleichen Sinn, und mischt das fromme Blut!
Wie Mann und Weib gebahrt, sind Ehen falsch und gut.

VI.

An seinen Lehrer, den Prof. Christ. Colerus, bey dessen Namenstag.*)

Auf! Mutter Schlesien, du Rüsthaus großer Güter,
Du Abgott der Natur, du Amme der Gemüther,
Die feuerhertzig sind! Auf schönes Vaterland,
Wiewohl dich dieser Zeit Gradivus Donnerhand
Zum Schandspektakel führt! Vergiß der Hauptbeschwerden,
Die durch Vergessenheit zum Theil erleichtert werden,
Und feyre neben mir Herr Cölern dieses Fest,
Der wider deinen Schimpf und unsrer Zeiten Pest
In vollen Waffen steht. Der Europäer Wunder,
Der deutschen Völker Ruhm, der Bobersföhne Zunder,
Mein kluger Opitz brach durch unerschöpften Fleiß,
Durch unentfärbten Ernst, der Mutterreden Eis
Uns Allemännern auf. Nach diesen seinen Thaten,
Die eine That verbracht, befand er an Soldaten,
Dem nachzustreben war. Ein Führer in der Schlacht,
Nachdem es seine Faust auf guten Weg gebracht,
Der weicht ermüdet aus, schaft andern nachzuhauen:
Sein Rittergrimm verlischt, der Feinde Rücken schauen
Begnügt den Löwenmuth. So, wie allhier die Flucht
Der Sprache Barbarey, das graue Thier, gesucht,
Ließ Opitz den Beruf der deutschen Phöbus Sinnen,
Verstieg sich anderweit erhitzter auf die Zinnen,
Wo grüner Ruhm hausirt. Die Sache ward bestürzt,
Und durch des Meisters Rast im wachsen schon verkürzt,
Als wenig unterbaut. Wer hat sich da gefunden,
Der unsrer Leyer sich so eyfrig unterwunden,
Als, werther Cöler, Ihr? Der Unsern Vaterland
Hat mit der ersten Milch den himmlischen Verstand

*) Ist gleichfalls von 1642. als nach welchem Jahre mir weiter nichts von dem Dichter vorgekommen

In Euren Sinn geflößt. Wen dieſe Stadt der Erden
Zum Bürger ausgeſetzt, dem muß der Himmel werden;
Der ſteigt, wie Feuer, auf. Auch ihr Parnaſſuslicht,
Das durch die kalte Nacht der grimmen Läufte bricht,
Verdienet dieſes Lob. Minervenbrüder Sonne,
Ich meyne, Gruter, dich, der hatte ſeine Wonne,
Wann Eure Muſe ſich durch einen Luftgeſang
Bis an den Ritterſitz der Andromeden ſchwang:
Und Buchner noch anjetzt. Wen ſolche Seelen lieben,
Der hat ſein Ehrenſchiff ſchon hoch genug getrieben,
Entſtände gleich auf ihn die ganze Welt ergrimmt.
Und eine Liebesglut, die ſolcher Orte glimmt,
Iſt dieſer vorzuziehn, ſo anderwegen brennet,
Die Tugend aber nicht für ihren Zweck erkennet,
Als wie Antiſtheues. Bey Euch verfängt er wohl:
Ihr liebet, was an Euch geliebet werden ſoll,
Und ehret, was man ehrt. Die deutſche Pierinne
Iſt das geringſte faſt an Eurem reifen Sinne,
Wie hoch ſie euch erhebt. Was Tacitus verſchweigt,
Der Sachen oft und viel nicht redet, ſondern zeigt,
Verſchweigt er Euch doch nicht. Was deſſen Mitgeſelle,
Der Einen Ruhm mit ihm, Ein Alter, Eine Stelle,
Ein Herze hat geführt, was dieſer Mann geblitzt,
Hat Aufenthalt bey Euch. Was Florus ausgeſchwitzt
Iſt Euer Labetrank. Was jenet aufgeſchrieben,
Der dieſen Tag zu Rom mit zwanzig Wunden blieben
Und dreyen noch dazu; was Criſpus vorgeſtellt,
In dem die Ueppigkeit und Tugend ſich geſellt,
Verſteht Ihr ohne Falſch. Was Victor hat beſonnen,
Dem denkt Ihr weiter nach. Was andre mehr geſponnen,
Das wirkt Ihr künſtlich aus. Was weiland der Schleidan,
Und unſer Tacitus, der wichtige Thuan
Von Weltgeſchichten zeugt, kann einer unvergraben,
Bey Euch auch ohne Buch in guter Ordnung haben.
Was die gehöfte Welt, wo Silis ſich ergeußt
Und das atlantſche Meer die letzte Gränze ſchleußt,

Für Art zu herrſchen hat, iſt alles Eurem Herzen
Bekannter als bekannt. Ihr gleichet Euch der Kerzen
Bey Alexandria: dann Euer Sinn der ſieht,
Und wird auch weit geſehn. Er weiß, ſo was geſchieht,
Was drauf geſchehen ſoll; hält ſcharfe Hut und Wache,
Hat mit der Ewigkeit nicht eine ſchlechte Sache,
Die keinen Laffen liebt. So lebet Ihr, mein Licht;
Und welcher anders lebt, der lebt bey weitem nicht.
Wer aber lebt, wie Ihr, kann doppelt ſeelig leben,
Und, muß er ſeinen Geiſt den Parcen übergeben,
So reißt er dennoch aus, durchwandert alle Welt
Als eine Bürgerſtadt, und ſchläget ſein Gezelt
Bis an den Himmel auf. Ach, ſollten dieſes wiſſen,
Die ihre junge Zeit vorüber laſſen flieſſen,
Wie würden ſie nach Euch und Eurer Lehre ſtehn!
Ach könnte dieſes mir doch recht zu Herzen gehn!
Ach daß ich mit der Zeit, mein Thales, Eure Lehren
Die, als Orakel, ſind, gehirnter könne mehren,
Was Euer Fleiß von mir zum Lohne bloß begehrt!
Ach daß auf dieſen Tag mein Wahn ſich nicht verkehrt!
Sonſt will ich alles wohl mit gutem Muthe leiden,
Nur das verziehen nicht. Doch ſagt mir, was zu meiden,
Was fortzuſtellen ſey; ertheilt mir Eure Gunſt,
Die mehr, als Lehren, gilt. Ich weiß noch keine Kunſt,
Dann unterthan zu ſeyn. Doch hab ich recht vernommen,
So ſind von dieſer Kunſt die andern alle kommen.
Schaft Ihr nur mir getroſt die Wiſſenſchaften an.
Laßt ſehen, ob ich nicht getroſter folgen kann,
O Urſprung meiner Zucht. Wie bey den alten Tagen
Den jungen Greis von Gent der Skaliger getragen,
Wie Berneggerus Euch mit Treuen hat gemeint,
Wie Anaxagoräs, Perikles, dir geſcheint;
So ſteht Ihr auch bei mir. Was bin ich am Verſtande,
Das nicht von Eurem kömmt? Ich trüge Spott und Schande,
Für Föderung davon, wenn Euer Geiſt gethan,
Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweiſen kann.

Der Höchſte gönne nur Euch ſpäte Lebenstage;
Bis daß ich, als ein Baum, die goldnen Früchte trage,
So Ihr in mich gepflanzt. Die ſtreichet nachmals ein;
Dann alles unſer Thun ſoll Euer ewig ſeyn.
Nun, das Perennenfeſt iſt gar genung gefungen.
Ich wünſchte mir dazu auf heute tauſend Zungen:
Doch, wann ein ſolcher Sinn, wie meiner iſt, gebricht;
So reichen dieß zu thun auch tauſend Zungen nicht.

Lessings Predigt über zwey Texte.

Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von J. E. Biester. Siebzehnter Band. Berlin 1791. Bei Haude und Spener. S. 30—45. Aus einem Aufsatze von Friedrich Nicolai.

..... In Leſſings Briefwechſel mit Hrn. Hofr. Ebert las ich neulich, daß Leſſing in einem Briefe vom 28 Dez. 1769 ſchreibt: „Alberti „befindet ſich wohl; und was mich an ihm eben ſo ſehr freut, als ſeine Geſundheit, iſt, daß ſeine Verſöhnung mit Goezen ein falſches Gerücht „geweſen. Yorik wird daher wohl predigen, und ſeinen Sermon „mit nächſten einſenden." — Dies wird ſchwerlich jemand verſtehen. Wie kömmt Yorik zu Alberti und Gözen? — Hr. Hofr. Ebert hat dieſe litterariſche Anekdote bei der Herausgabe ſeiner Briefe nicht erläutert; und dies veranlaſſet mich, es hier zu thun, zumal da ich dabei ein kleines Bruchſtük von Leſſings Ideen mittheilen kann, das mir ſeit zwanzig Jahren im Gedächtniß geblieben iſt, und vielleicht ſonſt ganz verloren ginge.....

Während Leſſing in Hamburg lebte, entſtand daſelbſt ein großer Theologiſcher Zwiſt. — Seit langer Zeit war in den Hamburgiſchen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgeleſen worden, worin unter andern auch die Worte aus Pſalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen, ſtanden. Im J. 1769 hielt Alberti, und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht,) es wider ihr Gewiſſen, dieſe Worte ferner von der Kanzel zu ſprechen, und ließen ſie aus dem Bußgebete aus. Göeze, ſtreitſüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu ſchlagen und ſeine Kollegen aufs bitterſte zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Partie für Goezen, und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeſchüttet wiſſen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich ſo arg, daß der Magiſtrat Herrn Goeze bei Strafe der Suſpenſion befahl (*), die Sache ruhen zu laſſen.

(*) Man ſ. Allgem. Deutſche Biblioth. XII, 2, S. 95, 98; XVII, 2, S. 614.

Leſſing billigte gewiß Goezens hämiſche Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes ſollte erbeten werden. Aber er ward von ſeinen Freunden nun genekt, daß er ſeinen Vertrauten Goeze, ſo wie er ſonſt zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine .... Neigung, in geſellſchaftlichen Dispüten ſich auf die ſchwächſte Seite zu ſchlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider ſich, und beſonders erſtaunte Alberti natürlich ſehr, daß Leſſing Partie gegen ihn nahm. Dieſer aber ſetzte die Vertheidigung mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinn fort, und ſagte unter andern: „Man müſſe in dieſer Sache „wohl diſtinguiren; dann werde ſich finden, in welcher Rückſicht man ſehr „wohl ſo beten könne und ſo beten müſſe.“ Alberti rief aus: „Hier helfe „keine Diſtinktion, denn in aller Betrachtung ſei es abſcheulich, ein ſolches „Gebet zu beten.“ Leſſing verfocht ſeinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Chriſtus ſagt: Du ſollſt deinen „Nächſten lieben als dich ſelbſt!“ Leſſing verſetzte: „Das ſollen und „wollen wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die her„beirufen, die ihn verdienen!“ Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Diſtinktion möchte ich ſehen, mit welcher Sie dies vereinigen „wollten!“ Leſſing ſagte: „Das ſollen Sie ſehen!“ Alberti und Andere lachten.

Leſſing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

Eine Predigt über zwei Texte; über Pſalm LXXIX, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. ſ. w.; und über Matth. XXII, 39: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt; von Yorik. Aus dem Engliſchen überſetzt.

Er ließ von dieſer Predigt in der Drukkerei ſeines Freundes Bode, auf deſſen Verſchwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, abſetzen, und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrukken, wovon er eins ſeinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Preſſe wäre. Alberti überſah mit einem Blikke, daß mit einem Manne wie Leſſing nicht zu ſcherzen ſei, und daß bei der damaligen Gährung dieſe Predigt, wenn ſie bekannt würde, eine für ihn ſehr nachtheilige Wirkung auf das gegen ihn bereits unbilliger Weiſe aufgehetzte, damalige Hamburgiſche Publikum haben könnte. Der edle Leſſing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene ſeines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte,

und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden, und unter denselben auch ich, bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis itzt Niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstük, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuskript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen sein. Yoricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplizität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehn. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; (*) aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben; eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. Sollte je Lessings Manuscript, oder wenigstens ein Exemplar der Paar gedrükten Bläter, noch zum Vorschein kommen, so wird man vermuthlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest im Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtniß von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing; so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben sein, so wird ein Bruchstük eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth sein. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spatzieren. Sie fanden auf Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten Französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Huth ab; aber sein kummervoller Blik sprach für

(*) Als Lessing das letztemal in Berlin war, hatte er sie nebst andern Aufsätzen, die nur seine Freunde sehen sollten, mitgebracht. Es scheint mir fast, daß die Brieftasche, worin diese Aufsätze waren, entweder noch irgendwo liegt, oder durch einen unbekannten Zufall ganz verloren ist.

ihn. Der Oberſt gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Taſche, und ſagte, indem er denſelben gab: French dog!

Der Oberſt ſchwieg einige Sekunden, und ſagte darauf, ſich gegen Trim kehrend: „Trim! es iſt ein Menſch und nicht ein Hund!“

Der franzöſiſche Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Oberſten Rede gab Trim noch einen Penny, und ſagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieſer Menſch iſt ein Soldat!“ Trim ſah ihm ſtarr ins Geſicht, gab wieder einen Penny, und ſagte: French dog!

„Und, Trim! er iſt ein tapfrer Soldat; du ſiehſt, er hat für ſein „Vaterland gefochten, und iſt ſchwer verwundet worden.“ Trim drükte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und ſagte: French dog!

„Und, Trim! dieſer Soldat iſt ein guter und ein unglüklicher Ehe„mann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Taſche hatte, und ſagte, etwas leiſe: French dog!

Als der Obriſt nach Hauſe kam, ſprach er mit Yorik über dieſen Vorfall. Yorik ſagte: Es iſt klar, Trim haſſet die ganze Nation, welche ſeinem Vaterlande feindſelig iſt; aber er kann jedes Individuum aus derſelben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. — — ....

Gotthold Ephraim Leſſings

vermiſchte Schriften.

Erſter Theil.

1771.

Berlin, 1771. Bey Chriſtian Friedrich Voß. kl. 8.

Vorbericht.

Von den Leſſingſchen Schriften, welche in den Jahren 1753—56 zu Berlin in ſechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil ſeit langer Zeit verdammt, der Vergeſſenheit gänzlich überlaſſen zu werden. Verfaſſer und Verleger waren darüber einig geworden; und beſonders glaubte jener dieſen Entſchluß ſowohl ſich ſelbſt als dem Publikum ſchuldig zu ſeyn. Das Publikum wächſet täglich an Einſicht und Geſchmack: aber viele Verfaſſer bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug iſt, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man beſagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfaſſer den Wunſch abgelockt, das hämiſche Vorhaben, ihn in ſeiner ganzen armſeligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Abſicht auf dieſen Wunſch hat er ſich zu einer neuen Sammlung entſchloſſen, in die er aus jener alles aufzunehmen geſonnen, worauf die Liebhaberey des allernachſichtvolleſten Leſers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erſter Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfaſſer weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke deſſelben auf eben die Entſchuldigung Anſpruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbeſſerung einer baufälligen Hütte, Materialien zu verſchwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Innschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. m. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrengen.

Aufschrift und Innschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war; das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; so wie auf die entgegenstehende: Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika: so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu seyn, was wir bey dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der

ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte ſich Vavaſſor (*). Es deuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es ietzt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockneſten Aufſchrift eines alten Denkmahls gemein, ſo daß beide bey einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerley Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nehmliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft. (**) Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt.

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilet. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr, als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmähler geſetzet wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüßig. Denn wenn es wahr iſt, daß

(*) *De epigrammate cap. 5.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

(**) *Poetices lib. III. cap. 126.* — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elegiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind: ſo gilt der kauſtiſche Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein Epigramm „machen könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß er ſich die Mühe nehmen „ſollte, deren zwey zu machen? —

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler geſetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darinn liegt noch kein Grund, warum itzt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler geſetzt zu werden, weder beſtimmt noch geſchickt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinſchaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunſt, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rückſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freylich ohnedem keine ſchulgerechte Definition an dem Orte (*) zu verlangen war, wo er ſagt, daß das Epigramm oft weiter nichts ſey, als ein guter Einfall, mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müſſen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn ſie ſonſt anders Platz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſeyn kann, welche das Sinngedicht noch itzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längſt aufgehöret in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmahls eingeſchränkt zu ſeyn; und es fehlet nicht viel, ſo erſtreckt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form ſeyn, in welcher die Beantwortung

(*) *L'Art poetiq. Chant II. v. 105.*

L'Epigramme — — — — —
N'eſt ſouvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindruck, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in dieſen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberſchrift, oder Aufſchrift heißen kann, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſtehet. —

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen könnte, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entſtehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſinnlicher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizet: und dann die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sinngedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnliche zwey Theile ſich faſt in jedem derſelben, und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwey Stücke; in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenſtande gereizet wird; und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmack und Kritik an ihm fodern.

Ich ſage nehmlich: das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage „nach Art der eigentlichen Aufſchrift“: ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmahl zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führet, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich

zu wiederhohlen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwey Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachläßiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. (*) Da er sie nehmlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beytrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebnen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt; und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute Anmerkungen macht. (**) Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weise „zwey Theile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den „Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat; und der andere der Gedanke

(*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

(**) *Cap. 13, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

„ſelbſt, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige was den Leſer „reizt, was ihn intereſſiret.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempeln auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwey Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn — bey welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führet? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwey Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher „es ein intereſſanter Gedanke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten „vorgetragen worden.“ Denn, wenn ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beyſpiele, wenn es ſchon kein Epigramm iſt, dennoch ergiebt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erkläret, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſeyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmahl aufſtößt, ſo vermenget ſich mit der angenehmen Ueberraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmahls gerathen, ſogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmahle genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindrucke des ſchönen ſinnlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. —

Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassification unter ihnen eigentlich einzuführen seyn dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweyerley Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet, (*)

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane facis.

(*) *Lib. I. ep. 9.*

Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb? (*)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes, bey vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an so genannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen

(*) Erstes Buch S. 14 der Schweitzerisch. Ausgabe von 1763.

Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bey keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bey dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig seyn will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich wende es unfehlbar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen: seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beyspiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreyzehnte seines zwölften Buchs ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen, nicht noch drey bey ihm aufzufinden. Und auch bey den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabey im Sinne gehabt. Auktus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich, über ihn, oder über den

Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachläßigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Kato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfsinne eines Wernike vorgetragen seyn, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Berinus und Pibrak oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darinn aufzunehmen seyn, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben; aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon, nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten seyn dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen seyn, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lukrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beyspiel mehr seyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darinn fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweyte Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren,

als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kayſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nehmlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nehmlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, Falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Skävola in folgende vier Verſe zu faſſen: (*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht vielmehr als Geſchichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen; und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geſchwinder und ſichrer „unſere Abſicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Helfte dieſes Vergnügens bey einigen Stücken der griechiſchen Anthologie, und bey

(*) *Lib. I. ep. 22.*

noch mehrern verſchiedner neurern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beyſpiel aus der Anthologie ſey dieſes: (*)

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἰς ὁ μεν αὐτων
Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beyſammen auf Einem „Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wuth ſprang „jener auf, und prügelte dieſen, der im tiefſten Schlummer vergraben „lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: dieſer erwachte, und „jener ſchlief vor Müdigkeit ein." Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kuriret wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander kuriret worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Dinge keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe: ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich iſt. Ich geſtehe, daß ich, aus eben dieſem Grunde, ein anderes ſehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nehmlich das, über das Schickſal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.

(*) Lib. I. cap. 46.

Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: lunoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait: occidet armis;
Mars erute: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrab aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique.
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieſes kleinen Gedichts iſt ſo künſtlich; der Ausdruck ſo pünktlich und doch ſo elegant, daß noch jetzt ſehr gelehrte Kritiker ſich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters ſey. Denn ob de la Monnoye ſchon erwieſen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handſchriften zugeſchrieben wird, kein Alter iſt, wofür ihn Politian und Skaliger und ſo viele andere gehalten haben; ſondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet ſey; ſo möchte Herr Burmann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieſer Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein ſo bewundertes Werk wohl aus einer alten Handſchrift abgeſchrieben und ſich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen beſondern Dichter weiter nicht kenne. (*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muſter eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden laſſen; es mag nun alt oder neu ſeyn. Einem ſo unfruchtbaren ſchielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorſehung der Götter damit mehr verſpottet, oder mehr angeprieſen werden ſoll. Sollen wir uns wundern, daß von ſo verſchiednen Göttern ein jeder doch noch immer ſo viel von der Zukunft wußte? oder ſollen wir uns wundern, daß ſie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß ſie vollſtändiger und beſtimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele geweſen, welche den Erfolg ſo zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel ſinnreicher und lehrreicher iſt ſodann jenes Hiſtörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern und Weinkoſtern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes

(*) *Anth. lat. lib. III. ep. 77.*

Hundert von jenerley Räthseln, auch in den schönsten Versen gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzehlungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende, bey dem Ausonius (*):

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden (**):

Ἄνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἦγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzehlungen Beyspiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist eine Apolog, eine wahre äsopische Fabel: denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern; sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beygefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzehlt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet (***), hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes

(*) *Epig. 21.*
(**) *Lib. I. cap. 4.*
(***) *Lib. I. cap. 22. ep. 9.*

Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm (*): nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darinn, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen, und daher nur in der Abstraktion Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bey Seite liegen, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzehler zu seyn scheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beyspiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorzieng, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kayfers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte:
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann, und sprach: Es schmerzet nicht.

(*) Die 16te des ersten Theils.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sey, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: (*)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße »non dolet« zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterinn des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedem damit nur ein Beyspiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig seyn kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläßiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmal entsprechen soll, welches die Aufschrift führet: so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner seyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmahle entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich seyn; wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennet. Er kann ihn eben sowohl aus fünf sechs Worten, als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius (**):

(*) Lib. I. ep. 14.
(**) Oper p. 199. Patav. 1718. 4to.

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus religione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt (*):

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht „fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dieß Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras."

wenn die einzeiligten Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maaß der Erwartung scheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beyspiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausruffungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, das Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus so! (**)

(*) Anthol. lib. IV. cap. 33.
(**) Anth. l. c.

Οὐ τον ἀναπνυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαςης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν στυγῃ πινυτοφρονι· καὶ τάχα φωνην
Ἐνθεν ἀποκρυπτει, καὶ τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erkläret, „hat der Künstler darstellen wollen: sondern den Pythagoras in seinem „weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehm„lich zu machen, sonst gar wohl verstand."

Die Hauptregel also, die man, in Ansehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweyten Theile, nach dem Aufschlusse, richte, und urtheile, ob und wie viel dieser, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es gibt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß, oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freylich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freygebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen, durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. (*)

(*) Lib. XI. ep. 19.

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darinn herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche (*):

Ἄγρον Μηνοφάνης ὠνήσατο, καὶ διὰ λιμὸν
Ἐκ δρυὸς ἀλλοτρίας αὐτὸν ἀπηγχόνισεν.
Γὴν δ' αὐτῷ τεθνεῶτι βαλεῖν οὐκ ἔσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθοῦ πρὸς τινα τῶν ὁμορων.

(*) Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων, εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er ſich an einen „fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß ſein Leichnam „damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm ſeine Grabſtelle auf be„nachbarten Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes „geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, „voller Atomen." Denn ein ſolches Sinngedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bey dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das drey und dreyßigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae voljtat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.

Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaco vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellet, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freygebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben. (*) Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt,

An zwey ſehr ſchöne aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lyker, dein Aug Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn."

(*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene concoptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

»Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
»Ut reparet puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul suissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmahl verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrift, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bey ihm in dem Epigramme selbst enthalten: und wenn wir ietzt einen solchen ja darinn zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die

wenigen, müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bey allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte wiederfahren (*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sahe: so wagte er es, das schon erreichte Ende

(*) Lib. III. ep. 44.

zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszuſetzen; oder, wenn man will, nach dem nehmlichen, das er ſich ſelbſt nur weiter geſteckt hatte. Alſo fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est,
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto, non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu ſeyn, der uns, ſtatt Eines Epigramms, in Einem zwey geben will? Beſonders, wenn ſie ſich ſo gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im geringſten nicht geſchändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchſen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das iſt zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach ſeinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenſte ſeyn, das aus eben ſo viel andern kleinen Epigrammen beſteht, als es Diſticha enthält. Doch ſein eigenes Exempel von einem ſolchen Epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher: und wenn dieſes wirklich vier Epigrammen in ſich ſchließt, ſo ſind ſie auch alle viere darnach. Es iſt auf einen Podagriſten, dem man die Hungerkur vorgeſchrieben hat; und lautet ſo (*):

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, sinire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?

(*) *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

„Heu macie informi, larvata, heu tabe furorem,
„Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda! lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwället, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike, der Mann, der zu dieser voll gepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzu„denken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu „dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in welchen „der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von „dem allein klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beyspiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe (*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Tugend

(*) Seite 38.

„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
„Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laster ihm versagt,
„Der Tugend selber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete sein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen" aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr: denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen; hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen; so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt; eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger

Kontraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod des Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe gieng (*).

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß

(*) Lib. V. ep. 38.

macht ſonſt ſo gutdenkend, und boshafter Witz verſtummt ſonſt ſo leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſte nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beym Skarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn aufſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen (*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung,

(*) Advers. Lib. XXXVI. c. II.

nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen; wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meynet, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſtehet, in welchen er ausgedrückt iſt; oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert, oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter, oder in falſcher Münze zu bezahlen?

Denn ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet: eben ſo iſt es nur die Schwierigkeit,

jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen — nur diese Schwierigkeit, sag ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabey gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwey Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweydeutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige seyn muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders vorauszusehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander

entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbey ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller (*).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammen rafte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken

(*) Lib. VII. ep. 19.

können. — Wie häufig die Epigrammatiſten aller Zeiten und Völker aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen (*): Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweyte Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweydeutigen, daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. Was aber die Zweydeutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären: eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beyſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu eckle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweydeutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können (**). Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad

(*) de Oratore lib. II. c. 63.
(**) L. c. cap. 57.

reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sey: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minime puella naso (*), ein Disertissime Romuli nepotum (**), ein Caeli Lesbia nostra, Lesbia illa, (***) für Sinngedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. So gar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae, und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas besseres sind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches ietzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung, in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte; da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

(*) Carmen 44. (**) Carmen 50. (***) Carmen 59.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst, ihn für seinen einzigen Meister erkennet (*): so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahiret haben konnte. Von solchen, z. E. (**)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem, qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr bald weniger zugeschliffen seyn kann, so wie sie es auch wirklich bey dem Martial selbst ist.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer

(*) *Lib. X. ep. 78.*

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

(**) Carmen 92. 96. et 109.

mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull: Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter(*), ob ſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellet, weil er, nach dem Riccius(**), die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sonderlich er ſahe lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, ſo geſchahe es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nehmlichen Schlußfälle, ſo bald ſie nur einer altrömiſchern Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zwey und vierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß?

(*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes micellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.

(**) Barthol. Riccius de imitatione lib. I.

Nur freylich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammen gepreſſet, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweyen würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catulls geweſen. Denn Paul Jovius erzehlt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Gedichten ſelbſt, auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catulls: er iſt bey weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah: ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catulls, ſo wie jetzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch ietzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläßigkeiten erlauben, die der Dichter in der ietzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit verſus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus (*), quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inseritl sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial, vor dem vollkommenſten

(*) Ep. VI. lib. I.

Nachahmer des Catulls, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls, gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bey allmäliger Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine, und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes, und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuskripte genommen zu seyn scheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange seines Kommentars über den Dichter, bekannt; wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst, redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sey. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sey: so möchte es hingehen. Allein er behauptet gerade zu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwey Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem

longis a finibus eben-ſo wohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreich's in der dritten Zeile gedacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen ſollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieſes Finders, dieſes Kompatrioten des Catulls, dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ſich beziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis hergekommen ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum nothwendig auch auf franzöſiſchem Grunde und Boden müſſe befunden haben, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn: nur aus dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bey Wiederherſtellung der ſchönen Litteratur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern, auch dem Skaliger die in Frankreich geſchehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte (*). Er merkte an, daß das nämliche Epigramm ſich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nicht näher an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta Guarinus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo viel weiß ich, daß ſich Herr Hamberger irret, wenn er dieſen Baptiſta Guarinus ſelbſt zu dem Wiederaufſinder des Catulls macht (**). Dieſes hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterſcheidet er den Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabei begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſahe, er ſeines Theils zu wenig erkannte. Er

(*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

(**) Zuverläſſige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden iſt (vom Catull, nehmlich) hat Baptiſta Guarinus, aus Verona, in Frankreich zuerſt gefunden."

behauptet nehmlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts ſagen ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, für Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt geleſen, als Skaliger. Nehmlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen (*).

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus, in der erſten Zeile gehalten, wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freylich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geſchlechtsnamen ausfündig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a-calamis ableiten laſſe. Angenommen nehmlich, daß a-calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es ohnſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt, in der letzten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das ſonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneſer.

(*) Zwar ſteht bey ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli (*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher dieſe ihre Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen: eben ſo wenig, als es mir gelingen wollen, eines von ſeinen Büchern, deren er verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl ſelbſt ſeyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer ſchlechter Medikus, ſondern er galt zugleich für einen ſchakſſinnigen Philoſophen, und damals hatten die Philoſophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber auch nicht ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vaterſtadt ſo verdient zu machen Gelegenheit hatte: ſo könnte es doch wenigſtens einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten geweſen ſeyn. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr merkwürdig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuſkripte des Catulls, in der fürſtlichen Bibliothek zu Wolffenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich, anſtatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das iſt, thalamis. Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſkript, auch ſonſt einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beym Skaliger keinen Verſtand hat, ſtehet anſtatt cursum, *turbae:* und ſo ſcheinet doch einigermaßen ein Verſtand von weitem herleuchten

(*) Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

zu wollen. Doch dieſe beſſere Lesart giebt auch ſchon Fabricius (*); ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſet die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem wolfenbüttelſchen Manuſkripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile, anſtatt revocate, *celebrate*, und in der ſechſten, anſtatt clausa, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das geringſte dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheune wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheunen? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts beſſeres zu ſagen.

III.

Mattia

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen ſowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen, daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſcheid beygelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frey, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beylegen wolle, die

(*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Sylbenmaaße überschrieben hatte. (*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle seyn mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nehmlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret: so ist er auch, noch bis jetzt, der erste, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter so vielen so viel gute; und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kömmt, ist unser Wernike. Beyder Reichthum ist fast gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike föderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoose der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen und dem Martiale gieng mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müssigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben

(*) *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum hendecasyllabos praesto.

Sinngedichte falſchen und wahren Witz vermiſcht hätte. Er hat ſehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenſtand ſehr klein, ſehr lächerlich, ſehr verächtlich iſt. Aber nie zeigt er falſchen Witz bey einem ernſten, würdigen, großen Gegenſtande. Er kann bey einem ſolchen eben ſo ernſt, eben ſo würdig, eben ſo groß ſeyn: und nur das iſt der wahre Probierſtein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in dieſem Punkte wäre nicht beſſer zu führen, als durch Gegenſtellung neurer Sinndichter, die ſich gelüſten laſſen, über den nehmlichen ernſthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, wer kennt es nicht? — iſt dieſes. (*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido hibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob ſchon nichts, als das hiſtoriſche Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung ſagte, ſie mit Worten ausdrücken läßt. Man ſage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unſchicklichkeit, wenn die That anders ſo geſchehen iſt, als Plutarch berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem ſie die brennenden Kohlen verſchluckt hatte, den Mund feſt verſchloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freylich hat ſie nichts weiter geſprochen, und konnte wohl auch nichts weiter ſprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia anſehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieſes zu thun ausdrücklich anweiſen, wie z. E. Raderus (**): dagegen ich keinen weiß, der vor dieſer Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl iſt es ſicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! ſind Worte des Dichters, der auf einmal ſich dünken läßt, bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und ganz in dem Geiſte der Porcia, der vereitelten Aufſicht mit dieſem Epiphonema ſpottet. Mit der Arria, die man bey dem

(*) Lib. I. ep. 43.

(**) Bey dem dieſe letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt

ähnlichen Entſchluſſe, mit ihrem Gemahle zu ſterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß ſie für todt niederfiel, wäre es ein anderes geweſen. Denn dieſe ward wieder zu ſich gebracht, und hätte alſo ſelbſt ein ſolches I nunc zu der läſtigen Schaar ihrer gutherzigen Aufſeher ſagen können; wie ſie denn auch wirklich ſo etwas ſagte. (*) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: ſo eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von dieſem angeſchmitzten Flecke gereiniget, höre man ſeine Nacheiferer.

Der erſte ſey Markus Antonius Caſanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateiniſchen Epigrammatiſten den allererſten, und zugleich den nächſten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieſes erwecken! (**)

* Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina, et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile ſo nachläßig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leſer ſchon die ganze That der Porcia bekannt ſeyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaaßen verſtehen ſoll: ſondern ich will bloß fragen, was wir bey dieſer letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken ſollen? Oder was hätte Porcia wohl ſelbſt gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritiſchen Augenblicke ſolche Worte entfahren wären? Wie kam ſie darauf, ſich einem Hauſe zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verſtande heißen, in welchem es hier gebraucht ſeyn muß? — Doch dieſe Armſeligkeit iſt ſo vieles Ernſtes nicht werth.

Ungefehr um gleiche Zeit mit dem Caſanova, verſuchte auch Fauſtus Sabäus ſein Heil; und ſo: (***)

(*) *Plinius ep. 46. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

(**) Delitiae Poet. Ital. P. II. p. 565.

(***) Delitiae Poet. Ital. P. II. p. 565.

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe ſich, unter allen möglichen Todesarten, gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was iſt leichter, als über ſo was zu ſpotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein Epigramm iſt ſo lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schluſſe davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Verſen betheuern, wie gern und wie unfehlbar ſie ihm unverzüglich folgen wolle; und ſetzt endlich hinzu: (*)

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministrot amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfeilen; beſonders wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig iſt. Oder, wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber ſeine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike: und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen laſſen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich beſſer als die Sinngedichte des Caſanova, des Sabäus, des Grudius, aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martials. (**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
„Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht, weibiſch ſinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und iſſet Feur, weil er aus Lethe Waſſer trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:

(*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.
(**) Zweytes Buch, S. 45.

„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen.

Ich hätte große Lust, nach dem Beyspiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige worinn er den alten Possenreisser übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Iuvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sey, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet: so hat sich Niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu seyn. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fodert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele (*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unablässig, als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonderes auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! An

(*) Lib. IV. ep. 49.

Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neurern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannet wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verlohren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts darwider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnet, als ſie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bey ſo unreinen Gedichten beſtehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſo wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von je her, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem

Geſichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bey ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Bavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worinn ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube, ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das drey und vierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Bavaſſor erkennet in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füſſe getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meynet, ſo prallet doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück (*). — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freyeſten Epigramme bis zu dem

(*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse pariter, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ad judicem *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alius intenta resiliunt, atque in caput jacientis recidunt.

Gedichte des Sabellus noch weit hin zu seyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial sagen können, „ich „mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als „was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben „so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne „Scham sagen muß, wenn es ein Brandmahl für den werden soll, von „dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, „die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas „Sträfbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten „mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreitzest? Dieses „Anreitzen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an „dir verdamme, und mich auf keine Weise trift: nicht die nackten scham„losen Worte, die ich freylich eben so gut brauche, als du; aber zu einer „andern Absicht, als du. So gar räume ich es ein, daß du im Ge„brauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. Aber, „guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du „dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die „einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen „wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bey „dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, „weit besser befinden, als bey dem plumpen Geradezu. Darum allein „vermeidest du dieses, und verschwendest an jenes so viel Witz und Blu„men. Bey Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in das Gesicht jagen „solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne „Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lie„ber umgehest du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur „möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerk„lich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; „aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer „nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen eckeln Possen„reißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter seyn wollen, „als ein Verführer? Noch lieber ein Possenreißer, als eine listige, „gleißende, maulspitzende Hure! Frage bey dem Didymus nach, wessen „Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen? ob meine, oder deine? „Welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern

„vorſingen? Mit welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke ihres „Berufs erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt auf ihren „ſchmutzigen Nachttiſchen. Ganz natürlich! Denn ich ſchlage, und du „kitzelſt. Zwar, höre ich, ſoll es auch eine menſchliche Gattung von „Waldeſeln geben, deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. „Aber wer fragt nach der? An der iſt nichts zu beſſern, und nichts zu „verderben: und wenn es meine Schläge nicht ſind, welche ihr juckendes „Fell krauen, ſo iſt es der erſte der beſte Eckſtein" u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erſcheinet. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Martial gegen den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der unſchuldigern Wolluſt, ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſo wird er ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus gewinnen müſſen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie geſagt, nicht auf die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſtände an, durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidiget wird, die ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menſchen herſchreibet; ſondern es kömmt auf die anlockenden Sophiſtereyen an, mit welchen man ſolche Gegenſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu welchen ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beiferung eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer ſehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſchet und fodert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will.

Kürze und Rundung: welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martiale begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beyſpiel haben wir an dem ſechſten Epigramme des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kayſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen, nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheiten Einfall zu haben (*).

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fievi, Caeciliane, potest?
Mellà jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes, gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(*) Libr. XI. ep. 48.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punkt, durch einige Beyspiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freylich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meynen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darinn nicht der Dichter seyn könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bey den andern Beyspielen zeigen, von welchen sich das nehmliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial während seines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kayser das **Ius trium liberorum** erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm (*).

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für

(*) Lib. II. ep. 92.

Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht (*), wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn: und beweiſen zu können glaube ich, daß das Ius trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freylich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet (**):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt (***).

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. - -
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheinet ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte (†). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann, ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſtehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, auch aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

(*) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

(**) Lib. III. ep. 92.

(***) Lib. XI. ep. 105.

(†) Lib. XI. ep. 44.

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheyrathet gewesen seyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bey ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet? (*)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heyrathe, und warum er sie dennoch wohl heyrathen möchte? (**)

Uxorem nolo Thelesinam ducere? quare?
Moecha est — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Wittwer gewesen seyn? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort; warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen: so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern, daß er sich erst in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sey es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen. (***) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen: und also hatte

(*) Lib. VII. epig. 12.
(**) Lib. II. epig. 49.
(***) Lib. XII. ep. 21. 31.

er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr ſchon verheyrathet geweſen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters, will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bey der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters, ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch ietzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen ietzt führet, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nik. Antonio (*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buchs.

Quaecunque lusi iuvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse iam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben, gemeynt ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meynung äußert: ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunter ſetzen, noch weniger das für unreife Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftiget finden.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder

(*) Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede seyn kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich ietzt bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet? (*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu seyn glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freylich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigramme, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen. (**) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martials, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden

(*) Animad. in Spectac. p. 28.

(**) Nehmlich IV. 78. VII. 99. 100. 40 XII. 79. 101. 102. 103.

Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darinn liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß, denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Verunehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.

Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes:

elegans et poeta dignum. Und Barth (*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige in diesen zwey Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen seyn, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen; so gar das aller schlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit seyn kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt blos, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

(*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

Weit eher könnte ich ietzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuskript, welches Salmasius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meyne ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber ietzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon, (*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein ietzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

(*) Lib. VII. ep. 10.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quintus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demselben, sondern bey einem andern, Namens Atrectus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt. (*) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quinktilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet: (**) so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es ietzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen seyn, als manche ihrer theuern Nachfolger ietziger Zeit zu seyn pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bey einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramm setzen, Ubi libri venales, erschöpft den Sinn desselben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen; nehmlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen

(*) Ep. 118.
(**) Lib. XIII. ep. 3.

läßt; eine Ausgabe in Taſchenformate: dieſes erhellet aus den erſten zwey Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis, iſt der Gegenſatz von magnis, welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgeſtellt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freygelaſſene des Sekundus Lucenſis ab: denn wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon, (*) weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt. (**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Conſtabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor eſt nimium, poterit conſtare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß machen läßt; (***) nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenden Buches redet. Es iſt klar daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und war gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

(*) Lib. IV. ep. 72. (**) Lib. XIII. ep. 3.
(***) Animadverſ. in Epigr. Tom. I. p. 39.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis!

Ich weiß gar nicht, wie es Skriverrn einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist, oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern, eben so mühsam als vergeblich, aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe: so will ich nur ein Paar Beyspiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sey das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Iam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum!

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Pervttus, haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer, nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog (*);

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.

(*) Lib. 4. ep. 27.

A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies Sextilianus bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein, und einen seines gleichen, bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kayser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bey denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meynen sie einmüthig, sey klar, denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nehmlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bey dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieset, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einen Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angst herbey ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen

dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worinn ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae: und so wie es Tesserae frumentariae, olearіae, coenariae, nummariae gab (*), warum sollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque nummismata waren quinque tesserae, vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freygebig damit seyn konnte. Warum sollte man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fodern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieische Sylbenmaaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beyspiele wähle ich das ein und funfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist; nehmlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam, und das er daselbst folgendermaaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.

(*) Torrentius ad Sueton. Aug. c. 41.

Vera minus flavo radiant electra metallo;
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus.

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benennet habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzet werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht (*): κατὰ τον πυθμενα μὴ δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλὰ κατα το ϛομα. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuſſe nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es iezt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz andever Meynung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht,

(*) Lib. XI. p. 504 Edit. Casaub.

ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern, (*) in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die erſten zwey, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich, eben ſowohl Werke in Stein als in Erzt, bey alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun;

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuscum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila massa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen

(*) Cap. vs. vitae Alex. Sev.

alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Kompoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Kompoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Kompoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſo genannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeynet? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie beruffen ſich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt. (*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweyten nachgemachten Sorte, meynen ſie, ſey die Schaale geweſen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo

(*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilet worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold; und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die Andere; da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt, mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beyleget. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freylich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht blos von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es iezt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial ſelbſt, den lacaniſchen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall: (*)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe

(*) Lib. VI. ep. 42.

des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schafe ſagen durfte (*)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernſtein Bernſtein zu ſeyn aufhören müßte?

Ich komme auf die ſechſte Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, deſſen falſche Auslegung den Irrthum beſtärken müſſen.

Et niveum velix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die ſich auf der Haut äußert; ein Blatter, eine Maſer, und dergleichen. Weil nun aber ſo eine Blatter, oder Maſer, über die Haut hinaustritt, ſo ſind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verſtanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher; ohne uns jedoch zu ſagen, was es hier ſoll. Soll die Schaale ſelbſt von dieſem feinſten Silber geweſen ſeyn: wie war ſie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus geweſen ſeyn: wer ſieht denn nicht, daß dieſem der Dichter ſelbſt ausdrücklich widerſpricht, wenn er weiterhin den ſchönen goldgelben Bock beſchreibet? Eben dadurch werden denn auch die erſtern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, geſagt wird, daß ſie das Helfenbein an Weiſe übertroffen: wie können ſie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verſtand iſt dieſer. Pustula ſchließt nicht nothwendig den Begrif der Erhöhung in ſich, ſondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides iſt eben das, was bey dem Plinius auch verrucae heißen: und ſo wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelſteinen ſagt, daß ſie nach Verſchiedenheit derſelben verſchiedene Namen bekämen; ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, beſonders in den künſtlichen

(*) Lib. IX. ep. 62.

Steinen, ausdrücklich pustulas (*), als die in solchen von einem verfangenen Luftbläßchen entstanden zu seyn scheinen. Und was kann nun deutlicher seyn, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich, das glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O das wissen uns die Ausleger auf so vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — An potius claudit (luna) orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobey kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geschnitten gewesen; und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

(*) *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 16.* Fastitiis pustulae in profundo apparent.

Und hiermit breche ich ab, da ſich die übrigen Zeilen von ſelbſt erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigſtens etwas von einer Eigenſchaft erfodert wird, die ihnen leider noch öftrer abgeht, als Scharfſinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer ſollte z. E. glauben, das folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit ſelbſt zu ſeyn ſcheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden. (*)

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter;
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie iſt das möglich? wird man fragen. Was iſt da viel zu erklären? was kann noch mehr darinn ſtecken, als die trockenen Worte beſagen, welche die ganze Welt verſteht? Martial wünſcht, daß der, welcher dieſes nicht gern lieſet, und ein höhniſches Geſicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie ſteht es denn mit dem dieſes? worauf geht denn das ista? Was iſt denn das, was der Dichter, bey einer ſo hohen Verwünſchung, durchaus ohne Mißgunſt und Hohn will geleſen wiſſen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob ſich das ja wohl von ſelbſt verſtünde; und das Eine Zehntheil, welches ſich ausdrücklich darüber erklärt, verſichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial ſeine eigenen Epigrammen überhaupt verſtehe. Denn was wohl ſonſt? — Wahrlich, ſchlimm für den Martial, wenn ſich ſonſt nichts darunter verſtehen läßt! Denn ſage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter ſeyn muß, der durchaus verlangt, daß man ſeine Verſe mit Vergnügen leſen ſoll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenſchlicher Geck er ſeyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geſchmack an ſeinen Verſen finden, das Schrecklichſte dafür anwünſchen kann, was ſich nur denken läßt? Gewiß, ſo ein Geck, ſo ein bösartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl, daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitele Rolle ſpielen muß, wo er ganz von

(*) Lib. [illegible] Ep. 41.

Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista beziehet ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilet, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque minervae
Artibus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſo fort das folgende; und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwey Epigrammen unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſtehet, das iſt uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzet worden. (*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch ſehr vieles abgehe: ſo wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, erſetzen ſollen; da der Umſtand, durch den es einzig und allein geſchehen kann, ſo gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth

(*) Lib. [illegible]

müſſen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwiſchen einem Vespillo und einem ungeſchickten Arzte ſich findet, freylich auch ſchon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob ſchon der eine in einem ganz andern Verſtande, als der andere. Aber wie, wenn ſich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber geweſen; daß ſie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches ſie einem mörderiſchen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn ſich zeigen ließe, daß ſie die Gehülfen des Scharfrichters geweſen, die zugleich Verbrecher mit abthun müſſen: ſollte das nicht den Einfall des Dichters um eben ſo vieles richtiger, als beißender machen? Dieſes aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateiniſchen Dichters in dem Lakmanniſchen Manuſkripte, welches ich aus der obgedachten Abſchrift des Gudius hier mittheilen will. Es iſt auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet ſo:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß iſt klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch ſonſt ſeinen Nutzen, indem wir ſonach zugleich die Urſache erfahren, warum die Vespillones in dem römiſchen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern ſchwerlich hätte begegnen können, und daher immer ſehr fremd geſchienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar ſehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und beſonders ſo, wie ſie Schrevel vermehrt hat, von 1656, iſt noch immer die beſte Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kolleſſo zum Gebrauche des Dauphin, 1680 beſorgt hat.

Wenn man alles ſo ziemlich beyſammen haben will, was über den Martial geſchrieben worden, ſo muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariſer von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiednen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreuet iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als

Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich diese Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drey auf Pergamen sind. Doch nun eines, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter, denn die andern beide sind aus der ersten Helfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und eben nämlichen dritten abgeschrieben zu seyn, so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Paphormitae liber. Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drey Handschriften auf Pergamen, so wie auch von den vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigsten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geschickten Balänsirer, (Ventilator) welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verschiedenen Theilen seines Körpers in der Balanse wieder auffing. Von diesem sagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen sollen, so viel als cum periculo ludere, oder so viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma ac si nullum esset casus periculum; wie es uns die allzugütige

Ausleger freyſtellen: ſo ſtreitet doch das eine ſowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen ebenſo witzigen als dem Künſtler ſchmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunſt bey dem Spiele ſey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequetur, und ſonach mehr Kunſt dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu laſſen, als es zu fangen. Nun leſen drey von unſern Manuſkripten anſtatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes und ich bin völlig verſichert, daß dieſe Lesart die richtigere und wahre iſt. Ich verſtehe das pericula laudes nehmlich ſo, daß dergleichen Künſtler, wie ſie es noch thun, mündlich die äußerſte Schwierigkeit ihrer Kunſtſtücke anzupreiſen pflegten; und würde daher die ganze Stelle überſetzen: „Rühme nur, gewandter Agathia, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunſt ſey! Es ſteht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu laſſen; es verfolgt dich wider Willen u. ſ. w.“

Auch beſitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterſchen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmaſius einiges an den Rand geſchrieben. Und ob Salmaſius ſchon ſelbſt das Beſte davon hin und wieder in ſeinen Werken, beſonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus G. Hermann Schrevel in ſeine Ausgabe übergetragen: ſo dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachleſe zu halten ſeyn.

(9.)

Ich ſchließe dieſe Rhapſodie über den Martial mit einer kritiſchen Anmerkung über ein Paar Ueberſetzer deſſelben, in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachſchlagen damit erſparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, ſogar in das Griechiſche überſetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es ſchon nur von den ſpätern wäre, dergleichen den Jul. Cäſar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechiſches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechiſche des Thucydides, des Xenophon, des Theognis iſt. Sondern die dem Martial dieſe Ehre erwieſen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache überſetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anſtändige Beſchäftigung eines wahren Dichters halten: ſo habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von ſehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen ſehr viel Aufſehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bey schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Is. Kasaubonus, zu Paris 1607, zu erst heraus gab. Es enthält das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt (*), daß sie voller Schnitzer, wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachgeburthen des Skaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermehrte Vermehrung eine bloße Nachläßigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darinn an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio stehet, das gehöret nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ihr jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio (**) schon manchen klug befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen, noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerey ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern,

(*) Nehmlich Monnaye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325—350. Edit. de Paris.

(**) Bibl. Hisp. vet. l. c.

in der Note (*) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des letztern, entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen

(*) Es sind folgende: Lib. Spect. (4.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 118. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59) (70) (78) Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials; weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.

ich verſchiedene beſſere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben ſämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel iſt, in welchen ich ſo etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entſtehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieſer Handſchriften iſt hier in der fürſtlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie iſt auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geſchrieben ſeyn. So offenbar fehlerhaft ſie an vielen Stellen iſt, ſo hat ſie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem ſich die Sciopii vergebens umgeſehen. Eine Probe ſey das fünf- und ſiebzigſte Gedicht:

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me ſpectatis ocellis?
Non ſtat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc eſt, et inutile lignum:
Utilis haec, aram ſi dederitis, erit.

Es iſt ſonderbar, das Priapus einen Altar verlangen ſollte; und zu ſo einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Sciopius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nehmlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſkript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nehmlich will eben das ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagte, deſſen Epigramm an ſich hier der beſte Kommentar iſt. (*)

Blanditias nescis: dabo, dicis tibi millia centum,
Et dabo. Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben dieſem Manuſkripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo, mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zwey und dreyßigſten

(*) Lib. XI. ep. 30.

und drey und dreyßigſten befindet: doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweyte Handſchrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, iſt unter den rhedigerſchen Manuſkripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau. Auch dieſe lieſet manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beyſpiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, die mit den ſchönſten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie ſchickt ſich nun zu dieſem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey ſich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt (*). Scioppius ſahe ſich daher auch gedrungen in ſeinen Anmerkungen zu ſagen: το cunque παρελκει. Aber was iſt ſo ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier erſparen können, wenn wir mit dem rhedigerſchen Manuſkripte leſen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren ſolcher ſchönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgeſetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit! tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlaſſung ſeines Freundes, Meliſſus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, ſagt in ſeinen

(*) Ad Lib. I. Od. VI.

Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen ſollen) über die dritte Zeile dieſes Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber ſonach nur noch der Beyſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des rhediger'ſchen als wolfenbüttel'ſchen Manuſkripts vollkommen ſo lieſet. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß; denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virgils, mit Joſ. Skaligers und ſeinen Anmerkungen herausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darinn die Priapeia mit einem Manuſkripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind, wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinigkeiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachläßigkeit ſchuld ſeyn. Wenn Skaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in der Anthologie genommen ſey, warum hat man demohngeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen,

Αλλ' ὡς ἐντέταμαι; φωρ ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des gruterſchen Martials wirklich beygeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: ſo haben wir es dem Hrn. D. Reiſke zu verdanken, daß ſie dieſes Beywortes zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzuſetze, daß beide Anthologieen dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fodert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Litteratur ſtolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und doch muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigennützig heiſſen muß, wahrlich nicht zur Ehre unſerer Zeit und unſers Vaterlands fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu finden.

(2.)

Es iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiſke, ſo gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem heidelbergiſchen, nun vatikaniſchen Manuſkripte genommen worden, die einzige noch ietzt vorhandene ungedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem barberiniſchen Kodex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheinet ſehr gegründet zu ſeyn (*): und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem, wenigſtens nur die unverfälſchte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die urſprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns ietzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(*) Praefat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

(3.)

Denn was ſtellet ſich der größere Theil von Leſern, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beyſpielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren beſten Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier wofür hält er ſie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche ſich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraſchung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Verfälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauſerey gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den verliebten Abſchnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedikatoriſchen und ſepulkraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiedenen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag ſich nun freylich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können; und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeynten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreuet: aber ich will den ſehen,

welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn: ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte (*). Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch ietzt darinn findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte (**),

Παμμήτορ γῆ χαιρε· σὺ τον παρὸς οὐ βαρυν εἰς σε
Αισιγενην, κἀυτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen. (***)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris: non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, dem eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen: ſo verſteht es ſich

(*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63. et 71.
(**) Anth. lib. III. cap. 1.
(***) Lib. V. ep. 35.

darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bey den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas (**),

Υ τετρακοσι ἐξιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων' Εκαβη,
Σισυφου ὡ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem vom Martial (**),

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrinn, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzehlt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß; und Herr D. Reiſke giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne. (***)

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials (†),

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius (††)

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διφαντος ἐν ὑπνοις,
Ουκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder

(*) Anth. lib. II. cap. 9.
(**) Lib. I. ep. 101.
(***) Notit. Poet. Anthol. p. 248.
(†) Lib. VI. ep. 53.
(††) Anth. lib. II. cap. 22.

Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes, und noch immer ſo oft anzuwendendes (*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Iam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen; vide Luccilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nehmliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht (**). Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan (***), den ſogenannten Iatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynt iſt, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht: ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Eraſmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem

(*) Lib. VI. ep. 19.
(**) Anth. lib. I. cap. 39.
(***) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.

Sprichworte entlehnet ſey (*), und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmt, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig gebohrne Römer, die Griechiſch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darinn wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, „um richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden „abhange, als ein witziger Einfall.“

Es iſt, z. Exempel ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anders liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden; nehmlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bey einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit (**). Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters (***).

Εσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οινωπον Βακχου βοτρυν ἑρεπτομενος.

(*) Adagior. Chil., III. cent. I.
(**) Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. cap. 53.
(***) Anth. lib. III. cap. 25.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwey ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach. Vor Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, davon ſcheinet eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher uns denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feinern und menſchlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war, das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen: ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nehmlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden: ſondern der Leſer, bey dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beyfall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheinet, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe andern Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck deſſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sotades gethan haben dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der *Μακροβιων* ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber

wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich mehr zu widerlegen ſtehet.

(7.)

Freylich dürfte, bey dem allen, dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweytes bey, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. (*)

Πριν σ' ἐναλείψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐξι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου
Εἰκονος ἡς εἰχεν τους βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule deſſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Uebertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte, wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedem ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdenn auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bey den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchaale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die

(*) Anth. lib. II. cap. 22.

Worte sehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι' εἰκονος ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bey diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: τυφλὸν γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι. Der Scholiast meynet nehmlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da den Sieger blind geworden, so habe auch die „Bildsäule nicht anders als blind seyn können." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet seyn mußte. (*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bey dem dreymaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte: und zweytens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweyter freywilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bey den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen

(*) Plinius H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

Stücken dieſer Art, in ihr völliges Licht geſetzet worden. (*) Da nehmlich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche ſichtbar iſt, ausdrücken ſoll: ſo kann ſie von dem menſchlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Mahlerey. Der ganze Augapfel, auf welchem dieſe ſo vieles zu unterſcheiden findet, iſt für ſie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für ſie verloren gehen würde: ſo haben es ſchon ſehr alte Meiſter gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunſt, die Mahlerey hier wiederum einzuhohlen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildſäule ſelbſt war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorſtellte, in der Mitte aber abgeſchnitten war, um einen Stein zu faſſen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in deſſen Mittelpunkte wiederum ein Edelſtein befeſtiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildſäule, von welcher in unſerm Epigramme die Rede iſt, von ſolcher Beſchaffenheit geweſen, und erinnere ſich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten ſehr oft gemacht wurde: und ich meyne, wir verſtehen den Dichter nunmehr ſo, wie wir ihn verſtehen ſollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwiſſenheit und Vermeſſenheit ſonſt vorwarf, nichts geringeres als dieſes, daß ſie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häuſern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieſes Schlages war jener Arzt in der äſopiſchen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an ſchlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil ſie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergeſtellet wären, mit welchen ſie verſchiedene Dinge in ihrem Hauſe nicht mehr ſähe, die ſie vor den Beſuchen des Arztes doch zuverläßig darinn geſehen habe. (**) Dieſes Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzehlet: (***)

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt: (†)

(*) Winkelmanns Anmerkungen über ſ. Geſchichte der Kunſt. S. 81.
(**) Fab. 21. (***) Lib. IX. ep. 98. (†) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

Φαρμακιησι ροδων λεπραν και χοιραδας αἱρει,
Τἀλλα δε παντ' αἱρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth; und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bey einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweyte Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bey weiten den Vorzug ſtreitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die ſonſt nirgends zu finden, und auch lange nicht ſo verbraucht ſind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich verſteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beyſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſchet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meyne den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vorgeht.

Es heißt nehmlich, daß Hero, die Heldinn des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe. (*)

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterinn der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttinn, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in

(*) Ver. 32.

dieſem Tempel in der Stadt ward das Feſt gefeyert, bey dem ſie Leander zu erſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheinet Venus als die Beherrſcherinn des Meeres; in beiden wird eines Hauſes, und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiliget waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Prieſterinn bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden, erbauet war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

Λιτος μοι δομος ουτος, (επει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Αλλα φιλος· ποντῳ γαρ επι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ϕαυταις εις εμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. εγω δε σοι ἡ εν ερωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομαι εν πελαγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen Gebietherinn, „hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt es mir lieb. Denn ich „freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erſchrickt, und der „Schiffer mir ſeine Rettung danket. Verſöhnet Kypris! Ich bin es, die „in der Liebe, ich bin es, die auf der ſtürmenden See mit günſtigem „Winde beglücket." — Was Antipater *δομος* nennet, heißt bey dem Muſäus *πυργος*: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen, und vor Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des

Leanders abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Prieſterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἑπλετο τηνᾳ
Αἰεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Geſtade immer „auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Schiffer zur glücklichen „Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild erſcheinet: die Wogen erſchrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß, bey entſtehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherinn zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäfte der Prieſterinn: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, *ἐρωτος ἀγαλμα*: (*) und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes *ἀγαλμα* hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* ſoll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beywort laetabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab

(*) Ver. 8.

deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz, (*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach, ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm, aus der Stelle ſelbſt, nicht: aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bey dem Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredſamkeit auch wohl Glykon genennet worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übet, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meynung des Heinſius noch lange ſo abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nehmlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift, von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meiſters, wolle verſtanden wiſſen. (**) Er machte alſo aus einem Ringer, einen Gott; aus einem Menſchen, einen Stein.

(*) Lib. I. Epist. I. v. 28.

(*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meynungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beyſpiele angezogen. (*) . Es lautet ſo:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας; αἰ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἔρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐδ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſtehet, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beywort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheinet die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. »You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?«

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the antient mythology, than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Iuno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.)*

(*) Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

Ueber die sogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden.

1771.*)

Eine weibliche sitzende Figur, über Naturs Größe, das Haupt gestützet auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu Dresden für eines der schönsten und vollkommensten Werke gehalten, und hat von langer Zeit den Namen einer Agrippine geführt.

Winkelmann selbst ließ ihr diesen Namen; und sagte: „daß ihr „schönes Gesicht eine Seele zeige, die in tiefe Betrachtungen versenkt, „und vor Sorge und Kummer gegen alle äußere Empfindungen fühllos „scheine. Man könnte muthmaßen, setzte er hinzu, der Künstler habe die „Heldin in dem betrübten Augenblicke vorstellen wollen, da ihr die Ver„weisung nach der Insel Pandataria war angekündigt worden."

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor Kurzem Herr Casanova (in seiner Abhandlung über verschiedene Denkmähler der Dresdner Antikensammlung) ausdrücklich bestritten; nicht ohne Verwunderung über Winkelmannen. „Auch Winkelmann, sagt er, „legt dieser Statue den Namen einer Agrippine bey: denn auch er ist „bisweilen von der Seuche der Antiquare befallen worden, welche die „Kenntniß der Künste aus der bloßen Lektüre besitzen, und deren Auge „eben nicht der feinste Sinn ihres Körpers ist."

Unstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dingen dieser Art oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich seyn, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutrauet, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könnte?

*) Aus der Braunschweigischen Zeitung, St. 58 vom J. 1771, in den zehnten Theil der Lessingischen Schriften (1792) aufgenommen und danach hier gedruckt.

Herr Casanova sagt: „die Statue kann keine Agrippine seyn, „weil der Kopf keinem andern Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, „noch an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine in Rom, gleichet."

Ich will itzt nicht untersuchen, ob Winkelmann nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Herr Casanova verstehet. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beyde; Winkelmannen sowohl, als den Herrn Casanova.

Winkelmann sagte, es sey eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer stehenden Agrippine in dem Vorsaale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Herr Casanova sagt, es sey keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.

Winkelmann sagte, ihr schönes Gesicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Herr Casanova sagt, sie sitze mehr in einer nachdenkenden tiefsinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Gesicht sey das schönste Ideal.

Aber was reden sie denn beyde uns so viel von dem Kopf und von dem Gesichte vor? Wußte denn Winkelmann nicht, und weiß es Herr Casanova selbst nicht, daß aus diesem Kopfe nichts zu schließen ist?

Dieser Kopf ist neu; dieser Kopf gehöret, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieser dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich seyn, daß man dieses in Dresden nie gewußt hätte? Und doch scheinet es fast. Denn nur bloß vergessen können weder die Gelehrten noch die Künstler daselbst einen Umstand haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die Statue vorstellen soll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder diesen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweisen. Herr Casanova und die Künstler haben das Werk selbst vor sich, das sie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es sich kaum der Mühe, daß ich es ihnen sage: ob es sich schon sehr der Mühe verlohnet, die Sache selbst wieder allgemein bekannt zu machen.

00099685

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016